[Würfel]

Unterhaltungsbuch

am häuslichen Herde

für Jung und Alt.

Herausgegeben

von

Dr. A. W.

[A. Würfel]

Mit einem Titelbilde.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1886.



C. CLASEN PINX. H. NÜSSER SC. 556. Ausführung u. Stich d. Manz' Kunst-Verlag.

Kaiser Maximilian I auf der Martinswand.

L'empereur Max I sur la Martinswand. | The emperer Max I upon the Martinswand.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Unterhaltungsbuch

am häuslichen Herde

für Jung und Alt.

Herausgegeben

von

Dr. A. W.

[A. Würfel]

Mit einem Titelbilde.

Regensburg.
Druck und Verlag der Verlags-Anstalt
vorm. G. J. Manz.
1886.

Ein wackerer, mutiger Bursche des Riesengebirges.

Im Riesengebirge, unweit der Elbequelle, wohin alljährlich viele tausend Touristen kommen, um den Elbefall zu bewundern, welcher sich über mehr als zweihundert Fuß hohe Felsen in den Elbegrund hinabstürzt, wohnte die Waldhegerswitwe Maria Helminger mit ihren drei Kindern, zwei Buben und einem Mädchen, in einem kleinen Häuschen. In dieser Gegend befinden sich nur wenige zerstreute Wohnungen, die meist ganz von Holz erbaut und zugleich so niedrig sind, daß sie weniger „Häusern", als vielmehr „Hütten" gleichen, zu deren Herstellung die Kenntnisse eines Baumeisters nicht vonnöten sind.

Eine solche Hütte nun war es, welche die genannte Witwe mit ihren Kindern bewohnte und in der That, ein bescheideneres Anwesen konnte man nicht leicht treffen. Bestanden doch die sämtlichen Räumlichkeiten nur aus einer Stube nebst Stubenkammern und einem Boden unter dem Dache. War doch alles aus kaum behauenen Balken zusammengefügt, welche

man innen mit gehobelten Brettern, außen aber mit Latten und Schindeln überzogen hatte, so daß die Balken unter dem Überzuge förmlich verschwanden. Dennoch trotz seiner Kleinheit und Einfachheit fiel es der Mutter Maria nie ein, sich über Mangel an Raum zu beklagen, denn ihre Kinder waren ja noch nicht erwachsen — der älteste Bube zählte etwa vierzehn Jahre, während das Mädchen, das jüngste unter den Kindern, kaum die Sieben passiert hatte — und bedurften also keiner besonderen Schlafzimmer; für die Tageszeit aber war die Wohnstube geräumig genug, sogar wenn die Familie aus acht statt aus vier Mitgliedern bestanden wäre. Übrigens nicht bloß geräumig war die Stube, sondern auch freundlich trotz der rauchgeschwärzten Wände und trotz der kleinen Fensterchen, durch die man kaum den Oberleib strecken konnte. Standen diese letzteren doch im Sommer stets weit offen und ließen die gewürzige Luft das Zimmer durchstreichen.

Und wie freundlich war's erst im Winter! Oder wie? wenns draußen stürmte und tobte, wenn der Schnee in dicken Flocken die Fensterscheiben bedeckte, war's dann nicht überaus behaglich in der getäfelten Stube, deren großer fast den dritten Teil vom Raume einnehmender Kachelofen eine ununterbrochene Wärme verbreitete, während das auf der Wetterseite bis auf den Erdboden herabgehende Dach die Kälte und besonders den kalten Nordwind gar nicht ins Haus hereinkommen ließ?

Die Wohnung also war schon recht und sogar mehr als recht; allein mit dem übrigen stand's leider nicht ganz auf die gleiche Weise. Der Ehegatte Marias war ein Waldheger und zugleich Holzhauer gewesen, ein wackerer, fleißiger, thätiger Mann, der von morgens früh bis abends spät keinen anderen Gedanken

gehegt hatte, als für seine Familie zu sorgen, und der es durch seine unermüdete Arbeitsamkeit auch wirklich dahin brachte, daß er das kleine Anwesen mit etwas Grundstück nach den ersten sechs Jahren seiner Ehe beinahe vollständig abbezahlt hatte. Wie fröhlich brachte damals Maria ihre Tage hin, trotz der vielen Entbehrungen, die mit dem Leben einer armen Holzhauersfamilie, sowie mit dem Aufenthalte in unmittelbarer Nähe des Waldes stets verbunden sind! Wie sorgenlos sah sie damals der Zukunft entgegen, die ihr ja durch den rastlos wirkenden und doch immer frohgesinnten Gatten gesichert schien.

Doch „der Mensch denkt und Gott lenkt"! Der Heger, ein so starker Mann, daß sich jede Krankheit vor ihm hätte fürchten sollen, legte sich eines Tages, nachdem gerade sein jüngstes Kind geboren worden war, nieder, um nicht wieder aufzustehen. Eine Woche darauf begrub man ihn, und nun stand seine Witwe allein und verlassen mit ihren drei Kindern, von denen das älteste damals kaum sechs Jahre alt war. Das war ein harter Schlag, und Maria glaubte kaum, ihn überwinden zu können; denn wie sollte sie, die einsame Witwe, die nichts ihr eigen nannte, als das kleine Häuschen und ein bischen Grund um dasselbe herum — beides war aber noch nicht einmal ganz schuldenfrei, — und die noch überdies nichts gelernt hatte, als spinnen und stricken — wie sollte sie die Ernährung und Erziehung ihrer drei Kinder ins Werk zu setzen imstande sein.

Und doch war sie's imstande und doch überwand sie jenen harten Schlag! Aber freilich das „Wie" ist eine andere Frage.

Die armen Kinder mußten viel entbehren, noch mehr Entbehrung aber legte sich die Mutter freiwillig auf. Sie begnügte sich keineswegs mit der Vorsorge

für ihre Kinder, sowie für die Haushaltung überhaupt. Denn wo sollte denn das Geld herkommen, um das „Allernotwendigste" zu bestreiten. Überdies war auch der Zins aus der Schuld, die noch auf dem Anwesen haftete, zu bezahlen und zwar ganz regelmäßig zu bezahlen, da ja sonst am Ende das Kapital aufgekündet worden wäre. Somit mußte um jeden Preis Geld erworben werden! Allein das Allerteuerste haben wir noch nicht einmal benannt, obgleich es etwas ganz Unentbehrliches war. Wir meinen nämlich das Geld für die Kleider und Schuhe; denn wenn Mutter Maria auch für sich selbst nichts Neues anschaffte, sondern das Alte immer wieder zusammenstoppte, so konnten doch die armen Würmlein nicht so in der Welt herumgehen, wie sie Mutter Natur erschaffen hatte. Sie mußten doch wenigstens einen Anzug haben, der sie als menschliche Wesen erscheinen ließ und zugleich vor Wind und Wetter schützte, obwohl wie man sich leicht denken kann, kein Staatskleid angeschafft wurde. Somit waren die Ausgaben nicht gering, wenn man auch nur das Allernotwendigste in Anschlag brachte. Wie nun aber konnte da geholfen werden? Mutter Maria kannte nur einen Weg, und diesen schlug sie sogleich ein. Sie setzte sich nämlich in jeder Stunde, die sie sich erübrigen konnte, an ihren Spinnrocken und verwandelte ein Pfund Flachs nach dem anderen in dünne Fäden und feines Gespinst, wie es die Frauen der Reichen und Vornehmen gern sehen.

Ein Glück aber war's, daß es an Absatz nicht fehlte; denn nicht nur gab ihr die Frau Bürgermeisterin in der Stadt Hohenelbe, welcher sie schon von ihrer Jugendzeit her bekannt war, für sie selbst und ihre eigene Familie Beschäftigung, sondern sie empfahl sie auch anderen Frauen der Stadt, so daß Frau Helminger bald mehr Aufträge bekam, als sie trotz ihres

Fleißes und trotzdem sie die langen Wintermonate hindurch von morgens früh bis abends spät gar nicht mehr von der Kunkel aufstand, nur fertig bringen konnte. Das gab doch wenigstens im Frühjahr ein Stückchen Geld, wenn auch der Verdienst an sich noch so gering war und in einem ganzen Tage nicht mehr eintrug, als der Herr Bürgermeister vielleicht für ein einmaliges Eintunken seiner Feder berechnete.

So gingen die Jahre schnell vorüber, schneller als Mutter Helminger nur für möglich gehalten hätte. Die Kinder wuchsen heran gleich Tannenschößlingen und gediehen wie junge Eichbäume. War doch der älteste, der jetzt zur ersten heiligen Kommunion zugelassen worden war, ein recht strammer Bursche, während das Mädchen, das jüngste, wie wir wissen, aus dem Ärgsten heraus war. Somit hatte die Mutter bereits manche Hilfe, denn nicht nur konnten die beiden Knaben die Sommerabende und die Herbstzeit über ins Holz gehen und die Wintervorräte sammeln, nicht nur war der älteste stark genug, um das gesammelte Holz zu verkleinern und manche andere Arbeit zu verrichten, sondern auch der kleinen Marie, dem Ebenbilde der Mutter, wurde, trotzdem sie erst sieben Jahre zählte, ihre Beschäftigung angewiesen, indem sie den anderen die Strümpfe zu stricken hatte. Aber dennoch trotz allem dem wollte es nicht immer reichen, nicht einmal bei der allerstrengsten Sparsamkeit, und darum erklärte der älteste, der Fridolin — er hieß so seinem Vater nach — eines Tages in allem Ernst Schuhe und Strümpfe für einen Luxus. Auch ging er von da an immer, die strengste Winterszeit ausgenommen, barfuß, sowie er überhaupt in allem der Mutter jede Ausgabe zu ersparen suchte. War er doch ein Bursche voll Gutmütigkeit und Aufopferungslust, dabei aber auch voll Thatkraft und Energie, so daß er

nicht bloß vor keinem Hindernis zurückbebte, sondern auch alle Entbehrungen, die er sich auferlegte, so trug, als ob er die größte Freude daran hätte. Die Mutter sollte gar nicht merken, daß ihm dieses oder jenes, was er that, hart ankam, sondern er wollte sie glauben machen, als thue er dies alles aus purem Vergnügen, aber — sie merkte es trotzdem und dankte Gott alle Abende, daß er ihrem Fridolin einen solchen Charakter gegeben habe. Eine Kümmernis jedoch konnte Fridolin, so sehr er sich auch anstrengte, ihr nicht abnehmen, und diese Kümmernis war die Sorge um die Erziehung, um das Lernen ihrer Kinder. Ihr Erstgeborener hatte offenbar viel Talent und noch mehr Lernbegierde, aber wie sollte sie es anfangen, dem armen Knaben Unterricht zukommen zu lassen? Die Stadtleute und sogar die Bewohner von größeren Dörfern haben freilich von solchen Sorgen keinen Begriff, denn da hat man ja die Schulen ganz in der Nähe und kann noch extra nach Gusto auslesen; allein im Gebirge, wo man bis ins nächste Städtchen vielleicht drei Stunden zu gehen hat und wo noch überdieß im Winter die Wege meist so verschneit sind, daß man drei und vier Wochen lang gar nicht aus dem Hause kann, wie soll man da den regelmäßigen Besuch einer Schule möglich machen, wenn man nicht so reich ist, um einen eigenen Hauslehrer zu halten. Kein Wunder also, daß Mutter Helminger über diesen Punkt schwer in Nöten war, denn die nächste Schule befand sich in einem kleinen Weiler, der etwa zwei Stunden von ihrem Häuschen entfernt lag, und hier lernte man durchaus nichts, als nur allein die Anfangsgründe im Lesen, Schreiben, Rechnen und etwas Katechismus. Natürlich hatte Fridolin diese Schule besucht und sich vollkommen in den Besitz jener Anfangsgründe gesetzt. Ja, man durfte sogar mit Recht sagen, daß er darin so bewandert sei,

als der Lehrer selbst, obwohl er nur wenige Unterrichtsstunden genossen hatte, allein — auf welche Weise sollte es ihm nun möglich gemacht werden, sich weitere Kenntnisse zu erwerben? Der Junge verriet außerordentlich viel Geschick im Holzschnitzeln und brachte in der That an den langen Winterabenden manch „Kunstwerk" zustande, für das die Mutter dann später immer einige Kreuzer löste. Doch es fehlte an den nötigen Werkzeugen und noch mehr am Allernotwendigsten, an der Ausbildung im Zeichnen. Wenn er hierin nur wenigstens einigen Unterricht hätte haben können, nur wenigstens den ersten Elementarunterricht. Vielleicht könnte es ihm dann doch gelingen, durch eigene Übung weiter zu kommen und es am Ende so weit zu bringen, daß er regelrechte Bildwerke liefern konnte. Lange Zeit mußte Fridolin auf die Erfüllung dieses seines sehnlichsten Wunsches verzichten, allein vor einigen Monaten war ein junger Lehrer nach Hohenelbe gekommen, der sich in etwas aufs Zeichnen verstand, und dieser erbot sich, dem Jungen alle Wochen ein paar Stunden zu widmen, wenn dieser ihm, in Ermanglung des baren Geldes, seine Schnitzwerke dafür an Zahlung gebe. Natürlich ergriff Fridolin diese Gelegenheit mit beiden Händen und wanderte nun fast einen ganzen Winter hindurch alle Wochen zweimal unter den unsäglichsten Anstrengungen und oft mit wirklicher Lebensgefahr, wenns gerade recht schneite und stürmte — (seine Mutter wollte es lange nicht zugeben, allein er hatte sie solange gebeten, bis sie endlich einwilligte) — nach Hohenelbe hinab — also eine Strecke von fast sechs Stunden — nämlich drei Stunden hin und drei Stunden her, — um die besagte Unterrichtsstunde zu bekommen.

So stand es mit dem Hauswesen der Mutter Helminger. Versetzen wir uns nun in das Häuschen

selbst, um mit den dort lebenden Personen des näheren bekannt zu werden.

Es war an einem Frühlingsabend und die Sonne, die heute ungewöhnlich hell geleuchtet, wollte eben ins Meer hinabsinken. Mutter Helminger saß an einem der kleinen Fenster, von denen wir eben gesprochen, und hatte wie gewöhnlich den Spinnrocken vor sich, dessen Fülle sich unter dem fleißigen Drehen ihrer Spindel sichtlich minderte. Von ihren Kindern waren nur zwei anwesend, die kleine Marie, welche, nachdem sie ihre Strickaufgabe vollendet, zu ihren Füßen spielte, und der zweite Bube, der Martin, der, obwohl erst elf Jahre alt, doch schon dem Fridolin nachahmte und eifrig an einem Holzmaser schnitzelte.

„Mutter," sagte Martin, „es ist doch noch kein rechter Frühling, denn meine Finger sind ganz steif von Kälte und ein warmer Ofen würde uns ganz wohlthun."

„Aber Du weißt," entgegnete die Mutter, „daß unser Holzvorrat stark auf die Neige geht, und daß in den Wäldern weiter oben noch zu viel Schnee liegt, um von dort dürres Abholz zu holen. Auch darf man dem Fridolin nicht zu viel zumuten, sonst überarbeitet er sich am Ende und wenn er krank würde, wären wir erst recht angeführt."

Der Junge schwieg, rieb sich aber so eifrig die Hände, daß die Mutter doch am Ende lächelnd aufstand, um in die Küche zu gehen und ein kleines Feuer zu machen.

„Ich will heute noch die Kartoffeln im Ofen kochen," sagte sie, „obs wohl mehr Holz kostet, denn 's ist wirklich wahr, wenns auch den Tag über in der Sonne warm genug ist, so frierts doch noch am Abende, und ich denke, dem Fridolin wird auch eine warme Stube willkommen sein."

So stellte sie denn den Topf mit Kartoffeln — das regelmäßige Abendessen das ganze Jahr hindurch — in den eingeheizten Ofen, kehrte sodann in die Stube zurück und zündete sofort, da es inzwischen dunkel geworden war, die Öllampe an, um bei ihrem Scheine emsig weiter zu arbeiten. Eine geraume Zeit war alles still und man hörte nichts, als das Surren der Spindel oder hie und da ein unschuldig Wort von der kleinen Marie. Aber horch! — tönte das nicht wie das Bellen eines Hundes? Hörte man jetzt nicht den Pfiff eines Mannes, der den Hund zurückrief?

Anderswo, in einer belebteren Gegend, sind derlei Dinge ganz alltäglich und keinem Menschen fällt es zum Beispiel in einer größeren Stadt ein, sich nach dem Bellen eines Hundes umzuschauen; aber hier in dieser Einsamkeit, wo man im Winter vielleicht kaum alle Monate einen fremden Menschen sah, war solch eine Erscheinung ein Ereignis. Sie lauschten daher alle drei aufmerksam, die Mutter, wie die beiden Kinder.

„Ich kenne den Hund an seiner Stimme," rief jetzt plötzlich Martin aufspringend und der Stubenthür zueilend, „es ist der Hektor des Paten Waldeck, und wenn der Hund kommt, so wird der Pate selbst auch nicht weit sein."

Er eilte hinaus, kehrte aber nach wenigen Minuten schon wieder zurück, freilich nicht allein, sondern mit einem älteren Manne, den er ganz stolz an der Hand führte; der letztere war ganz wie ein Jäger gekleidet, und war wohl auch ein solcher, denn er führte Büchse, Hirschfänger und Weidmannstasche bei sich und hatte ein Gesicht, wie ein Mann, der gewohnt ist, Wind und Wetter zu ertragen. Übrigens schien er im Hause gar wohl bekannt zu sein, denn der Hund sprang wedelnd und bellend sowohl an Martin als auch an Frau Helminger und dem kleinen Mariechen empor.

„Siehst Du, Mutter, daß ich recht hatte," rief Martin fröhlich, „als ich sagte, ich kenne die Stimme des Hektor? Da ist der Herr Förster von Rothenstein, unser Pate, den wir schon eine ganze Ewigkeit nicht gesehen haben!"

„Na, na, Bube," entgegnete der Förster treuherzig, indem er zugleich der Frau Helminger die Hand hinstreckte, um sie freundlich zu grüßen, „so lange ist's gerade nicht, aber ein paar Monate her mag's immerhin sein, daß ich nicht mehr hier einsprach. Das macht, ich komme nicht oft auf diese Seite des Gebirges, denn das Wild wird da herum immer seltener, und der Graf jagt daher meist in der umgekehrten Richtung. Aber gedacht habe ich deswegen während des langen und strengen Winters doch oft an euch, und zum Beweis dessen, da, Martin, nimm mir einmal den Büchsenranzen ab, und hilf Deiner Mutter seinen Inhalt ausleeren."

Frau Helminger war aufgestanden und hatte den treuherzigen Gruß des Försters halb vertraulich, halb demütig erwidert, wie es Landleute zu thun pflegen, wenn sie einem über ihnen stehenden, von dem sie wissen, daß er es gut mit ihnen meint, begegnen; denn natürlich ihres gleichen war der Förster ja doch nicht, wenn er gleich die Patenstelle für alle ihre drei Kinder übernommen hatte. Dieses letztere kam aber einfach daher, daß Frau Helminger, die schon früh elternlos geworden war, gleich nach ihrem zehnten Jahre als Kindsmädchen in die Försterei gekommen und dort bis zu ihrer Verheiratung im Dienst geblieben war. So hatte sie sich wohl ein Herz fassen dürfen, den Herrn Förster zum Gevatter ihrer Kinder zu gewinnen, da sie ja gewissermaßen ein Mitglied seiner Familie geworden war. Auch stand sie, wie wir bereits gemerkt haben, sowohl bei ihm als auch bei seiner Gattin immer noch im besten Ange-

denken. Dessenungeachtet war die arme Frau sichtlich geniert, als der Herr Gevatter ihr befahl, nach den in der Weidmannstasche mitgebrachten Sachen zu sehen oder vielmehr sie auszupacken und als Eigentum zu sich zu nehmen.

„Nun, Maria," fuhr der Förster fort, als er dies bemerkte, „warum greifst nicht zu? Mach' doch keine thörichten Umstände, denn es ist in der That nicht viel und soll dir nur zeigen, daß meine Frau Dich ebensowenig vergessen hat als ich."

Frau Helminger that nun, wie ihr geheißen war; aber wie sie die Tasche öffnete und den Inhalt sah, fuhr sie halb erschrocken, halb freudig zurück, denn es war doch mehr, als sie glaubte annehmen zu dürfen.

„Ach, Herr Gevatter," rief sie, indem ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen, „wo denken Sie hin? Das ist ja ein wahrer Reichtum und ich Arme kann es in meinem Leben nicht mehr gut machen."

„Dummheiten, Schnickschnack!" entgegnete der Förster, sich bequem auf die Bank am Ofen niederlassend. „Was ist da viel daran? Ein Stück Zeug für Dich zu einem Rock, und dann noch eine Kleinigkeit für die Kinder und ein paar Pfund Speck, daß Du die Kartoffeln schmalzen kannst; das ist der ganze Witz. Ich wollte, ich könnte mehr thun, aber Du weißt, wir gehören auch nicht unter die Wohlhabenden und mein Dienst trägt kaum so viel, als wir notwendig brauchen. Doch jetzt kein Wort weiter von der Sache! Sag' mir lieber, wie ihr den Winter zugebracht habt, denn der war lang und hart genug. Haben die Kartoffeln ausgereicht und das Holz und war sonst nicht gerade Mangel? Du weißt, gegenüber von mir brauchst Du kein Blatt vor den Mund zu nehmen."

„Gott sei Dank, Herr Gevatter," erwiderte Frau

Helminger mit einem dankbaren Blick gen Himmel, „Gott sei Dank; wir sind recht ordentlich durchgekommen. In den Kartoffeln steckte ein wahrer Segen, denn wir haben daran noch bis in den Sommer hinein. Nur das Holz ist arg zusammengeschmolzen, so groß auch der Vorrat war, allein wie ließ sich dies bei einem Winter von solcher Länge und Strenge auch anders erwarten.“

„Aber warum ist denn der Fridolin nicht in den Wald gegangen, um neue Vorräte zu holen?“ meinte der Förster kopfschüttelnd. „Der Sturm hat doch gar manchen Ast abgerissen, so daß es dürres Holz genug giebt und daß euch der Herr Graf die Erlaubnis gegeben hat, in seinen Waldungen Holz zu sammeln, das wißt ihr ja auch. Also ist es rein euere Schuld oder vielmehr die Schuld des Fridolin, wenn euch eine warme Stube abgeht, ohne die man doch im Riesengebirge nicht leben kann.“

„Ach, Herr Gevatter,“ rief jetzt Mutter Helminger eifrig, „werfen sie doch dem Fridolin keine Trägheit vor. Ich darf ja nur ein Wort sagen, so ruht er nicht, als bis der Holzstall wieder voll ist; aber ich hab' absichtlich bis jetzt nichts gesagt, weil ich den fleißigen Buben nicht von seinen anderen Arbeiten abhalten wollte. Ach, wenn sie wüßten, wie der sich Mühe giebt, um es zu etwas zu bringen, denn er hat sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß was Rechtes aus ihm werden soll. Darum geht er wirklich alle drei Tage nach Hohenelbe hinunter, wo ihm ein neuangestellter Lehrer Unterricht im Zeichnen giebt, und was dann die übrige Zeit in der Woche betrifft, so darf er auch nicht eine Viertelstunde müßig gehen, wenn er die vielen Holzschnitzarbeiten fertig bringen will, mit denen er das Stundengeld an seinen Lehrer auszugleichen hat.“

„So steht's mit dem Fridolin?" entgegnete der Förster mit freundlichem Nicken. „Nun das freut mich von Herzen und ich hoffe auch, er wird seinen Zweck erreichen, denn 's war von jeher ein energischer Bursche und hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Aber, aber," setzte er plötzlich wie erschreckt hinzu, indem er der Frau Helminger einen ernsten Blick zuwarf, „Du willst doch nicht sagen, daß der Fridolin eben jetzt in Hohenelbe unten ist? Es ist mir schon vorhin aufgefallen, daß ich ihn nicht in der Stube innen sah, aber ich glaubte, er sei vielleicht nur auf einen Augenblick abwesend; und nicht wahr, so ist es auch? Er ist nicht in Hohenelbe unten?"

„Ei, freilich ist er unten!" erwiderte Frau Helminger, den Herrn Gevatter verwundert anschauend. „Aber ich kann Sie wahrhaftig nicht begreifen, warum Sie so ängstlich fragen? Der Bube ist ja schon vierzehn Jahre alt und kennt jeden Weg und Steg links und rechts, so daß er sich unmöglich verirren kann. Überdies hat die Sonne den Schnee bereits weggeleckt, außer in den Schluchten oder tiefer im Walde innen und sein Gang ist also diesmal bei weitem weniger beschwerlich, als er diesen Winter über war, wo er oft über die Kniee in den Schnee einsank, und nicht selten sechs Stunden brauchte, um von Hohenelbe heraufzukommen."

So wohlgemut sich aber auch die Mutter äußerte, so wollte doch die bedenkliche Miene des Försters nicht weichen, und eben war er im Begriff, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, als man draußen Tritte hörte, und gleich darauf derselbe, von dem die Rede war, nämlich der junge Fridolin, leichten Fußes in die Stube trat, um von allen, besonders aber vom Herrn Förster — wenn wir ehrlich sein wollen, so dürfen wir den guten Hektor auch nicht vergessen — aufs herzlichste

bewillkommt zu werden. Dem alten Förster schien förmlich ein Stein vom Herzen genommen zu sein, so sehr änderte sich seine Miene zum Guten und so fröhlich und leutselig wurde er wieder.

„Bist groß und stark geworden, mein Junge," sagte er, „in den paar Monaten, daß ich Dich nicht gesehen und wie ich höre, hält der Geist gleichen Schritt mit dem Körper. So ist's recht, Bursche, und wenn Du so fortmachst, so werde ich mit dem Herrn Grafen wegen Deiner sprechen, daß er vielleicht ein übriges thut und das Lehrgeld bei einem guten Meister für Dich bezahlt, weil Du dann doch höher hinaufstrebst als zum Holzhauergewerbe. Aber nun, liebe Marie, es ist mir gerade, als ob sich der Appetit in mir regte, und da Du sicherlich Kartoffeln am Feuer hast, die, wie Du weißt, mein Leibgericht sind, so wirst Du mir wohl erlauben, daß ich an euerem Abendimbiß teilnehme."

Mutter Helminger beeilte sich, den Tisch zu decken und die inzwischen gar gewordenen Kartoffeln aufzutragen, obwohl sie sich natürlich gar sehr wegen der Ärmlichkeit ihrer Mahlzeit, die gewiß anders ausgefallen wäre, wenn sie vorher etwas von dem Besuche gewußt hätte, entschuldigte. Allein der alte Förster lachte nur, denn er wußte wohl, daß Frau Helminger nichts anderes hätte auftischen können, und wenn sie ihren ganzen Speisekasten umgekehrt hätte. So setzten sich denn alle nach verrichtetem kurzen Gebete um den großen eichenen Tisch herum und ließen sich das Abendessen wohlschmecken, obwohl das Zugemüse nur allein aus Salz und der Haustrunk aus frischem Quellwasser bestand.

„Das hat mir einmal wieder geschmeckt!" sagte der Förster, als er fertig war. „Aber nun sehe ich's euch an, daß ihr euere Neugierde nicht mehr bezähmen könnt.

Nicht wahr, ihr wollt wissen, wie ich dazu komme, heute abend so spät noch bei euch einzusprechen? Will's euch sagen, Kinder, und dann wird's der Mutter Helminger auch klar werden, warum ich vorhin so in Sorge war, als ich hörte, daß der Fridolin noch nicht nach Hause gekehrt sei. Die Sache ist einfach die, man hat bei den Schneegruben ein zerrissenes Zicklein gefunden und man will dort einem Wolfe auf die Spur gekommen sein, der, wie man meint, bei der strengen Kälte des vergangenen Winters ob Mangel an Nahrung sich hierher verirrt hat. Natürlich wurde auf das verdächtige Tier sogleich von allen Seiten Jagd gemacht, aber dasselbe ist entkommen und somit ward beschlossen, daß wir Förster der Umgegend diese Nacht nach den verschiedensten Richtungen hin eine Streife veranstalten sollten, um so vielleicht den Wolf selbst zum Schuß zu bekommen oder doch wenigstens seine sichere Fährte zu entdecken. Meine Streife nun führte mich über den Rothenstein, weshalb ich auch den Gruß von meiner Frau mitbringen konnte, und geht von hier zu den Schneegruben, wohin wir Streifende uns morgen früh bei der Grubensteinaussicht zu treffen abgemacht haben, und wohin auch unser Herr Graf, der sich für diese Jagd aufs höchste interessiert, kommen wird, um die weiter zu ergreifenden Maßregeln zu besprechen. So, nun wißt ihr alles; doch wahrhaftig, jetzt ist's Zeit aufzubrechen, denn ich habe einen ziemlichen Weg zurückzulegen.

„Aber wenn Ihnen der Wolf begegnet?" sagte jetzt die kleine Marie, indem sie den Förster bittend ansah. „Bleiben Sie lieber bei uns, denn das böse Tier könnte Sie anfallen, und dann hätten wir keinen Paten mehr, der uns so viel schöne Sachen bringt."

„Ich wollte, Du hättest recht, mein liebes Kind," lachte der Förster, „und der Wolf käme mir wirklich

zum Schuß. Es wäre das einträglichste Geschäft, das ich heute nacht machen könnte; denn es sind vom Herrn Grafen hundert und von den nahegelegenen Gemeinden zusammen hundertundfünfzig Gulden Schußgeld ausgesetzt, so daß, wer den Wolf erlegt, seine zweihundert und fünfzig Gulden einstreichen darf."

„O, daß ich ein Jäger wäre!" rief jetzt der älteste, der Fridolin. „Ich würde nicht ruhen, bis ich die Bestie erlegt hätte, um das viele Geld zu gewinnen."

„Mach' Du nur auf dem Wege weiter, den Du betreten hast," erwiderte der Förster, „dann kannst Du mit der Zeit Deine Mutter ebenfalls unterstützen und erreichst am Ende ein weit höheres Ziel, als Dir, wenn Du Jäger würdest, je möglich wäre."

Jetzt stand er auf, warf seine Büchse über und machte sich zum Fortgehen fertig. Aber Mutter Helminger hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Nicht wahr," sagte sie, „Sie verbieten dem Fridolin, in der nächsten Zeit nach Hohenelbe hinab zu gehen, denn man kann nicht wissen, ob nicht der Wolf ihm über den Weg käme, und am Ende laufen auch wir in unserem Häuschen hier Gefahr, einen Besuch von dem Tiere zu bekommen?"

„Nur nicht allzu ängstlich, liebe Helminger," erwiderte der Förster. „Von den menschlichen Wohnungen bleibt der große Schaf- und Ziegendieb so fern als möglich, wie er denn überhaupt eine große Scheu vor den Menschen hat, wenn er nicht gereizt würde. Gewöhnlich zieht er sich bei Tage in das verborgenste Gestrüpp zurück und geht nur bei Nacht auf Raub aus, aber dann sucht er die Thäler auf, da er nur in diesen hoffen kann, seine Beute zu finden. Ihr braucht euch also, so lange die Sonne scheint, nicht im geringsten um den Wolf zu kümmern; wenn's aber anfängt, dunkel

zu werden, so könnt ihr ja, um ganz sicher zu gehen, euere Thüre zuschließen, und in eueren vier Wänden bleiben. Übrigens bin ich sicher, daß einer von uns, die wir diese Nacht streifen, Kunde von dem Tiere bekommt, und dann wird's morgen weggeschossen, ehe die Sonne am höchsten steht. Die zweihundert und fünfzig Gulden will halt jeder verdienen."

So ging nun der Herr Gevatter seines Weges in die dunkle Nacht hinein. Die Bewohner des kleinen Häuschens aber löschten gleich darauf das Licht und waren bald in tiefem Schlaf versunken, worin sie auch weder ein Wolf noch ein anderes Ungeheuer störte. Den anderen Morgen war freilich wieder viel von dem Wolfe die Rede, und trotz der Versicherung des Försters, daß das Tier sich nicht in die Nähe der menschlichen Wohnungen wage, litt es Frau Helminger doch nicht, daß eines ihrer Kinder vor die Hausthüre trat. Sie gab vielmehr allen strengen Stubenarrest, so sehr sich auch die beiden Jüngsten, die gewohnt waren, im Freien zu spielen, dagegen sträubten.

„Da seht auf eueren Bruder Fridolin," pflegte dann die Witwe zu sagen, wenn dieselben sich nicht fügen wollten. „Der sitzt seit heute früh unverrückt an seiner Schnitzelbank und ist bemüht, ein Stück nach dem anderen auszuarbeiten, daß es eine wahre Freude ist, ihm zuzusehen. Ich selbst aber, nun ich stehe auch nicht von meiner Kunkel auf, obwohl ich's nötig hätte, anderes zu thun, da ich in den nächsten Tagen zur Frau Bürgermeisterin nach Hohenelbe hinab muß, um abzuliefern. Wahr und wahrhaftig, ich wäre heute schon gegangen, wenn nur der leidige Wolf nicht wäre, denn ich hab's sehr nötig, das Geld für das Gespinst zu bekommen. Geht uns doch so manches in der Haushaltung ab, was wir gar notwendig brauchen. Aber ich muß mich eben gedulden, und Geduld überwindet

alles. Somit seid auch ihr geduldig und setzt euch ruhig hin, Du, Maria, zu Deinem Spielzeug, und Du, Martin, zu Deinen Sprüchen, die Du für die Schule auswendig zu lernen hast. Besonders aber stört eueren Bruder nicht immer in der Arbeit, sondern lernt lieber von ihm, wie man gehorsam und fleißig sein kann, ohne deshalb übellaunig zu werden. Thut ihr dies, dann wird er euch wieder etwas Unterhaltendes aus dem Buche, das ihm sein Lehrer in Hohenelbe geliehen hat, vorlesen, wenn er von seiner Schnitzarbeit ausruhen wird. Nicht wahr, Fridolin?"

„Gern werde ich es thun, nur noch etwas Geduld!" erwiderte Fridolin. Nach etwa einer Stunde stand er von seiner Schnitzelbank auf, nahm das von Hohenelbe mitgebrachte Buch, blätterte darin und rief dann aus: „Da habe ich denn etwas gefunden, was euch in ein nicht geringes Erstaunen setzen wird. Es ist ein Gedicht, „Klein Siegfried" überschrieben. Der war ein mutiger Bursche, wie es wohl keinen Zweiten giebt. Doch hört nur!" Nun trug Fridolin das Gedicht in feierlichem Ernste vor:

Klein Siegfried.

Klein Siegfried ging zu bürschen
Wohl in den dunklen Wald,
Da hört er bald klägliches Schreien,
Und schreckliches Heulen bald.

Doch Siegfried war nicht bange,
Er war kein blöder Wicht,
Er fühlt sich stark und mutig
Und fürcht't sich davor nicht.

Und wie er fürbaß schritt,
Ein Wolf gelaufen kam,
Der hat im blut'gen Rachen
Ein halbzeriss'nes Lamm.

Wie Siegfried das erfuhr,
Ward er ganz zornesrot,
Und ergriff den Wolf bei der Kehle
Und schlug den Schrecklichen tot.

Drauf nahm er den Wolf in die eine,
In die and're Hand das Lamm,
Hei! wie die Eltern erschraken,
Als er so nach Hause kam!

Doch lächelnd reicht er den Wolf dar
Und sprach: „Dies grausam Tier
Erwürgt' ein armes Lämmchen,
Drum schlug ich ihn baß dafür."

Und als der Vater dies hörte,
Erfreut' er sich dess' gar sehr,
Und sprach: „Thust das Du als Knabe,
So bleibt Dir als Mann nichts mehr."

Doch eilends antwort't ihm Siegfried:
„Es bleibet der Arbeit noch viel;
Die großen und schrecklichen Riesen,
Dagegen ist das nur ein Spiel.

Sie plagen die armen Menschen
Mit bösem listigem Sinn;
Doch laßt sie, Vater, nur warten,
Bis einst ich erwachsen bin.

Dann will ich von den Unholden
Die Lande alle befrei'n,
Auf das nur Recht und Friede
Auf Erden möge sein."

David Wühl.

Alle hörten mit Staunen zu, und die kleine Marie rief, als Fridolin mit dem Vortrage zu Ende war, aus: „Wenn doch der kleine Siegfried hier wäre, der würde uns gleich von dem Wolfe befreien, der da alle Jäger und selbst unseren Paten, der doch gewiß ein tüchtiger Schütze ist, in Schrecken setzt. Fridolin, weißt

Du nicht, wo er sich befindet, daß wir ihn holen könnten, und wir müßten dann nicht immer in der Stube hocken."

„Ach," antwortete Fridolin, „das weiß Gott, wo der sich aufhält." Die Mutter aber sagte: „Glaubt das doch nicht. Es ist ja nur ein Märchen."

Fridolin indessen holte sich Papier, Tinte und Feder, indem er sagte: „Das ist ein köstliches Gedicht! Das schreibe ich mir ab, lerne es noch heute auswendig und gebe es meinen Bekannten zum besten."

Martin stimmte ihm bei und nahm sich vor, dasselbe zu thun.

Am anderen Tage gegen Abend kam der Knecht des Holzhändlers Andreas Wiesinger aus Hohenelbe vorbei und teilte der Mutter Helminger mit, daß er am folgenden Tage in aller Frühe mit einer Ladung Holz nach Hohenelbe und weiter noch zu fahren habe. Solche Gelegenheit pflegte nämlich die Witwe nicht selten zu benützen, um ihre Geschäfte in Hohenelbe abzumachen, und darum versäumte es der Knecht auch nie, sie jedesmal vorher zu benachrichtigen, wenn er eine solche Fuhre zu machen hatte. Ist man doch auf dem Riesengebirge gewohnt, eine Gefälligkeit und Zuvorkommenheit gegeneinander zu haben, wovon man in den Unterlanden und besonders in den Städten keinen Begriff hat! Frau Helminger hätte nun auch diesmal von Herzen gern von der morgenden Fahrt Gebrauch gemacht, aber auf einmal fiel ihr der Wolf ein, denn wenn sie auch für sich, da sie auf einem Wagen fuhr und jedenfalls bei hellem Tage wieder nach Hause kehrte, keine Angst hatte, so fürchtete sie sich doch davor, ihre Kinder allein zu lassen. Man konnte ja nicht wissen, was passierte, und sie hätte den ganzen Tag lang vor Angst keine Ruhe gehabt.

„Ach Gott," versetzte sie daher nach einigem Be-

sinnen, „es wäre mir ein rechter Gefallen, mitfahren zu können, denn ich hätte notwendig in der Stadt unten zu thun. Aber der Wolf, der Wolf, ich kann doch wahrhaftig meine Kinder nicht allein zu Hause lassen, so lange eine solche Bestie in der Nachbarschaft herumstreift!“

„Der Wolf!“ rief der Knecht. „Ei, so wißt Ihr's denn noch nicht? Der ist ja bis nach Kynast hinübergestreift und dort heute vormittag von dem dortigen Förster richtig erschossen worden. Es soll ein Kapitaltier gewesen sein.“

„Aber ist's denn auch sicher und gewiß?“ erwiderte die Witwe.

„Ihr könnt euch darauf verlassen,“ versetzte der Knecht, „ich habe da unten einen gesprochen, der die Nachricht von einem hatte, welcher selbst dabei war, als es einer erzählte, der heute morgen von dem Thatorte herkam und es in eigener Person und mit eigenen Augen mitangesehen hatte, wie man den Wolf ins Forsthaus hinaufschaffte. Es ist also gerade so gewiß und verbürgt, als wenn wir selbst dabei gewesen wären, und für euere Kinder dürft ihr demnach keine Sorge mehr tragen. Also — ja so, daß ich das Wichtigste nicht vergesse, der Kronenwirt unten hat mir aufgegeben, euch zu sagen, daß die alte Schmiedswitwe Veronika Holzmann in Hohenelbe gestorben und gestern begraben worden sei. Ja, er hat mir's eigentlich auf die Seele gebunden, nicht vorbeizugehen, ohne euch diese Nachricht gebracht zu haben, denn sie werde von Wichtigkeit für euch sein.“

Von Wichtigkeit schien nun allerdings diese Nachricht für Frau Helminger zu sein, und zwar von sehr großer, denn sie erschrak sichtlich bis in ihr Innerstes hinein.

„Was sagt Ihr?“ rief sie zitternd vor Aufregung.

„Die alte Schmiedin ist gestorben? Ist das wirklich wahr und keine Täuschung?“

„Der Kronenwirt geht nicht mit Lügen um,“ meinte der Knecht, der über die Worte fast bös wurde, „so weit solltet Ihr ihn doch kennen. Auch meint er es gewiß auch gut mit euch, denn er läßt euch noch weiter sagen, daß der einzige Erbe der Verstorbenen, der Bezirkssekretär in Arnau, bereits in Hohenelbe angekommen sei und ohne Zweifel die ganze Hinterlassenschaft, besonders die Grundstücke zu barem Gelde machen, und die ausstehenden Schulden eintreiben werde. Somit, wenn ihr nicht in Verlegenheit kommen wollet wegen der Schuld, die noch auf euerem Hause haftet, so würdet ihr gut daran thun, selbst nach Hohenelbe hinabzugehen und mit dem Bezirkssekretär zu reden. Der sei zwar ein strenger und geldgieriger Herr, aber vielleicht lasse er sich doch erweichen und gebe Euch noch längere Borgfrist, da Ihr ja mit den Zinsen nicht zurück seid.“

„Ach Gott, ach Gott!“ jammerte nun Frau Helminger, „wie wird's mir und meinen armen Kindern ergehen! Ich habe schon früher von dem strengen Herrn Bezirkssekretär gehört und gewiß dringt er darauf, daß ich die Schuld sofort bezahle. Es sind zwar nur noch zweihundert Gulden, aber du, lieber Himmel, wo soll ich das viele Geld hernehmen, und wenn ich's nicht auftreibe, so läßt er mir am Ende das Haus versteigern und dann kann ich mit meinen drei Kindern unter freiem Himmel kampieren.“

Der Schmerz der armen Witwe war wirklich ergreifend, aber — wer sollte sie trösten und aufmuntern? Der Knecht kratzte sich verlegen hinter den Ohren, denn er wußte nichts zu sagen. Die kleine Marie aber fing ebenfalls zu weinen an, weil sie die Mutter weinen sah, natürlich ohne zu wissen, um was es sich handle.

„Mutter!“ sagte da endlich ihr ältester, der Fridolin, „Mutter, man muß nicht gleich verzweifeln. Der Herr Bezirkssekretär ist gewiß kein so hartherziger Mensch, als man ihn schildert. Und wenn er's auch wäre, ist denn dann gleich alles verloren. Kann denn Gott nicht das Herz eines anderen rühren, daß er den Bezirkssekretär bar ausbezahlt und dafür uns zu Schuldnern annimmt, gerade wie die Holzmann gethan hatte? Du rühmtest ja immer die Frau Bürgermeisterin wegen ihrer großen Güte, die sie gegen Dich habe; könnte nun diese reiche Frau nicht ihren Mann dazu bewegen, daß er die Schuld übernähme und mit der Abzahlung so lange wartete, bis ich erwachsen genug bin, um das Geld zum Heimzahlen zu verdienen? Verlieren kann er ja nichts dabei, denn der Zins ist noch immer regelmäßig bezahlt worden, und das Haus mit dem dazu gehörigen Grunde hat sicherlich den dreifachen Wert auch in den schlechtesten Zeiten.“

So sprach der junge Fridolin, und seine Worte fielen auf goldenen Boden. Lag doch so viel einfache Wahrheit darin, daß es der Mutter war, als fiele ihr ein großer Mühlstein vom Herzen.

„Mein Fridolin hat recht,“ rief sie, indem sie tief aufatmete, und die alte Farbe auf die Wangen zurückkehrte. „Auf diese Art kann's gehen und nun bin ich auch entschlossen, morgen mit nach Hohenelbe hinunter zu fahren, damit ich der Frau Bürgermeisterin meine Bitte vortrage. Gewiß weist sie mich nicht ab und ebensowenig wird ihr Mann ihr die Bitte abschlagen.“

In diesem Glauben tröstete sie sich und zwar um so mehr, als sie auch der Knecht darin bestärkte. Somit ward denn abgemacht, daß die Witwe die gebotene Gelegenheit benützen und den anderen Morgen in aller Frühe noch vor Tagesanbruch nach Hohenelbe hinabfahren sollte, worauf sich dann der Knecht entfernte.

Für Frau Helminger, da sie bloß jedes Vierteljahr in die Stadt hinabkam, gab's natürlich eine solche Masse von Dingen zu besorgen, daß man wohl ein paar Stunden nötig hatte, um sich nur alle die vielen Kleinigkeiten zu notieren.

Überdies mußte die Abrechnung mit der Frau Bürgermeisterin und den anderen Frauen, welche Flachs zum Spinnen hergegeben hatten, besorgt und also das Gespinst sorgfältig sortiert und für jede Frau besonders eingepackt worden.

Doch kam Mutter Helminger noch am nämlichen Abend mit allem glücklich ins reine und den anderen Morgen, als der Knecht angefahren kam und schon von weitem knallte, um sie auf seine Ankunft aufmerksam zu machen, da stand sie schon fix und fertig vor der Hausthüre und die Minute darauf konnte der Knecht ohne weiteren Aufenthalt fortfahren. Nicht unterlassen aber hatte die Mutter Helminger, ehe sie den Holzwagen bestieg, ihren Kindern gute Ermahnungen zu geben und besonders den ältesten, den Fridolin, daran zu erinnern, daß er als der Erstgeborene gewissermaßen Vaterstelle an den beiden anderen zu vertreten habe, wogegen aber auch umgekehrt die letzteren ihm zu gehorchen hätten, wie einem Pfleger und Vorgesetzten.

„Ich weiß nicht," meinte sie plötzlich, als der Wagen sich schon in Bewegung setzte, während ihr ältester nebenher ging, um ihr eine kleine Strecke das Geleite zu geben, „ich weiß nicht, warum es mir auf einmal so schwer fällt, von Hause fortzugehen. Ja, es ist gerade, als ob eine innere Stimme mir zurief, dazubleiben und euch nicht zu verlassen. Was meinst Du, Fridolin, sollte das nicht eine Vorbedeutung sein?"

Doch der Sohn suchte sie zu beruhigen, so gut er konnte, und bat sie, alle Ängstlichkeit fahren zu

lassen. „Ich bin ja doch kein Kind mehr, Mutter,“ sagte er, „und Du weißt, daß ich selbst mein Leben ließe, ehe ich zugäbe, daß einem meiner Geschwister ein Leid geschehe. Allein wer soll uns denn ein Leid anthun? Der Wolf, der so viel Schrecken verursachte, ist ja schon aus der Welt geschafft, wie Du vom Kutscher gehört hast. Und lebte er noch und fiele uns an, ich würde alles aufbieten, was in meiner Macht liegt, um ihn zu bewältigen. Was der kleine Siegfried vermochte, das vermag ich auch. Sonst wüßte ich nicht, was vorfallen könnte. Also fahr' nur ganz ruhig und komm' heil und gesund wieder zurück, aber besonders merke Dir, daß Du Dich heute abend nicht mit zu vielen Dingen überbürdest, denn ich kann ja, wenn ich morgen zum Zeichnenunterricht hinabgehe, einen Teil Deiner Bedürfnisse mit nach Hause nehmen.“

So ließ sich denn die Mutter beschwichtigen, aber auf der ganzen Fahrt wollte ihr der Gedanke nicht aus dem Kopfe, daß sie besser daran gethan hätte, für den heutigen Tag zu Hause zu bleiben, statt die kleine Reise nach Hohenelbe zu machen, die doch, wie sie sich selbst zugestehen mußte, eine äußerst notwendige war. Doch einmal in Hohenelbe angekommen, nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung, denn es galt ja nicht bloß ihre vielen Geschäfte in der verhältnismäßig kurz zugemessenen Zeit eines Frühlingstages abzuwickeln, sondern auch die Hauptsache, die Umstimmung des Erben der Schmiedin zu ihren Gunsten oder, wenn das nicht gelänge, die Gewinnung der Frau Bürgermeisterin und ihres Gemahls für ihr Interesse ins Werk zu setzen.

Während nun die gute Frau Helminger auf diese Weise in Hohenelbe unten thätig war, verbrachten ihre Kinder den Vormittag ganz friedlich und ruhig in der Wohnstube ihres Häuschens. Fridolin hatte sich zu seiner

Schnitzelei niedergesetzt und seinen Bruder Martin bewogen, ihm in der Arbeit, so gut er konnte, beizustehen. Die kleine Marie aber strickte aufs eifrigste darauf los, um die Mutter bei deren Zurückkunft mit recht viel fertigen Maschen zu überraschen. Gegen Mittag ging der Älteste daran, für das Mittagessen zu sorgen und machte zu diesem Behufe ein kleines Feuer in den Ofen, um die Kartoffeln darin zu sieden. Natürlich entdeckte er nun, daß das Brennholz sehr stark auf die Neige zu gehen beginne und verwunderte sich darüber nicht wenig.

„Darauf hätte mich die Mutter wohl aufmerksam machen können," sagte er zu seinem Bruder, der ihm beim Feuermachen behilflich gewesen war.

„Ja, weißt Du, warum sie's nicht gethan hat?" erwiderte Martin mit einem altklugen Gesichte. „Nur ganz allein, um Dich von Deiner Schnitzarbeit nicht abzuhalten. Ich hab's gar wohl gehört, wie sie dies dem Paten, als er vorgestern hier war, auseinandergesetzt hat. Aber weißt Du, was wir thun? Wir gehen nach dem Essen in den Wald hinaus und schleppen so viel dürres Holz herein, daß wir wieder auf vierzehn Tage ausreichen. Gewiß bereiten wir hierdurch der Mutter eine große Freude."

„Aber die Marie?" wandte der ältere Bruder ein. „Wir können doch diese währenddem nicht allein zu Hause lassen?"

„Ei bewahre!" entgegnete Martin. „Wir nehmen sie vielmehr mit uns, denn wenn sie uns auch nicht viel helfen kann, außer vielleicht beim Zusammenlesen des dürren Reisigs, so ist sie doch dann ganz sicher aufgehoben und kann sich nicht verlaufen."

Dieser letztere Grund leuchtete dem Fridolin ein und auch Marie war herzlich erfreut, einen Beitrag zu einer Bescherung für die Mutter liefern zu dürfen.

Sie setzten sich also wohlgemut zu ihrer ärmlichen Mahlzeit nieder und gleich nach Tische ging es an die Ausführung ihres Vorhabens. Fridolin suchte ein paar alte Stricke hervor, womit sie das gesammelte Holz binden wollten, und bewaffnete sich dann mit dem großen Holzmesser, dessen sich schon sein Vater beim Holzmachen bedient hatte. Nunmehr gings fort in den Wald hinaus, und trotzdem, daß der Wind ziemlich schneidend blies, während die Kinder, besonders Fridolin, nur sehr dürftig gekleidet waren, so gab es doch nicht leicht eine fröhlichere Gesellschaft, als die der Geschwister. Sie lachten und sangen und tanzten und sprangen, als hinge der Himmel voll lustiger Geigen, und als wären die Worte Not und Trübsal für sie gar nicht vorhanden. Sie hofften eine recht gute Ausbeute zu gewinnen, denn Fridolin wußte eine Stelle im Walde, wo es dürres Holz in Masse gab. Allerdings war die Stelle etwas abgelegen und man mußte in eine tiefe Klinse hinabsteigen, um dahin zu gelangen; allein was lag daran? Sie hatten ja einen ganzen Mittag Zeit, und durch die scharfen Frühlingswinde waren die Wälder schon etwas ausgetrocknet, so daß sie sich vor dem Sumpfe nicht zu fürchten brauchten.

Nach einer Wanderung von einer halben Stunde hatten sie den gesuchten Ort erreicht, und in der That gab es hier des dürren Holzes eine große Menge. War doch der Weg dahin so schwierig, daß man mit einem Wagen oder Schlitten nicht beikommen konnte, und daß es sich also von seiten der Herrschaft der Mühe nicht lohnte, das Holz schlagen zu lassen. Wäre doch das Fortschaffen höher zu stehen gekommen, als man nachher auf dem Markte aus dem Holze gelöst hätte. So blieb hier der Wald in seinem Urzustande und eben deshalb konnte es nicht fehlen, daß es der

abgestandenen Zweige, Äste und Stämme nicht wenige gab. Fridolin hatte also nur eine geringe Mühe, einige Bündel zusammenzubringen, und schon nach einer halben Stunde konnten die Kinder mit ihrer Last auf dem Rücken den Heimweg antreten. Allein natürlich — die Bündel, die sie zu tragen vermochten, gehörten nicht unter die schwersten, und sie mußten demnach, wenn sie den Holzstall im Hause anfüllen wollten, das Verfahren zum mindesten drei- oder viermal wiederholen. Allein sie ließen nicht nach und hatten sie die eine Last nach Hause getragen, so kehrten sie schnell wieder, um eine andere zu holen. So wurde es nach und nach abend, eben als sie daran waren, zum fünften Male mit ihrer Holzlast nach Hause zu kehren; allein die kleine Marie, die sich bis jetzt ganz wacker gehalten, fing nun an, über Hunger und Müdigkeit zu klagen, was auch kein Wunder war; denn sie stand seit Mittag ununterbrochen auf ihren Füßen und hatte in dieser ganzen Zeit lediglich nichts über den Mund gebracht. Ihr zu lieb setzten sie sich alle auf einen Augenblick nieder, um auszuruhen (denn sie betrachteten ihr Tagewerk so gut wie vollbracht, da sie nichts mehr zu thun hatten, als die letzte Ladung heimzutragen) und verspeisten die paar kalten Kartoffeln, welche vom Mittagessen übrig geblieben waren, und die Fridolin das letzte Mal vom Hause mitgenommen hatte.

Es lag eine merkwürdige Stille über der Natur, denn man hörte weder die Stimme eines Menschen noch eines Tieres. Ja, nicht einmal das Zirpen und Zwitschern eines Vogels ertönte, indem das Riesengebirge gar arm an Singvögeln ist, und überdies damals die Jahreszeit für diese lustigen Tierchen noch zu kalt sein mochte. So wagten es die Kinder beinahe ebenfalls nicht, laut zu sein, sondern saßen ganz still und schweigsam, und man sah ihnen wohl an, wie

abgemattet von der vielen Arbeit sie waren. Doch endlich dünkte es dem Fridolin Zeit zum Aufbruche, denn die Sonne war im Scheiden begriffen, und sie wollten doch daheim sein, wenn die Mutter, die nun unmöglich mehr lange ausbleiben konnte, von Hohenelbe zurückkehrte. Er unterbrach also das Stillschweigen und wandte sich an seine kleine Schwester, die hart an seiner Seite ruhte.

„Bist Du noch so müde, Mariechen," sagte er, „oder meinst Du nun den Heimweg antreten zu können? Ich würde Dich gerne tragen, aber dann müßte ich ja mein Holzbündel liegen lassen und das wirst Du dem doch nicht haben wollen?"

„Nein, nein," erklärte das Mädchen, „ich kann schon gehen, aber laß mich nur noch vorher eine kleine Weile sitzen. Es ist gar so weich und angenehm auf dem Moosgrunde da."

„St! St!" flüsterte jetzt Martin, der ein außerordentlich scharfes Gehör hatte. „Es ist mir, als vernähme ich da Tritte eines Tieres, das sich durch den Wald hinschleicht. Und horch! Klang das nicht wie der Anschlag eines Hundes, der auf die richtige Fährte gekommen ist?"

Sie lauschten aufmerksam und richtig, der kurze Anschlag des Hundes ward von allen ohne Widerrede zugestanden. Dagegen ließ sich von den Tritten eines wilden Tieres nichts hören.

„Du hast Dich getäuscht, Martin," sagte Fridolin leise, „es ist kein verdächtiges Tier in der Nähe. Aber auf alle Fälle wird's gut sein, wenn wir uns sofort davon machen."

„Ich habe mich nicht getäuscht!" schrie Martin, indem er mit beiden Beinen zugleich aufsprang und von Schrecken ergriffen die Arme weit ausstreckte. Und richtig, er hatte sich nicht getäuscht, denn in diesem

Augenblicke trat aus dem Gebüsche, welches mit Schilfgras vermischt, den ganzen Untergrund bedeckte, ein Tier hervor, dessen Erscheinung, obwohl es nicht im Sprunge, sondern eher schleichend herankam, nicht bloß Kinder, sondern auch erwachsene Personen mit Entsetzen erfüllen mußte. Sah es doch stärker, größer und wilder aus, als der stärkste, größte und bissigste Hund. Standen ihm doch die langen, zottigen Haare fast borstenartig vom Leibe, funkelten doch seine kleinen Augen wie vergiftete Dolche, und stand doch sein über und über mit Zähnen besetzter Rachen so weit offen, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, mit Haut und Haar von ihm gefressen zu werden. So kann man sich wohl denken, welchen Eindruck die plötzliche Erscheinung dieser furchtbaren Bestie auf die armen Kinder machte. Marie und Martin waren vor Entsetzen ganz außer sich, und selbst Fridolin, obwohl ein entschlossener und kräftiger Bursche, konnte sich eines Grausens nicht erwehren, besonders da er das Tier aus einer Beschreibung, die er in einem Buche gelesen hatte, im Augenblicke erkannte.

„Ein Wolf!" ein Wolf!" schrie er und seine Haare sträubten sich empor; sofort jedoch wußte er schon, was er zu thun hatte. Mit einem Sprunge stellte er sich hart vor seine beiden Geschwister und schwang mit der Rechten sein großes Holzmesser, während er die Linke über seine Schwester und seinen Bruder schützend hinbreitete.

Es war ein furchtbarer Augenblick! Hart vor den Kindern hielt der Wolf, heulend den Kopf emporstreckend und den Rachen aufreißend, wie wenn er im Augenblicke zuschnappen wollte; vor seinen Geschwistern aber stand Fridolin mit flammenden, auf das Untier gerichteten Augen, damit er augenblicklich mit seinem hoch emporgehobenen Messer darniederfahren könne, wenn der Feind den Sprung zum Angriffe mache. Sein

Entschluß stand fest, lieber sein Leben zu opfern, ehe er seine Geschwister preisgebe!

Jetzt folgte die Entscheidung. Das wilde Tier machte eine rasche Bewegung nach vorwärts; aber — niederfuhr das Hackmesser Fridolins und spaltete dem Wolfe beinahe die ganze Schnauze, so daß er brüllend vor Schmerz zurückfuhr. Doch den Augenblick darauf war das Tier zum zweiten Sprunge bereit, und die Wut über die erhaltene Wunde stachelte es offenbar zur doppelten Anstrengung auf. Mit furchtbarem Satze sprang es an seinem Gegner hinauf, diesen durch seine Wucht beinahe über den Haufen werfend; allein zum Glücke hatte sich Fridolin vorgesehen und sich nach vorwärts gebeugt, daß er den Stoß aushalten konnte. Auch traf sein zweiter Hieb nicht minder gut, als der erste; er brachte dem Wolfe eine tiefe Wunde im Genicke bei. Aber leider blieb hierbei der junge Held nicht unverwundet. Er hatte nicht verhindern können, daß die scharfen Zähne der Bestie ein Stück Fleisch ihm aus der Schulter rissen, als er das Tier durch seinen zweiten Hieb zum nochmaligen Rückzug nötigte. So sehr nun auch Fridolin blutete, er ließ nicht ab vom Kampfe, sondern erwartete unverzagt den dritten Anlauf seines Feindes. Da hörte er aber eine Stimme hinter sich flüstern: „Bücke Dich, Fridolin, auf die rechte Seite hinüber, daß ich dem Wolfe ins Auge sehen kann!" — Er gehorchte augenblicklich, sozusagen, mechanisch, und in der Sekunde darauf fielen hintereinander zwei Schüsse, welche den Wolf zu Falle brachten, daß er alle Viere von sich streckte. Fridolin sah noch das Tier stürzen, dann aber vergingen ihm die Sinne und für die nächste Viertelstunde wußte er nicht, was mit ihm vorging. Die Aufregung und Anstrengung aller seiner Kräfte, verbunden mit dem Blutverluste, hatten

auf seinen jungen Körper zu stark eingewirkt, als daß er länger hätte widerstehen können.

Die Ohnmacht, die ihn überkam, dauerte übrigens nicht lange; allein wie er erwachte, fand er die ganze Scene verändert. Die Gegend war allerdings dieselbe geblieben, und auch der Wolf lag noch auf der nämlichen Stelle hingestreckt, auf welcher er niedergestürzt war; aber der früher stille und öde Platz war sehr belebt geworden. Standen doch eine Menge Jäger und Jägerburschen im Kreise herum, da sah sich doch Fridolin selbst von vieren oder fünfen von ihnen umringt, während ihn sein Pate, der Förster von Rothenstein auf dem Schoße hielt. Zuerst war der junge Bursche verwirrt; dann aber erinnerte er sich, wenn auch nur dunkel, dessen, was vorgegangen war, und unwillkürlich machte er eine Bewegung, um nach seiner Schulter, die ihn sehr zu schmerzen begann, zu greifen. Allein sein Pate hielt ihn mit eiserner Hand fest.

„Halt, mein Junge, halt!" sprach der Förster in rasch befehlendem, aber doch überaus freundlichem Tone, „nur noch ein klein wenig Geduld, bis der letzte Verband angelegt ist, denn bei einer Wunde, die von einem Wolfe herkommt, kann man nicht vorsichtig genug sein. Sollte man doch fast meinen, die Bestien hätten Gift in ihren Zähnen, so eiterig und langwierig wird ein Wolfsbiß, wenn man nicht mit der Sache umzugehen versteht! Aber sei ohne Sorgen, mein Fridolin, ganz ohne Sorgen; denn bei Dir ist alles geschehen, was nur irgend geschehen kann, um das Gift gleich auf der Stelle auszuziehen, und ich stehe Dir dafür, in vier Wochen gehst Du wieder so gesund herum, wie zuvor."

Jetzt erst kam Fridolin zum vollständigen Bewußtsein, und nun war sein erster Gedanke der an seine Geschwister.

„Marie, Martin!“ rief er mit angsterfüllter Stimme, und suchte sich mit aller Gewalt — obwohl vergeblich — emporzuschnellen, um sich nach ihnen umzuschauen. Allein seiner Angst sollte er gleich enthoben werden.

„Da sind wir, Fridolin,“ entgegnete ihm allsobald der kleine Martin, der das Schwesterchen an der Hand hielt und hart hinter ihm stand. „Da sind wir und ganz gesund, denn der Wolf, denn du totgeschlagen hast, hat uns gar nichts gethan.“

„Gott sei Dank, Gott sei Dank!“ hauchte Fridolin, „ich habe der Mutter mein Versprechen gehalten; den Geschwistern ist kein Leid geschehen.“

Nun ließ er sich ruhig vollends verbinden, und gab auch nicht einen einzigen Schmerzenslaut von sich, obwohl das Gefühl immerhin ein schmerzliches sein mußte. Im Gegenteil, sein Auge blickte wie dankerfüllt gen Himmel, und in seiner Miene lag ein Lächeln der Zufriedenheit. Doch jetzt waren die Jäger, die sich bisher mit ihm beschäftigt hatten, fertig, und sein Pate wollte ihn nun sachte emporrichten. „Wir wollen's probieren, mein Lieber,“ sprach er, „ob Du stark genug bist, auf Deinen Füßen zu stehen, denn Du hast viel Blut verloren und bist schwer verletzt worden. Aber die Kräfte werden schon wieder kommen, und früher, als Du jetzt glaubst.“

Doch der Junge schien keineswegs so schwach zu sein, als der Förster voraussetzte, denn kaum fühlte sich derselbe nicht mehr von den starken Armen des Paten festgehalten, als er mit Blitzesschnelle aufsprang und mit einem Satze neben seinen Geschwistern stand, die er nun nacheinander mit seiner Linken umfaßte und nach Herzenslust liebkoste.

„Gesund, gesund,“ jubelte er, „alle beide gesund und ganz unverletzt. Aber jetzt kommt, Marie und Martin, laßt uns schnell nach Hause eilen, damit die

Mutter nicht vor uns eintrifft und über unsere Abwesenheit in tausend Ängsten gerät."

Ohne Zweifel war es ihm ernst, mit seinen Geschwistern eilends heimzugehen; allein sein Bruder Martin zupfte ihn an der Jacke und deutete stumm nach einem hohen Herrn, welcher der ganzen Scene bisher still-lächelnd zugesehen hatte. Es war dies ein gar stattlicher Mann, in feiner Weidmannstracht, dem die übrigen Jäger mit großer Ehrerbietung begegneten, in dessen Gesicht aber das größte Wohlwollen lag. Dessenungeachtet hatte Fridolin kaum in der bezeichneten Richtung hingesehen, so schlug er sein Auge wieder zu Boden und blieb nun in der tiefsten Verlegenheit stehen.

„Hierher, mein junger Held," ergriff nun der hohe Herr das Wort und winkte zugleich dem Fridolin in äußerst gewinnender Weise. „Komm' nur ungescheut ganz hart zu mir her; denn ein Bursche, der solchen Heldenmut besitzt, wie Du, und der mit der Kühnheit noch ein vortreffliches Herz verbindet, ein solcher Bursche dürfte keck vor einen König oder Kaiser treten, und wenn er zehnmal kein hochzeitliches Kleid anhätte. Gieb mir Deine Hand, mein Junge, und schau' mir voll ins Gesicht, denn ich liebe solche Kameraden, wie Du einer zu werden versprichst. Nun, meine Herren," fuhr er nach einer Pause fort, indem er sich an die sämtlichen anwesenden Jäger und Förster wandte, „wer hat nach ihrer innersten Überzeugung das Schußgeld, welches auf die Erlegung des Wolfes ausgesetzt war, verdient? Derjenige, welcher das Tier nur allein mit einem Hackmesser bewaffnet angriff und mit dieser geringen Waffe so verwundete, daß dasselbe ohne Zweifel an den Folgen dieser Wunde daraufgegangen wäre, oder derjenige, welcher die paar Schüsse losknallte, durch welche der arg blutende Wolf zu Falle gebracht worden ist? Sprechen sie sich aus, meine Herren, und

zwar ungeniert und unverhohlen, denn nach ihren Entscheid soll verfahren werden."

„Herr Graf," erwiderte alsbald der alte Förster von Rothenstein, „da ist der Entscheid leicht zu geben und ich bin gewiß, daß alle meine Kameraden in diesem Punkte denken, wie ich. Die zwei Kugeln, die ich dem Wolfe aus meinem Gewehre in den Pelz jagte, haben bloß zur Folge gehabt, daß derselbe eines schnelleren Todes verstarb, als er sonst verstorben wäre, wenn ich nicht geschossen hätte; der wirkliche Bekämpfer und Erleger ist aber sicherlich der junge Bursche da, der Fridolin Helminger, mein Pate, auf den ich ganz stolz bin, und somit kann wohl nicht der geringste Zweifel obwalten, wem das von Euerer Excellenz und von den Gemeinden ausgesetzte Schußgeld zukommt. Oder ist etwa einer da, der anderer Meinung wäre? Der trete hervor und sag's frei heraus, dann will ich ihm gleich widerlegen."

Aber es gab keinen einzigen, der anderer Ansicht gewesen wäre, sondern alle stimmten unbedingt dem bei, was der Förster von Rothenstein sagte.

„Gut also," erklärte jetzt der Graf, welcher über diesen Entscheid höchlich erfreut war: „Gut also, das Schußgeld gehört dem Jungen und diesem ganz allein. Das ist Ihre Meinung und auch die meinige, denn der Bursche hat es wahrhaftig doppelt und dreifach verdient. Deine Mutter," fuhr er dann gegen Fridolin gewandt, fort, „kann dasselbe in den nächsten Tagen erheben und sie wird's wohl brauchen können. Was aber Dich selbst betrifft, mein tapferer Bursche, so werde ich Dich jetzt in Deine Wohnung geleiten lassen, und dort angekommen, wirst Du Dich sogleich zu Bette legen, damit Dir das Fieber keinen Schaden thue. Morgen schicke ich meinen eigenen Arzt hinauf, daß er nach der Wunde sehe, und in vier Wochen, hoffe ich, bist Du

wieder so gesund als vorher. Dann aber, sage ich Dir, sei Dein erster Ausgang zu meinem Schlosse, da will ich Dich meinen eigenen Buben zeigen, daß sie ein Beispiel an Dir nehmen."

Mit diesen Worten brach der hohe Herr auf und trat, nachdem er noch einige Befehle erteilt, mit seinen Begleitern den Heimweg an. Der Förster von Rothenstein aber nahm seinen Paten an der Hand, während ein paar andere Jäger die Marie und den Martin führten, und nun ging's im Triumphe der Hütte der Mutter Helminger zu, wohin die Forstdiener auch den getöteten Wolf zu schaffen hatten. Jetzt erst erwachte Fridolin aus der Betäubung, in welche ihn die Freude über die letzten Vorgänge und besonders auch die Worte des edlen Grafen versetzt hatten.

„Juchhe," rief er, „nun ist meiner Mutter geholfen, denn wir können die noch auf unserem Häuschen haftende Schuld bezahlen, ohne jemand gute Worte wegen Aushilfe geben zu müssen."

Was sollen wir nun noch weiter hinzusetzen. — Einige wenige Worte werden genügen, den Leser über den kommenden Verlauf oder vielmehr über das Ende dieser Geschichte aufzuklären.

Mutter Helminger hatte in Hohenelbe ihre Geschäfte besorgt, aber sie war nur wenig zufrieden mit dem Erfolge. Zwar der Lohn für ihr Gespinst war ihr richtig ausbezahlt worden und sie hatte auch ihre sämtlichen notwendigen Einkäufe gemacht; allein mit der Hauptsache, mit der Hausschuld, wollte es ihr nicht recht glücken. Der Bezirkssekretär sagte, als sie ihm ihre Bitte um Borgfrist auf ein paar weitere Jahre vortrug, weder ja noch nein! und der Bürgermeister erklärte, derzeit nicht so bei Kasse zu sein, um die benötigte Summe vorstrecken zu können. „Sie sollte später wieder kommen, vielleicht gehe ihm inzwischen

Geld ein.“ Das war natürlich ein schlechter Trost, und die gute Frau Helminger trat daher ihren Heimweg mit recht schwerem Herzen an. Je weiter sie aber kam, desto ärger wurde ihre Beklemmung, und am Ende überfiel sie wieder dieselbe Angst, welche sie vor ihrem Abgange heute morgen verspürt hatte. So ging sie denn von Minute zu Minute schneller, um ja recht bald nach Hause zu kommen, und am Ende verwandelte sich das Gehen fast in ein Rennen. Aber — wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie endlich ankam, und die Kinder nicht zu Hause traf. Schon befürchtete sie das Ärgste; allein wer beschreibt nun umgekehrt ihr Frohlocken, als gleich darauf der Gevatter mit allen drei Kindern ankam, und sie eins nach dem anderen in ihre Arme schließen konnte? Ja, wer beschreibt vollends ihre vollständige Verzückung, als der Gevatter erzählte, wie sich der Fridolin gehalten, was der Graf über ihn geäußert, und welche Belohnung er ihm zugesprochen habe!

Die zweihundert fünfzig Gulden Schußgeld wurden geholt und die Hausschuld damit bezahlt. Auch stattete Fridolin, nachdem er vollständig hergestellt, dem Herrn Grafen richtig seinen Besuch ab; aber dieser begnügte sich nicht damit, ihn seinen Knaben vorzustellen, sondern er sandte ihn vielmehr in eine bessere Schule zu seiner weiteren Ausbildung und sorgte überhaupt von nun an wahrhaft väterlich für die ganze Familie.

Seither sind nun viele Jahre vergangen, und von den beteiligten Personen lebt schon keine mehr. Aber noch müssen wir berichten, daß Fridolin Helminger, der Wolfskämpfer, ein ausgezeichneter Kunsttischler, der wunderschönes Schnitzwerk lieferte, wurde und zuletzt als ein vermögender Fabrikbesitzer viel Gutes that.

Campanula.

In tiefe Gedanken versunken wanderte Paulinus, Bischof in Campanien, nach seiner fernen Heimatstadt Nola zu.

Er hatte eine Rundreise gemacht, war von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt gezogen, um die Christen zu ermuntern und zu stärken im Glauben. Vieler Gleichgültigkeit, vielem Aberglauben, vielem Unglauben war er begegnet, deshalb war des treuen Bischofs Seele betrübt. Betend erhob er sich zu seinem Herrn: „Laß Stimmen von oben über die arme, dunkle Erde wehen," flehte er leise, „durchbrich Du den Nebel, der zwischen Dir und uns liegt. Kette Herz an Herz in unserer Zerrissenheit. Rufe zusammen, was irre geht. Herr! Herr! verbirg Dein Antlitz nicht vor uns. Laß Deinen Odem wehen, daß die Herzen angezogen werden und nicht irre gehen im endlosen Dunkel."

Einsam und immer einsamer wurde die Gegend. Der fromme Wanderer merkte es kaum; denn nur seine Füße berührten die staubige Erde, seine Seele weilte in heiliger Rührung bei dem Herrn.

Als die Sonne sich gegen Westen neigte, setzte sich Paulinus an einem Felsen, der am Ende des Weges lag; eine ungewohnte Mattigkeit lähmte seine Glieder, die Augenlider wurden schwer, unsicher tanzten die Gegenstände seiner nächsten Umgebung vor seinen Blicken. Einen Augenblick kämpfte der Müde gegen den Schlaf. Sehnsüchtig erhob er noch einmal das Auge zum Himmel, der in purpurnem Schein sich über ihm wölbte. Unbestimmt trat noch einmal die Bitte auf die leise

sich regenden Lippen: „Gieb Stimmen, o Herr, gieb Stimmen von oben!“ Siehe, da regten sich im Abendwinde oben am Rande des Felsens wunderliebliche Blumen. An schwankem, fast unsichtbarem Stengel wiegten sich leise die Blumenglocken. Halb wachend, halb träumend sah der Bischof, wie aus den purpurnen Abendwolken lichte Engelsgestalten stiegen, um die Glocken zu wiegen am zarten Stengel und horch! aus den Blumenkelchen lösten sich silberne Stimmen, die wie Geistergesang das entzückte Ohr berührten: Komm'! komm'! . . „O Herr, gieb Stimmen,“ flehte noch einmal der fromme Hirte, dann schloß sich völlig sein Auge, und erst als feuersprühend die wiederkehrende Sonne am Horizonte erschien, erwachte der Schläfer. Noch tönte in seinem Ohr das liebliche Singen der Blumen, noch suchte sein Blick die geflügelten Boten des Himmels, welche die Glocken bewegt hatten. Doch umsonst, er fand nur die blauen reizenden Kelche, die der leise Hauch des Morgenwindes bewegte. Tief ergriffen kniete Paulinus nieder am Felsen. Wie weiland Jakob hätte er die Stätte Bethel heißen mögen, denn freudig erkannte er, daß hier der Geist des Herrn geweht und ihm ein Geheimnis enthüllt habe. — Neu gestärkt erreichte er seine Heimat, und bald hatte er sich wieder in die gewohnten Beschäftigungen gefunden. Doch während er schrieb und dachte, ja während er betete, hafteten seine Blicke auf den blauen Glocken, die im Wasserglase neben ihm standen. Wenn dann die Kirchendiener mit Cymbeln durch die Straßen zogen, um die Christen zum Gottesdienste zu rufen, da war dem Bischof, als müßten Stimmen von oben den Überrest von heidnischem Götzendienst verdrängen.

Das Wie? wollte und mußte er lösen. Darum beschied er seinen Nachbar Kupferschmied, einen geschickten, frommen Mann, zu sich. Stunden und Tage

verweilten die beiden zusammen in heimlich verschlossener Stube. Forschend betrachteten sie der zarten Blume Gestalt. „So, so muß es sein!“ rief endlich befriedigt der erfahrene Handwerksmann. Drunten im geräumigen Garten baute er einen Ofen und formte aus Lehm ein Gebilde genau wie das der Blumenglocke, doch groß und breit. Dann mischte er Kupfer und Zinn und Wismut zum siedenden Brei und füllte die thönerne Form, und als sie erkaltet war, schälte er den glänzenden Kern aus der Schale. Freudig ergriff der Bischof den Hammer und berührte zitternd die neuerstandene Glocke, und horch! die Stimmen von oben schlugen in silbernen Wellen an sein Ohr. Wonneschauernd entblößte Paulinus das greise Haupt und kniete neben dem vollendeten Werke.

In Nola in Campanien versammelte zum ersten Male die Glocke die Christengemeine zum Gebet. Daher erhielt die Blume, die zum Modelle gedient hatte, den Namen Campanula.

Seither ziehen die Stimmen von oben über die Menschheit und rufen bald mit der Freude Feierklang, bald mit dumpfem, düsterem Tone die Seelen himmelwärts. Und wenn die Glocke auch schweigt, so zittert der Nachhall noch bittend durch die Luft, als könne er die Erde nicht verlassen, ohne ein Herz mit hinauf zu nehmen zum ewigen Lichte.

Der unberufene Erbe.

I.

Still senkte sich der Abend hernieder und nur ein paar östliche Bergkuppen waren noch von den letzten Strahlen der im Westen versinkenden Sonne beleuchtet. Auf den Wassern und in der Thälern lagerten sich überall schon taufeuchte Nebel und zitterten wie ein silberner Hauch über die Wiesen hinweg. Und wie sich überall das Scheiden des Tages verkündete, so auch auf dem stillsten und friedlichsten Orte, dem Friedhofe.

Vor den Thoren einer mittelgroßen Stadt in freundlichster Gegend gelegen, glich dieser Friedhof einem wohlgepflegten Garten. Den freien Platz des Einganges beschatteten ehrwürdige Linden und bildeten eine Art Rotunde, an deren Ausgängen steinerne Bänke standen, zur Ruhe für die Besucher der geweihten Stätte. Weiterhin durchkreuzten Alleen zierlicher Akazienbäume den weiten Raum und säumten die Gräberfelder ein, die einen nicht minder poetischen Anblick boten. Denn über vielen Rasenhügeln erhoben sich gußeiserne Kreuze oder dunkle Lebensbäume, auf vielen ruhten weiße Steinplatten mit goldenen Buchstaben und Palmen geschmückt, oder es blühten eingepflanzte Blumen darauf, oder Kränze und Totenkronen dienten ihnen zum frischen Schmucke. Weiterhin bei der letzten Mauer bot der Friedhof freilich ein traurigeres Bild. Hier befanden sich die frischeren Gräber, die noch kein Rasen freundlich überkleidet hatte, an denen noch die aufgeworfene Erde an allen Jammer des Todes ermahnte,

und halbverwelkte Blumen mit verblichenen Bändern von den letzten Ehren sprachen, die nicht nur die Liebe, sondern auch die Sitte den Heimgegangenen auf ihrem letzten Wege erwiesen.

An einem dieser Gräber knieten zwei junge Mädchen in tiefer Trauer. Sie hatten frische Blumenkronen auf die verwelkten gelegt und neigten sich schmerzversunken darüber, ein stilles Vaterunser für die Ruhe der dort Begrabenen betend — aber jetzt weckte sie das Läuten des Glöckchens, das den Feierabend und zugleich den nahen Schluß des Kirchhofes verkündete.

Das älteste der Mädchen — sie mochten etwa achtzehn und fünfzehn Jahre zählen — erhob sich zuerst und sagte: „Komm', Helene, wir müssen fort — es läutet schon — komm' — wenn — wenn wir wieder draußen um die Stadtmauer gehen, da ist es auch still und einsam und Du kannst mir dann sagen, was Du mir hier zu sagen versprachst und doch nicht über Deine Lippen brachtest."

Helene gehorchte dem Winke, aufzustehen, aber sie antwortete: „Ich werde es auch dort nicht über meine Lippen bringen — eben jetzt, wo ich zum letzten Male an dieser Stelle bin, habe ich der Tante gelobt, es nicht zu sagen — und ich werde Stärke besitzen, das Gelöbnis zu halten."

„Aber Du kannst es doch mir sagen, Deiner älteren Schwester," sagte diese, Namens Marie, und faßte liebreich die Hand des fast zitternden Mädchens.

Helene aber schüttelte so hastig mit dem Kopfe, daß sich der kleine runde schwarze Hut auf den hellen Locken unruhig mit hin und her bewegte und rief: „Nein, nein, nie werde ich es sagen! ich habe schon ein Unrecht begangen, als ich in der Übereilung innerer Angst Dir andeutete, daß ein Geheimnis auf

meiner Seele lastet, welches niemals von mir genommen werden kann, ob ich es Dir sage oder sonst jemand, bleibt sich ganz gleich — ich habe gelobt, zu schweigen, und werde das Gelöbnis halten, mag aus mir werden, was da will!" Und als die Schwester noch einmal gegenreden wollte, bat sie heftig und weinend: „Sei still und führe mich nicht in Versuchung!"

Und so legten sie jetzt in der That still und ein jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, den Weg nach der Stadt zurück. So hatten sie, versenkt in ihren Schmerz und durch das sonst Vorgefallene erregt, nicht gesehen oder doch nicht beachtet, daß nicht weit von dem Grabe, das ihnen hier das teuerste war, ein Herr unter einer Akazie lehnte, der ihr letztes Zwiegespräch vernahm und dadurch aufmerksamer auf beide ward. Auch er trug den Trauerflor um Hut und Arm und kam von einem geliebten Grabe.

Als ihm der Totengräber das Ausgangsthor öffnete, fragte er diesen: „Kennen Sie die beiden jungen Mädchen, die eben jetzt den Friedhof verließen?"

„Ei wohl," antwortete der Gefragte, „es sind die zwei Fräulein Blumenfeld, ein paar arme Waisen, die, trotzdem sie hier bei reichen Verwandten ganz glücklich lebten, jetzt, wo ihre Tante, deren Grab sie eben besuchten, vor einigen Wochen plötzlich gestorben ist, damit Vater und Mutter sozusagen zum zweiten Male verloren haben. Ich weiß nicht, was aus ihnen werden wird."

„Und der Name dieser Tante?" fragte der Fremde.

„Frau Klara Kreilhuber," antwortete der Totengräber.

Der Fremde fuhr bei Nennung dieses Namens leise zusammen.

„Und das war ihr Grab?" rief er.

Der Totengräber bejahte. Der Fremde wollte nun noch einmal dahin zurück, aber der Schließer sagte: „Es thut mir leid, aber es wird schon dunkel, schon ist die Schlußzeit eine halbe Stunde vorüber und ich habe den strengen Befehl, später niemand herein und heraus zu lassen. Sie sehen, ich kann keine Ausnahme machen.“ Damit deutete er auf mehrere Personen, die sich gleichfalls verspätet hatten und am Thore zurückgewiesen wurden. Darum konnte der Fremde weder zum Grabe zurück, noch sein Gespräch mit dem Totengräber, der hinter der geschlossenen Pforte von Eisenstäben verschwand, fortsetzen. So blieb ihm also nichts anderes übrig, als seinen Weg nach der Stadt anzutreten.

Der Abend brach schnell in das Thal herein, die fernen Berge hoben sich schon nicht mehr deutlich von den Wolken ab, und selbst in der Nähe verschwanden die Gegenstände ineinander. Der Weg nach der Stadt wand sich etwas aufwärts und kreisförmig zu seinem Ziele, so daß man ihn zuweilen aus dem Gesichte verlor und dann in der Entfernung wieder sah — in dieser gewahrte jetzt der Fremde, wie zwei schwarze Gestalten wieder auftauchten. Ohne Zweifel waren es die Schwestern. Er sah ihnen sinnend nach und ging langsam seines Weges.

II.

Es war ein massives, mehr durch sein ehrwürdiges Alter als moderne Pracht imponierendes Haus, in das die beiden Schwestern von ihrem traurigen Gange zurückkehrten, und das sie heute zum letzten Male betraten, nachdem ihnen ein Jahrzehnt lang ihre Tage darin in fast ungetrübter Heiterkeit vergangen waren.

Helene und Marie Blumenfeld waren die Töchter

eines Arztes, der, als die Cholera in dieser Stadt wütete, ein Opfer seines Berufes geworden war. Die Gattin hatte sein Kranken- und Sterbebett keinen Augenblick verlassen, wohl aber hatte man die Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen, sogleich entfernt, um sie vor Ansteckung zu bewahren, und in das Haus ihrer Tante gebracht, in dem sie dann geblieben waren. Denn wie der Vater, so erlag auch die Mutter der schrecklichen Krankheit und die verwaisten Kinder fragten vergeblich danach, wann sie die Eltern wieder sehen würden, wieder zu ihnen zurückkehren dürften? — Erst nach ein paar Wochen wagte man es, ihnen die Gräber zu zeigen, die nun die teuersten Wesen umschlossen. Sie waren Waisenkinder und zwar arme Waisenkinder, denn ihr Vater hatte wohl bereits eine gute Praxis gehabt, aber doch erst seit zu kurzer Zeit, um schon etwas zurücklegen zu können, und Vermögen hatte weder er noch seine Gattin besessen. Indes waren die Kleinen darum nicht verlassen. Ihre Tante, Frau Klara Kreilhuber, die Schwester ihrer Mutter, war die Witwe eines reichen Kaufmannes, und wie sie die Kinder gleich zuerst zu sich genommen, so behielt sie dieselben in ihrem Hause und war ihnen die liebevollste Mutter. Sie selbst besaß nur einen einzigen Sohn, Rudolf, der ein paar Jahre älter als Karl Blumenfeld und bereits aus dem Hause war, um in einem berühmten Erziehungsinstitute erst eine wissenschaftliche Grundlage zu erhalten, ehe er die kaufmännische Lehrzeit antrat. In der schon durch seine Abwesenheit entstandenen häuslichen Leere war es für Frau Kreilhuber, trotz des traurigen Ereignisses und schmerzlichen Verlustes, der sich daran knüpfte, doch beinahe eine freudebringende Pflicht, durch die Kinder ihrer Schwester das öde gewordene Haus wieder zu beleben. Und diese selbst, die ja längst darum ab- und zugegangen waren und „Tante Klara“

immer als ihre Lieblingstante verehrt hatten, gewöhnten sich so schnell darin ein, daß sie bald nichts mehr von dem Schmerz empfanden, Waisenkinder zu sein. Tante Klara sorgte zwar selbst auch dafür, daß ihnen das Andenken an ihre Eltern teuer blieb, aber es schwand doch die Sehnsucht danach, denn sie hatten ja eine zweite Heimat, eine zweite Mutter gefunden und lernten das Gefühl der Verlassenheit gar nicht kennen. Die Mädchen zumal, die eben erst acht und fünf Jahre zählten, als dieser Schicksalswechsel eintrat, wußten und fühlten es nicht anders, als daß sie nun unzertrennlich zu Tante Klara gehörten. Etwas anderes war es schon mit dem elfjährigen Knaben. Ihm fehlte der Vater, er fühlte sich einsam, verlassen und zurückgesetzt — die Schwestern hatten sich und genügten einander, er hatte keinen Gespielen und wenn man es ihm auch nicht wollte merken lassen, so merkte er es doch mit der ganzen Feinfühligkeit einer zartbesaiteten, aber in sich verschlossenen Kinderseele, daß er in diesem Hause im Wege war, daß die Liebe der Tante seinen Schwestern galt, aber nicht ihm — es war ja natürlich, einen Sohn hatte die Tante, wozu brauchte sie ihn? Die Mädchen füllten eine Lücke in ihrem Familienleben, in ihrem Herzen aus, ihnen galt all ihre Zärtlichkeit, für Karl blieb nichts davon übrig. So erschien er immer wie ein Fremdling in diesem Kreise, und das in sich zurückgezogene Wesen, das er dadurch annahm, war nicht geeignet, ihn in ein traulicheres Verhältnis zu bringen.

Die Witwe Kreilhuber besaß ein großes kaufmännisches Geschäft, dessen Chef ihr Sohn werden sollte und das sie bis zu dieser Zeit einem bewährten Geschäftsführer übergeben hatte. Karl war bei ihm in der Lehre. Auch in diesem Verhältnisse fühlte er sich nicht behaglicher. Man ließ es ihn empfinden, daß er froh

sein müsse, gerade hier seine Carriere zu begründen, indes er selbst von einer ganz anderen, als der kaufmännischen, geträumt hatte. Ihn zogen die Naturwissenschaften ungleich mehr an, und er fühlte sich unglücklich, daß er im düsteren Comptoir unter Büchern und Zahlen keine Gelegenheit fand, diesen Trieb zu befriedigen. Aber er ergab sich doch in das, was Tante und Vormund nun einmal über ihn beschlossen hatten.

So war er etwa sechzehn und Rudolf Kreilhuber achtzehn Jahre alt geworden, als dieser das Osterfest im älterlichen Hause zubrachte.

Die beiden jungen Leute hatten sich von Kindheit auf nicht recht vertragen. Im zarten Alter und besonders bei Knaben ist schon ein Altersunterschied von ein paar Jahren ein Hemmschuh für Freundschaft und Verkehr. Schon damals, als Karls Eltern noch lebten, hatten die kindlichen Vettern keine verwandtschaftlichen Sympathien für einander. Karl empfand niemals Freude darüber, wenn er zum Besuch zu Rudolf geschickt ward, denn dieser wollte nicht nur fortwährend über ihn befehlen und alles nach dem eigenen Sinne ordnen, sondern er sprach auch einmal in Bezug auf seine Besuche von „verdorbenen Nachmittagen" — ein Wort, das bei Karl Feuer fing, und das er niemals ganz vergeben konnte. Später, als er nun wirklich ganz in demselben Hause war, in dem er sich nie hatte heimisch fühlen können, blieb ihm dieser Eindruck und lebte jedesmal wieder auf, wenn Rudolf Feiertage und Ferien im Hause zubrachte, sich darin als Herr geberdete und den drei Waisen, am meisten aber Karl zu verstehen gab, daß sie sich glücklich schätzen könnten, hier aufgenommen zu sein. Rudolf war herzlos genug, den Waisen ihre Armut und ihr Unglück vorzuwerfen und sie daran zu erinnern, daß sie hier das Gnadenbrot äßen. Wenn auch Frau Kreilhuber solche Reden sel-

tener hörte, und in Bezug auf die Mädchen niemals duldete, so war Karl doch gewissermaßen durch die Zurücksetzungen, die sie ihm selbst angedeihen ließ, für vogelfrei erklärt, und sie hatte nichts dagegen, wenn ihm zuweilen die empfangenen Wohlthaten und die Pflicht, dafür dankbar zu sein, zu Gemüte geführt wurden.

Nichts nimmt aber einer Wohlthat ihre wahre Weihe, als wenn sie unter einer Miene ausgeteilt wird, die es merken läßt, daß man sie nicht mit liebendem Herzen, sondern nur mit Aufopferung und wie eine schwere Pflicht ausübt und einem solchen Betragen gegenüber wird die Dankbarkeit eine schwere Aufgabe, eine peinigende Last.

Karl trug dies als Knabe und zum Jüngling heranreifend mit einer schweigenden Verzichtleistung auf eine Besserung dieser Verhältnisse, in die er nun einmal gebannt war, aber mit immer größerem Unwillen und dem stillen Gelübde, sobald als er nur fähig sein würde, sein Brot selbst zu verdienen, keine Wohlthat aus solchen Händen mehr anzunehmen, sondern vielmehr sein ganzes Streben darauf zu richten, wie er derselben quitt werden könne.

Als nun um Ostern Rudolf bereits ein paar Tage da war, und es zwischem ihm und Karl schon wieder zu einer allen bemerkbaren Verstimmung gekommen war, deren Grund und Anfang aber niemand wußte, hatten beide am zweiten Feiertage mit einer Anzahl anderer junger Leute eine Partie auf einen entfernten Berg gemacht, von der sie erst spät zurückkehren konnten. Im Hause der Frau Kreilhuber hatte darum niemand auf sie gewartet, und so erfuhr man erst am Morgen, daß Rudolf allein und ohne Karl zurückgekommen. Rudolf selbst erschien erst spät und in ungewöhnlicher Aufregung beim Frühstück. Er gab zu, daß er und seine

Gesellschaft im letzten, etwa eine Stunde von der Stadt entlegenen Gasthause, wo sie ermüdet eingekehrt waren, etwas mehr getrunken hatten, als ihnen gut gewesen, und daß sie dann mit einem kleinen Rausch je nach Belieben heimgegangen, ohne sich um andere, als die, mit denen sie gerade aufgebrochen, zu kümmern. Karl sei schon fort gewesen, als er, Rudolf, erst gegangen, und er habe geglaubt, daß er längst zu Hause sei und sich natürlich nicht weiter nach ihm erkundigt. Freilich wäre Karl am meisten duselig gewesen, und es sei gar nicht unmöglich, daß er seinen Rausch noch irgendwo ausschlafe, wahrscheinlich habe er nicht gewagt, dies Haus in einem solchen Zustande zu betreten und werde sich schon einfinden, sobald es nur thunlich ist.

Aber er stellte sich nicht wieder ein — er war und blieb verschwunden. Die beiden Mädchen, die damals elf und dreizehn Jahre zählten und deren zarte Gemüter man gern schonen wollte, erfuhren nur, daß sich ihr Bruder an jenem Tage sehr ungebührlich aufgeführt, daß er vermutlich aus gerechter Scham darüber nicht heim gekommen und daß man sich vergeblich bemüht habe, seinen Aufenthalt zu erfahren. Er sei ein unverläßlicher Bursche und es am besten, ihn seinem Schicksale zu überlassen. Wenn nicht das Pflichtgefühl, so würde ihn doch die Not noch zeitig genug zurückführen, wenn nicht, so möchten sie ihn vergessen, dann sei er es nicht wert, daß sie noch seiner gedächten — höchstens nur, um für ihn zu beten. Und als Wochen und Monate vergingen, und durchaus keine Kunde, kein Brief, kein Lebenszeichen von ihm kam, da hieß es immer, wenn die Schwestern ihn noch erwähnten, um ihn klagten, sie möchten sich beruhigen und denken, daß alles gut sei, wie es der Himmel füge. — Karl habe für das Geschäft keinen Sinn gehabt, sei dem Hause eine Last gewesen, er habe immer gethan, als ob ihm un-

recht geschehe, weil er nicht habe arbeiten, nicht Lehren annehmen wollen — für alle empfangenen Wohlthaten habe er sich undankbar gezeigt, immer nur neidisch und unverträglich gegen den Vetter Rudolf — er würde am Ende auch noch sie verdorben haben, und es sei recht gut, daß es so gekommen.

So blieben die Mädchen völlig im Dunkeln über das Schicksal ihres Bruders — der erlittene Verlust trat in ihrem Gemüte allmählich in den Hintergrund und nur das Bewußtsein blieb ihnen lebendig, daß, weil Karl sich der Wohlthaten der Tante so unwürdig gezeigt, sie um so mehr ihre Dankbarkeit ihr beweisen müßten.

Mehrere Jahre waren seitdem vergangen, Helene und Marie waren zu Jungfrauen herangereift und hatten, den Verlust ihres Bruders abgerechnet, von dem sie nie wieder etwas hörten, im Hause ihrer Tante in Wahrheit die glücklichsten Tage verlebt. Ja, diese hatte gleichsam ihre Liebe für sie verdoppelt, so daß es kaum noch eine trübe Stunde für sie gab. Beide Mädchen hatten nicht allein den trefflichsten Schulunterricht genossen, sondern auch noch allen möglichen Privatunterricht in Sprachen, Zeichnen und Musik gehabt, so daß kein Talent in ihnen schlummerte, das nicht Gelegenheit zu seiner Entfaltung gehabt; die Stunden wurden von ihnen auch mit allem Eifer benützt.

Da war plötzlich die geliebte Tante erkrankt und bettlägerig geworden. Wer sie seltener gesehen, dem war es schon immer aufgefallen, daß ihr Äußeres einen leidenden Ausdruck angenommen, daß sie nicht mehr so rüstig und kräftig erschien, wie sonst — aber die Näherstehenden konnten diese langsam vor sich gehende Veränderung nicht bemerken, am wenigsten die jungen Mädchen, die noch keine Erfahrung in solchen Dingen besaßen. Eine schon langsam vorbereitete Krankheit

kam plötzlich zum Ausbruche und nahm einen schnelleren Verlauf, als man anfangs denken konnte — Frau Kreilhuber starb — und Marie und Helene standen zum zweiten Male verwaist im Leben.

Als die Krankheit sich zur Gefahr gesteigert, hatte man den auf Reisen befindlichen Sohn herbeigerufen — sein Wiedersehen mit der sterbenden Mutter war herzzerreißend gewesen — und eben da hatte Helene das Geheimnis erfahren, das nun ihre Seele belastete, weil sie der Sterbenden gelobt, es niemals einem anderen Wesen mitzuteilen.

Dieses Gelöbnis wollte sie halten — aber wie sie es nun gethan, um einem hochverehrten Wesen das Sterben nicht zu erschweren, so empfand sie es doch oft sogar als ein Vergehen, daß sie es hielt und fühlte sich dadurch im Widerstreit mit ihrem eigenen Gewissen. Sie war in die schreckliche Lage gekommen, nicht zu wissen, welche Pflicht, die sie zu üben habe, die größere sei.

III.

Nach dieser Mitteilung der vergangenen Lebensgeschichte der Schwestern Blumenfeld sehen wir uns wieder nach ihnen an dem zu Anfang erwähnten Abend um, an dem sie von dem Kirchhofe zurückkehrten.

Sie waren zum letzten Male in diesem Hause. Da die Tante ohne Testament gestorben, und ihr Sohn Rudolf ihr einziger Erbe war, so waren die beiden Mädchen plötzlich aus den glücklichen sorglosen Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen, in die mißlichste Lage versetzt. Der bereits mündige Rudolf reiste gleich wenige Tage nach dem Tode seiner Mutter wieder ab, um sich zu zerstreuen, und übergab dem bisherigen Geschäftsführer auch seine eigene Vollmacht. Mit seinen

Cousinen selbst sprach er gar nicht von ihrer Zukunft; dem Vormund derselben aber, einem Rechtsanwalt Schwarz, der sich bisher gar nicht um seine Mündel gekümmert hatte, erklärte er kurz, daß die Mädchen nur noch so lange im Hause bleiben sollten, bis sie irgend eine Stelle gefunden. — Seine Mutter habe es sich ja Geld genug kosten lassen, ihnen eine außergewöhnliche Bildung zu geben — die möchten sie nun verwerten.

Unter dem Schutze einer alten Dienerin Katharina, die einst mit Frau Kreilhuber selbst in das Haus gekommen und nun auch die Wirtschaft fortführen sollte, wenn der junge Herr in kurzem selbst zurückkehren würde, um als Chef des Geschäftes da zu bleiben, hatten die beiden Mädchen noch hier gelebt. Morgen war nun der erste Juli, an dem Helene eine Stelle in der Residenz bei einer alten Dame gefunden, die ein junges Mädchen zum Vorlesen, Unterhalten, Nähen u. s. w. bei sich haben wollte, und zum gleichen Termin hatte sich die Oberin des Instituts der englischen Fräulein in der Stadt P., eine Jugendfreundin der Frau Kreilhuber, bereit erklärt, Marie zur Probe aufzunehmen, um zu sehen, ob sie Beruf zu dem geistlichen Stande habe und in dem Mädchenpensionat zu brauchen sei.

So sollten sich die bisher unzertrennlich gewesenen Schwestern denn morgen trennen, um in einen fremden Kreis zu treten und unter neuen Umgebungen die eigenen Fähigkeiten zu erproben. Beide empfanden das Weh des Abschiedes voneinander, das Scheiden von der Heimat und die Ahnung, wie gänzlich verlassen sie sich nun fühlen würden unter fernstehenden Menschen, die es doch nur mit ihnen versuchen wollten. Würden sie denn imstande sein, den an sie gemachten Ansprüchen zu genügen? — und was war ihr Schicksal,

wenn die, die sie jetzt aufnehmen, sie wieder von sich weisen?

Das waren die Fragen, die sich ihnen an diesem letzten Abende immer wieder aufdrängten und ihre Herzen bang aneinander schlagen ließen.

Marie schlang die Arme um die bleiche, zartgebaute Schwester, die jetzt mit dem verweinten Gesichte und den dadurch fast geisterhaften Augen wie ein Bild kindlicher Schwachheit erschien und sagte: „Ich bin viel besser daran als Du, ich komme in ein Institut, das ich durch die selige Tante als ein in jeder Hinsicht wohlbestelltes kennen lernte, die hochwürdige Oberin ist eine überaus liebe Frau, es wird mir mit Gottes Beistande gar nicht schwer werden, unter ihrer mütterlichen Leitung die Aufgabe, die mir gestellt wird, zu erfüllen — aber ich glaube, Du gehst in der Residenz einer schwereren Aufgabe entgegen, wenn Du nur noch einige Wochen hier bliebest, bis Du Dich körperlich mehr erholt hast — es steht Dir ja frei!"

„Keine Minute länger bleibe ich ohne Dich!" rief Helene mit einer fast krankhaften Heftigkeit. „Wäre es nach mir gegangen, oder hätte ich nur gewußt, wohin — ich wäre nach dem Tode der Tante keinen Tag länger in diesem Hause geblieben — und nun vollends ohne Dich — davon kann gar nicht die Rede sein."

In diesem Augenblicke trat die alte Katharina ein und brachte Thee und Abendbrot. Das Theebrett zitterte in ihrer Hand, daß die Tassen klirrten — sie glaubte den Gedanken, daß dies der letzte Abend sei, wo sie die Fräulein, die sie hatte aufwachsen sehen, mit dem Herkömmlichen versorgte, nicht ertragen zu können, und sagte in Thränen ausbrechend: „Nein, daß es so kommen muß! ich glaube immer noch nicht, daß es wirklich sein kann, daß Sie fortgehen — alle beide

und so unter fremde Leute. Dazu sind Sie nicht erzogen, das war der Wille der seligen Tante nicht! Ihr Herr Vormund hat ihr wohl einmal gesagt, wenn sie Ihnen die Zukunft sichern wolle, möge sie ein Testament machen — aber sie hatte eine Scheu davor und hörte nicht gern vom Tode reden. Für Sie sei gesorgt, sagte sie, und als ich auch einmal in sie dringen wollte, doch bei gesunden Tagen zu thun, was bei einer Krankheit nachher nicht ohne Aufregung aller Teile geschehen könne, da hat sie mich gar in Verdacht gehabt, ich wolle nur selbst mit in ihrem Testamente stehen — da hab' ich nie wieder davon geredet und, als sie im Sterben lag, und ich sie daran erinnern wollte, da haben Sie selbst mich davon abgehalten! Ach, ich hätte auf Sie nicht hören sollen — aber wie hätte ich das auch von dem jungen Herrn denken mögen? Ich glaube noch gar nicht, daß es mit seiner Bewilligung geschieht, wenn Sie fortgehen — und wenn er wieder kommt und ich erfahre, daß er Ihnen nicht eine Jahresrente giebt, wenigstens bis zu Ihrer anständigen Versorgung, so bleibe auch ich nicht bei ihm!"

„Katharina!" rief Helene, „reden Sie ja niemals mit ihm von uns, oder wenn es geschieht, so sagen Sie nur, daß wir aus seiner Hand niemals das geringste annehmen würden — schon unser jetziges Hiersein sei mir zur Folter geworden." —

Katharina sah das Mädchen groß an und sagte: „Was haben Sie nur mit dem jungen Herrn gehabt? Ich hab' es wohl bemerkt, daß Sie die Tage nach dem Tode der Seligen bis zu ihrem Begräbnis, die er noch da war, kein Wort mehr mit ihm gesprochen haben, — er war doch sonst gerade immer mit Ihnen auf dem besten Fuße."

„Lassen Sie das!" antwortete Helene abweichend,

„ich werde nie wieder mit ihm reden — ich hoffe auch nie wieder in diesen Fall zu kommen, denn ich werde alles vermeiden, ihn wiederzusehen!“

Katharina schüttelte den Kopf und wendete sich an Marie: „Sagen Sie dasselbe und werden sie auf immer unversöhnlich gegen den jungen Herrn sein?“

Diese hatte ihre Blicke mit unendlich angstvoller Wehmut auf Helene ruhen lassen — sie konnte es nicht mehr überwinden, daß sie nicht mehr klar wie sonst in der Seele der jüngeren Schwester, die ihr immer alles vertraut hatte, zu lesen vermochte, und daß es ein unbekanntes Etwas war, das jetzt störend zwischen sie getreten — schon wollte sie wieder bitten, sie beschwören, noch jetzt in den letzten Stunden des Beisammenseins das ängstigende Schweigen zu brechen — aber die Schwester verstand ihre Blicke, sie kam ihr zuvor, legte ihr ihre Hand auf die Schulter und sagte: „Ich habe es nicht allein erst der Gestorbenen, wie ich vorhin sagte, ich habe auch der Sterbenden gelobt, für immer zu schweigen,“ und dann fügte sie schnell hinzu: „Katharina, Sie haben doch den kleinen Vogelbauer gefunden, in dem ich meinen Kanarienvogel mitnehmen kann? Sie hatten zwar auch immer Ihre Freude an dem munteren Tierchen, aber ich kann Ihnen nicht helfen, es muß mit mir fort, und ebenso das alte Myrthenbäumchen, das mir Karl einmal geschenkt hatte.“

„Es ist alles besorgt,“ sagte Katharina, „ich habe nichts vergessen, was Sie mir auftrugen, aber dabei fällt mir ein, daß ich doch beinahe etwas auszurichten unterlassen hätte. Es ist vorhin, wie Sie noch gar nicht lange fort waren, ein junger Herr dagewesen, der weder seinen Namen sagte, noch jemand bekannt war, und hat nach Fräulein Helene Blumenfeld gefragt. Da er erfahren, daß Sie ausgegangen, hat er sich wieder empfohlen, ohne irgend etwas zu hinterlassen.“

„Das fehlte noch," sagte Helene, „wenn junge fremde Herren so ohne weiteres das Recht hätten, nach uns zu fragen — uns zu besuchen! Sie sehen, Katharina, wie notwendig es auch in dieser Beziehung ist, daß wir aus dem Hause kommen!"

„Und da es denn einmal sein muß," fügte Marie bei, „so wollen wir uns auch die letzten Stunden nicht noch erschweren! — Wir werden jetzt so gut in Gottes Hand stehen, wie wir damals in ihr standen, als unsere guten Eltern starben, und wir ja ganz verlassen gewesen wären, wenn uns dies Haus nicht aufgenommen. — Außer dem ganzen Glücke unserer Kindheit und Jugend haben wir der teueren Tante doch alles das danken, was wir gelernt haben, und wodurch wir nun in den Stand gesetzt sind, uns redlich und anständig in der Welt fortzuhelfen. Was wäre aus uns geworden, wenn wir nicht die gute Tante gehabt hätten! Es wäre uns wohl nicht besser ergangen, als den Eichenholzschen Kindern Anna und Karolina, die nach dem Tode ihrer Eltern auf Kosten der Gemeinde notdürftig unterhalten wurden, so lange sie mit uns die Schule besuchten, und kaum der Schule entwachsen, sich als Kindermädchen verdingen mußten. Ich habe jedesmal daran gedacht, wenn wir einmal der einen oder der anderen mit dem Kinderwagen begegneten."

„Nun, wenn Sie es immer so machen, daß Sie sich und Ihr eigenes Geschick nicht mit denen vergleichen, denn ein unglücklicheres Los ward wie Ihnen, sondern mit denen, die ein unglücklicheres Los haben als Sie, so wird es Ihnen auch immer gut gehen und sie werden zufrieden sein, wie alles auch kommen möge," sagte Katharina. „Erhalten Sie sich diesen Sinn immer! — Aber um Sie ist mir auch gar nicht bange, — Sie wissen sich schon zu schmiegen, wenn es nötig und kommen mit Ihrem frommen, sanften

Wesen gewiß überall durch. Aber Helene ist bei weitem nicht so schmiegsam — und die behielt ich eben darum lieber hier!"

„Stille, Katharina!" rief Helene, indem sie der alten Dienerin, die gerade ihr immer die liebevollste Pflegerin gewesen war, den Mund zuhielt: „Ich werde Ihnen schon schreiben, wie ich an Ihre Lehren denke — aber Sie werden auch sehen, daß ich mir nicht von jedem Menschen alles gefallen lasse, wie von Ihnen. Die Guten können mit mir anfangen, was sie wollen, — aber den schlechten widersetze ich mich und denke an den Spruch, daß man Gott mehr gehorchen muß wie den Menschen."

Katharina schüttelte auch dazu bedenklich den Kopf, aber sie wußte wohl, daß die Moral ihres Alters nicht für dies zarte Gemüt paßte, und lenkte das Gespräch auf jene allgemeinen Dinge, an die man ja bei jeder Reise, und nun vollends bei einer, die so gut wie ein Wegzug ist, zu denken hat. Ob die Mädchen auch nichts vergessen hätten, ob sie auch passend gekleidet seien? und alle jene tausend Kleinigkeiten, an die sie bisher für ihre Pfleglinge gedacht und an die sie heute zum letzten Male zu denken hatte, beschäftigte die gute Katharina jetzt und die ganze Nacht hindurch, die sie schlaflos zubrachte. Früh am Morgen, als zur Frühmesse geläutet wurde, eilten die beiden Mädchen der nahe gelegenen Kirche zu, um in Vereinigung mit dem am Altare sich opfernden Heilande den göttlichen Beistand zum Antritte ihres Berufes zu erflehen. Bei ihrer Rückkehr stand schon die Droschke bereit, die sie der geliebten Heimat für immer entführen sollte. Katharina ließ es sich nicht nehmen, sie bis zu dem Bahnhofe zu begleiten, wo die Schwestern den ostwärts führenden Zug zwar vereinigt bestiegen, aber nur, um eine Stunde etwa noch zusammenzufahren, dann stieg Marie

aus, um durch die Post in ein paar Stunden ihr Ziel zu erreichen, indes Helene noch einige Meilen bis zur Residenz auf der Eisenbahn zurückzulegen hatte.

IV.

Das Los der Schwestern Blumenfeld sollte sich jetzt sehr ungleich gestalten. Marie kam in ein geistliches Haus, dessen Glieder die Aufgabe haben, fern von dem Schauplatze der Welt, für das Heil der eigenen Seele mit allem Eifer zu wirken und sie mehr und mehr nach Gottes Bild umzugestalten, als auch an den Kindern zu arbeiten, die ihnen anvertraut werden, damit sie lebendige Glieder der Kirche Gottes auf Erden und dereinst selige Kinder Gottes im Himmel werden. Da mußte sie denn mit Selbstüberwindung lernen, so manches zu entbehren, woran sie sich im früheren Leben gewöhnt hatte. Helene dagegen ward in die rauschende Residenz versetzt, deren prächtige Gebäude sie gleich auf den ersten Blick mit staunender Bewunderung erfüllten, deren großstädtisches elegantes Straßenleben sie fast betäubte. Gleich auf dem Bahnhofe, auf dem sie bald nach Mittag ankam, umflutete sie ein ihr bisher unbekanntes Drängen und Treiben. Jetzt zum ersten Male fühlte sie sich verlassen im Leben und auf sich selbst gestellt. Was hätte sie darum gegeben, wenn ihr nur ein einziges bekanntes Gesicht begegnet wäre! Aber alle und alles war ihr fremd, sogar die Sprache hatte schon einen anderen Dialekt, andere Wendungen als diejenigen, an welche sie gewöhnt war, was sie leise, schüchtern, mit ängstlich niederblickenden Augen sprach, verstand man kaum und ließ sie unbeachtet stehen, bis endlich ein Packträger ihren Gepäckschein nahm, ihr zu ihren Sachen und mit diesen zu einer Droschke verhalf. Wie dankte sie Gott, als

sie endlich in dieser saß, aber wie klopfte ihr das Herz, als das Rollen des Wagens sie dem letzten Ziele ihrer Reise immer näher zuführte. Sie fuhr durch mehrere breite, mit stattlichen Häusern besetzte Straßen der Vorstadt und gelangte dann in die enger und dumpfiger werdenden Straßen der inneren Stadt und zwar des ältesten Teiles derselben, bis endlich die Rosengasse und die Nummer 1 darin erreicht war, in welcher die Frau von Kronenthal wohnen sollte, zu welcher sie empfohlen war.

Rosengasse Nummer 1: Wie hatte das ihr poetisch geklungen und wie erschien nun die Wirklichkeit im Gegensatz dazu! So eng war die Gasse, daß sie nur ein Gäßchen genannt zu werden verdiente. Die drei- und vierstöckigen Häuser, die zu beiden Seiten standen, wehrten fast jedem Sonnenstrahle den Eintritt, und das Haus Nummer 1 schien allerdings das erste, das heißt nur im Sinne des Alters zu sein, welches hier stand.

Als Helene die enge fensterlose dumpfige Wendeltreppe bis zum dritten Stock emporstieg, raubte ihr die die innere Beklemmung noch mehr den Atem als das Steigen — jetzt fand sie an einer kleinen Thür eine Visitenkarte mit dem Namen, an deren Trägerin sie gewiesen war, zitternd klingelte sie, — eine ältliche Person in einem alten braunen Überrock öffnete und sagte sogleich: „Ach, Sie sind wohl Helene Blumenfeld, meine Mamsell?"

Helene bejahte schüchtern — sie hatte eben nach Frau von Kronenthal fragen wollen — von der Dame vom Adel, die eine „Gesellschafterin" suchte, hatte sie sich ein anderes Bild gemacht, und doch mußte sie jetzt annehmen, sie selbst vor sich zu sehen.

Es war auch so — Frau von Kronenthal öffnete die Thüre einer Kammer, in welche der Packträger, der

das Gepäck heraufgetragen, dieses bringen und in der Helene ihre Sachen ablegen mußte.

Diese enge, mit einem Fenster nach dem von hohen Mauern anderer Häuser umgebenen schmutzigen Hofe gelegene Kammer wurde Helene als ihr „Kabinet" bezeichnet.

Im Wohnzimmer der „gnädigen Frau", denn an diese Redensart mußte sich Helene nun gewöhnen, sah es fast aus wie in einem Möbelmagazin, so viel Möbeln, die früher wahrscheinlich in mehrere Zimmer verteilt gewesen, waren jetzt hier zusammengedrängt. Frau von Kronenthal selbst behandelte Helene mit einer gewissen kalten Freundlichkeit, die das junge Mädchen fast noch mehr ängstigte, als ein strenger Ernst — denn sie ahnte, daß dies nicht ungezwungen sei und daß diese Dame nie ein Herz für sie haben werde. Und wie sehr war doch Helene gewöhnt an Liebe, durch die Tante Katharina, die Schwester, ja durch alle Lehrer, Lehrerinnen und Mitschülerinnen, die sie nur gehabt hatte! Und jetzt auf einmal angewiesen auf diese eine fremde Dame, an die ihr Vormund sie empfohlen hatte. Und wie immer größer ward ihre Enttäuschung, ihre Niedergeschlagenheit, als Frau von Kronenthal ihr auseinandersetzte, daß die Dienstmädchen in der Residenz so verdorben wären, daß man es mit keiner mehr aushalten könne — eben jetzt sei ihr Dienstmädchen als Diebin von ihr fortgeschickt worden und sie wolle es lieber ohne ein solches versuchen und halte nur eine Aufwärterin zu den gröberen Arbeiten außer dem Hause, bei den anderen möge ihr Helene an die Hand gehen.

Und so gestaltete sich nun Helenens Schicksal nicht viel besser als das eines Dienstmädchens. Das Mittagessen, das ohnehin höchst einfach war, bereitete Frau von Kronenthal selbst und alle anderen Küchenarbeiten mußte Helene verrichten — nur das hatte sie voraus,

daß sie mit der gnädigen Frau speisen, in ihrem Zimmer sitzen und nähen und zuweilen mit ihr spazieren gehen durfte — aber fast wäre es ihr lieber gewesen, sie hätte auch diese sogenannten Vorzüge nicht genossen, denn in der Nähe der gnädigen Frau fühlte sie sich in jeder Beziehung gedrückt. Hatte diese doch immer an ihr zu mäkeln und nur Dinge in unangenehmer Weise mit ihr zu besprechen. Helene wußte wohl, daß sie bei den ihr ganz ungewohnten Arbeiten manches kleine Versehen beging, und würde den Tadel als verdient erkannt haben, wenn ihr außerdem freundliche Worte zu teil geworden wären — aber sie hörte nie ein solches und so war es natürlich, daß sie sich von Tag zu Tag in ihrer Lage immer unglücklicher fühlte. Aber weder Katharina noch ihre Schwester, die ihr von dieser Stellung um ihrer Jugend willen mahnend abgeredet, sollten recht haben, sie wollte lieber das Äußerste ertragen, als sich nachsagen lassen, daß sie der übernommenen Verpflichtung nicht nachkommen könne, daß sie zu viel sich zugetraut. Ihr jugendliches Ehrgefühl duldete das nicht. Und so unterdrückte sie in den Briefen, welche sie schrieb, fast jede Klage, und wenn sie auch nicht verschwieg, daß sie sich sehr verlassen und beengt fühle und daß sie zur Frau von Kronenthal kein Herz fassen könne, weil sie ihr keines zeige, so fügte sie doch die Hoffnung bei, daß mit der Zeit wohl noch alles besser werden würde.

Von Marie dagegen kamen ihr viel bessere Nachrichten zu. Die hochwürdige Frau Oberin hatte, wie auch die geistlichen Fräulein, sie sehr freundlich aufgenommen und ihr in dem Pensionate eine passende Stellung angewiesen. Älter als die Pensionärinnen, die in den Jahren von dreizehn bis sechzehn standen, hatte Marie Unterricht in der Naturgeschichte zu geben, auf welchen Gegenstand sie sich besonders gelegt hatte. Zugleich war hier die gewünschte Gelegenheit ihr geboten,

ihr Wissen in manchen Fächern zu ergänzen. Allerdings war auch Marie in Bezug auf die häusliche Einrichtung auf eine viel größere Einfachheit angewiesen, als sie bisher gekannt hatte, von Luxus und Eleganz war nirgends eine Spur, aber Ordnung und Sauberkeit bildeten den Schmuck den ganzen Hauswesens, auch die Kost war sehr einfach und gleichförmig, aber immer derart, daß man sich genügend sättigen konnte.

Unmittelbar bei dem Institutsgebäude war ein geräumiger, wohlangelegter Garten, in welchem es den Institutsmitgliedern gestattet war, sich täglich in freien Stunden aufzuhalten. Bei dieser brieflichen Mitteilung seufzte Helene für sich: „Wie glücklich ist doch Marie gegen mich! Ich habe ja nichts anderes als Schmutz und Stickluft in der Enge des Hauses, Staub und Lärm auf den Straßen und unter all den hastig vorübertreibenden Menschen nicht ein Wesen, das einen freundlichen Gruß für mich hat! — Nicht ist es mir vergönnt, in Gottes freier Natur oder auch nur in einem Garten auf kurze Zeit mich zu ergehen; Tag für Tag bin ich auf das kleine dumpfe Logis gebannt!"

Schon waren unter diesen immer bitterer werdenden Empfindungen die schönsten Sommermonate hingegangen und unter all diesen Tausenden von Menschen, die in einer Stadt mit Helene lebten, hatte sich nicht ein Wesen annähernd zu ihr gefunden. Selbst die Mitbewohner des Hauses kannten sie kaum nach Namen und Ansehen. Frau von Kronenthal hatte zwar einige Bekannte, aber sie traf sie nur am dritten Orte oder ward zu ihnen eingeladen, wovon Helene ausgeschlossen blieb; zu ihr selbst kam niemand, kaum einmal auf einige Minuten irgend eine Dame, nie aber jemand zu längerem Verweilen; dann war es gewöhnlich morgens, wo Helene in die Küche mußte, und so blieb sie allen eine Fremde.

So war sie auch eines Abends allein und stand am geöffneten Fenster mit ihren thränenfeuchten Augen das kleine Stückchen Himmel suchend, das zwischen den Dächern sichtbar ward. Sie hatte Heimweh und wußte doch, daß sie nirgends mehr eine Heimat besaß! Daß sie noch lange in dem trostlosen Verhältnisse aushalten sollte, in welches sie hier gekommen, vermochte sie nicht zu denken und doch — sie selbst wagte nicht zu sagen, daß sie gehen wollte, ja sie fürchtete überhaupt ihre Entlassung, denn man würde ihr doch die Schuld geben, daß sie — wie Frau von Kronenthal ihr täglich versicherte: „Niemand zu etwas nütze sei" — und was sollte sie anfangen, wenn sie hier fort mußte? sie war ja doch nur an fremde Menschen gewiesen und wer weiß, wie es ihr wo anders ergehen würde. Katharina — ihr Vormund — und am allerwenigsten Rudolf sollten ein Recht haben, über ihren ersten Versuch, sich in der Welt fortzubringen, zu spotten. Rudolf, der sich selbst vor ihr schämen sollte, der im Grunde vielmehr von ihrer Großmut abhing, wie sie von der seinigen — ihm gegenüber wollte sie beweisen, daß sie Wort halten, wie sie es gelobt — wie viel es ihr auch kosten möge.

Es war schon ziemlich dunkel geworden, aber Helene hatte noch kein Licht angezündet, denn Frau von Kronenthal meinte, im Sommer sei dies gar nicht nötig, da brauche man nach dem Feierabend nur noch zu stricken, und das könne man auch im dunkeln. Da schellte es plötzlich draußen. Das war um diese Stunde fast noch nie geschehen. Die Zeit, wo Bettler und Verkäufer kommen konnten, war vorüber und überhaupt kamen dergleichen sehr selten, nur Fremde, denn die Bekannten wußten, daß sie an dieser Thüre doch abgewiesen wurden, — die gnädige Frau war es auch nicht, denn diese pflegte den Schlüssel bei sich zu führen.

Helene hatte von ihr gemessene Befehle, wenn sie allein war, niemals jemand einzulassen; denn Frau von Kronenthal sah nun einmal die ganze Residenz, wohl gar die ganze Welt mit lauter Spitzbuben und Betrügern angefüllt, die es namentlich auf sie selbst und ihr Eigentum abgesehen hatten. An ihrer Thüre befand sich darum auch eine eiserne Kette, die, wenn auch das Schloß geöffnet war, die Thür doch nur ein paar Zoll weit aufgehen ließ. Helene ging leise in das Vorzimmer und lauschte — sie hörte, daß es Männertritte waren, die draußen im Vorzimmer den Staub abschüttelten — seit sie hier, war noch nie ein Männerfuß über diese Schwelle gekommen — schon klingelte es ein zweites Mal — sie besann sich, daß Frau von Kronenthal einen Sohn besaß, der als Lieutenant in einer fremden Garnison stand, und dessen Besuch sie noch in diesem Herbst erwartete — sie zündete ein Licht an und öffnete — aber vorsichtig fragte sie nun durch die Spalte: „Wer ist da?", an den Umrissen gewahrte sie nur eine jugendliche Männergestalt — eine Stimme, die sie ganz eigentümlich berührte, fragte:

„Ist hier nicht Fräulein Helene Blumenfeld?"

Helene überlief es sonderbar bei dieser Frage — kaum wußte hier jemand ihren Namen — noch nie hätte jemand nach ihr gefragt — zitternd und verlegen antwortete sie: „Ich bin es selbst!"

„Du bist es selbst!" rief die Stimme von draußen, „ja, ich sehe und höre es, Du bist es — ich bin Dein Bruder Karl — Du kannst es Deiner Dame sagen und mich einlassen!"

Helene stieß einen Schrei des Entzückens aus, riß die hemmende Thürkette klirrend zurück und stürzte in die Arme des verschwundenen, des totgeglaubten Bruders.

V.

Welch ein seliger Moment war das, als Bruder und Schwester einander nach so langer Trennung in den Armen lagen, ja, als sie jetzt einander eigentlich aufs neue fanden! Über sechs Jahre waren seit jenem Ostern vergangen, an dem Karl nicht wieder in das Haus der Tante zurückgekehrt und spurlos verschwunden war. Nicht die geringste Nachricht, kein Brief, kein Lebenszeichen war von ihm je den Schwestern wieder zugekommen.

Helene zumal war ja erst ein neunjähriges Kind gewesen, als er fortgegangen, und wenn beide auch jetzt einander wiedererkannten an unzähligen kleinen Zügen, an aufblitzenden Erinnerungen aus der Kindheit, sie hatten eines das andere gefragt: seit wann bist Du hier? wo kommst Du her? und wie geht es Dir? aber sie hatten, halb aus Gewohnheit, doch nur an die letzten Ereignisse zu denken, halb aus Scheu nicht an ein Geheimnis der Vergangenheit, das doch nicht mit wenigen Worten sich abthun ließ, nicht an den Moment ihrer Trennung erinnert, — auf Helenens Seele zumal wälzte sich aufs neue die Last des Versprechens, das sie der Tante gegeben und hieß sie vermeiden an dem Vergangenen zu rühren — aber schwerer als je erschien ihr jetzt die Pflicht des Schweigens.

Karl hatte erzählt, daß er Reisender sei für ein Handelshaus in Newyork, das mit seltenen Naturprodukten: Muscheln, Mineralien, ausgestopften seltenen Vögeln, belebten Aquarien und derartigen Dingen handle, und daß ihn seine naturwissenschaftlichen wie kaufmännischen Kenntnisse in gleicher Weise zu diesem Posten befähigt hätten. Bisher habe er zu diesem Zwecke nur große Reisen in Nord- und Südamerika gemacht, jetzt

eben habe ihm der eine seiner Prinzipale, Herr Georgi, — er sei in einem Kompagniegeschäft, — der nach Europa, nach Deutschland gereist sei und ihm versprochen habe, sich nach den Seinigen persönlich zu erkundigen, den Tod der Tante Kreilhuber gemeldet und er habe nun selbst Urlaub zur Herreise erhalten, um seine Schwestern endlich wiederzusehen. Herr Georgi habe ihm auch geschrieben, daß Helene bei einer Frau von Kronenthal Gesellschafterin werden solle, und da er von Hamburg aus, auf der Reise zur Heimat, die Residenz zuerst berührt, so habe er sich bemüht, sie aufzufinden, was ihm endlich erst heute im dunkeln gelungen sei. — „Aber geht es Dir hier auch gut?" schloß er seinen Bericht.

Helene seufzte auf diese Frage, aber eben als sie eine ausweichende Antwort geben wollte, öffnete sich draußen die Vorzimmerthür, — Helene fuhr erschrocken auf, — aber eben als sie die Zimmerthüre öffnen wollte, trat Frau von Kronenthal schon mit den Mienen des höchsten Zornes und Entsetzens ein.

„Was — ein Mann!" rief sie und eilte, als habe sie ein Gespenst gesehen, zur Vorzimmerthüre zurück, diese wieder öffnend.

„Gnädige Frau, vergeben Sie, es ist mein Bruder," sagte Helene schüchtern, und gleichzeitig erklärte auch Karl: „Verzeihen Sie, wenn Sie mich zu einer unpassenden Stunde hier finden, — ich bin Karl Blumenfeld, Helenens Bruder, und konnte nicht umhin, sie selbst noch am Abend gleich aufzusuchen, statt meine Rückkehr aus Amerika ihr erst schriftlich mitzuteilen." —

„Ersparen Sie sich weiteres Reden," sagte Frau von Kronenthal, immer noch im Korridor stehen bleibend, damit sie im Notfalle, wenn der fremde Eindringling nicht ginge, die Hausbewohner allarmieren könne, „und entfernen Sie sich, wenn ich nicht Leute zu meinem Schutze herbeirufen soll."

Karl öffnete den Mund zu einer Entgegnung, aber Helene drängte ihn selbst sanft zur Thüre und sagte mit flehender Stimme: „Bitte, lieber Bruder, geh' jetzt, Du siehst, es ist ein Mißverständnis, das sich leicht aufklären wird, sobald ich der gnädigen Frau alles habe erzählen können; aber zuvor mußt Du gehen, damit ihr wenigstens kein Grund zum Mißtrauen bleibt und sie mich ruhig anhört."

„Gut, ich gehe," sagte Karl, „ich wohne in Stadt London, hier ist meine Karte, natürlich reise ich nicht ab, ohne Dich wiedergesehen zu haben."

Damit ging er, indem er Helene noch einmal die Hand drückte.

Frau von Kronenthal warf die Thüre krachend hinter ihm ins Schloß. „Ich will nur gleich erst nach meinen Sachen sehen," sagte sie, „denn wenn etwas fehlt, so halte ich mich an Sie, — Sie haben den Menschen eingelassen." —

Helene war sprachlos, — darauf, daß man sie für die Genossin eines Diebes halten konnte, war sie nicht vorbereitet. — „Es war mein Bruder!" betonte sie noch einmal.

„Bruder!" hohnlachte die Dame, die indes in das Zimmer getreten war, in das ihr Helene leuchtete, und indem sie die Schlösser ihres Sekretärs und ihrer Kommoden untersuchte, fuhr sie fort: „Bruder! mit einer so dummen Lüge dürfen Sie mir nicht kommen! Haben Sie doch stets mir gesagt, daß Sie nur eine Schwester haben."

Vergeblich bemühte sich Helene zu erzählen, daß ihr Bruder nach Amerika gegangen, als sie selbst noch ein Kind gewesen, wie sie alle nichts wieder von ihm gehört, ihn also hätten für tot halten müssen, bis er heute zu ihrer nicht geringen Überraschung bei ihr eingetreten. — Frau von Kronenthal erklärte, daß sie sich

nichts weiß machen lasse, und daß sie ein so unnützes, keckes und verlogenes Geschöpf, wie Helene, nicht länger um sich dulden werde. —

„Wenn Sie so niedrig von mir denken!“ rief Helene schluchzend, „so ist es allerdings unmöglich, daß ich länger bei Ihnen bleibe. Befehlen Sie nur, wann ich gehen soll!“

„Jetzt gehen Sie zu Bette,“ rief die aufgebrachte Dame, „und morgen werden wir weiter miteinander sprechen.“ —

Helene ging in ihre Kammer, freilich nicht um zu schlafen. Seit sie hier war, hatte sie stets nur die unfreundlichste Behandlung erfahren, viele harte und hämische Worte gehört, hatte niedrige Arbeiten verrichten müssen und kaum ein wenig Erholung und Freude gehabt, — aber so wie heute war ihr ganzes besseres Selbst doch nicht mit Füßen getreten worden, — eine Lügnerin und Betrügerin hatte man doch noch nicht sie zu nennen gewagt, nie den Schimpf eines entehrenden Verdachtes auf sie geworfen, — dies zu ertragen schien ihr doch zu viel! — Freilich, ihr selbst war ja auch alles so überraschend gekommen, — daß ihr Bruder lebte, daß er wieder gekommen war, daß er eine Stellung in der Welt bereits selbst errungen, vor allem, daß sie ihn Aug' in Auge gesehen, seine Hand in der ihrigen gehalten, daß sie die erste war, die er hier begrüßt hatte, das alles erschien ihr freilich selbst wie ein Traum, und sie sagte sich, daß, was ihr selbst noch märchenhaft und erstaunlich dünkte, wohl einer ganz mit ihren Familienverhältnissen Unbekannten unglaublich und erlogen scheinen konnte. Das allein milderte die Empörung ihres ganzen Innern über das ihr angethane Unrecht, wenn sie sich auch trotzdem tief erniedrigt vorkam, daß ein Wesen und noch dazu ein weibliches, das sie seit Monaten kannte, so hatte von ihr denken können.

Und wie sie so jetzt wieder von den Ereignissen sich bestürmt sah und vielleicht aufs neue an einem Wendepunkte ihres Lebens stand, führte sie die Erinnerung wieder zurück in das Krankenzimmer ihrer verstorbenen Tante. Das von derselben ihr damals aufgelegte Gelübde des Schweigens war ihr schon gegen ihre Schwester zu halten schwer geworden, schon deshalb, weil sie vor ihr nie ein Geheimnis gehabt; — aber erst jetzt mußte ihr dies Schweigen zu einer wirklichen Prüfung werden, wo ihr Bruder vielleicht ein Recht auf eine Erklärung haben und sie fordern konnte.

Als Frau Klara Kreilhuber krank lag, war immer eine der Nichten und gewöhnlich Katharina in ihrer Nähe. An dem Tage nach Rudolfs Ankunft waren einmal die Schwestern zusammen von Katharina zu einem Spaziergange fortgetrieben worden, da sie so lange sich keine Bewegung in freier Luft gestattet. Katharina und Rudolf waren bei der Kranken. Helene kehrte früher zurück als Marie, die noch einen Geschäftsgang zu machen hatte. Es war Abenddämmerung und sie trat in ihrer gewohnten leisen Art in das Zimmer, neben dem sich das Gemach der Kranken befand. Helene hatte geglaubt, Rudolf sei bei seiner Mutter, aber er war weder in dem einen noch dem andern Zimmer, und da die Kranke hinter den Vorhängen ihres Himmelbettes sich nicht regte, so setzte sich Helene still in eine Ecke des Zimmers, neben ein hohes schrankartiges Möbel, welches zufällig so stand, daß man weder beim Eintritte in das Zimmer noch vom Krankenbette aus sehen konnte, wer dahinter saß. Die Mädchen pflegten diesen Platz oft einzunehmen, weil hier ihre Gegenwart die Kranke am wenigsten störte, und sie doch jede Regung von ihr bemerkten. Jetzt trat Rudolf ein und setzte sich dicht zu der Kranken. Sie konnte kein Licht vertragen, und so

brannte auch jetzt keines trotz der hereingebrochenen Abenddämmerung.

„Rudolf!“ begann die Kranke, „nicht wahr, Du hast stets gefühlt, daß ich Dich wie meinen eigenen Sohn geliebt und gehalten habe?“

„Natürlich!“ antwortete er freudig. —

„Und doch sollst Du es nicht sein — ich habe keine Ruhe, bis ich Dir alles mitgeteilt habe.“

Rudolf rückte betroffen den Sessel, auf welchem er saß. — „Meine gute Mutter!“ sagte er in zärtlichem Tone, wie um sie zu besänftigen.

„Ich fühle, was Du sagen willst,“ begann sie wieder, „Du denkst, ich spreche im Fieber, ich phantasiere, — es ist keineswegs so, — ich fühle mich ganz frei, und was ich Dir jetzt sagen werde, beruht leider auf Wahrheit! Du weißt, mein Mann starb, wie Du noch ein kleines Kind warst, — ich war mit ihm und meinem einzigen, ein halbes Jahr alten Knaben ins Bad gereist. Da ward das Kind krank, und weil mein kranker Mann Ruhe haben mußte, gab ich das Kind mit seiner Wärterin in das Nachbarhaus zu einer armen, aber nach dem Urteile der Leute, bei denen ich Umfrage hielt, zuverlässigen Witwe, Namens Weber, die viele Kinder hatte und unter diesen einen Knaben, der dem meinigen in jeder Beziehung glich! Bald darauf erkrankte die Wärterin meines Kindes an einer bösartigen Krankheit und sie mußte dem dortigen Spitale übergeben werden, wo sie schon nach einigen Tagen verschied. Die Witwe Weber hatte mir zur Beruhigung erklärt, daß ich mich mit der Aufnahme einer neuen Wärterin nicht zu beeilen brauche, indem sie mit ihrer erwachsenen Tochter die Wartung und Pflege meines Kindes übernehmen wolle. Ich war damit einverstanden. Nach Verlauf einer Woche kommt sie mit Thränen in den Augen zu mir und klagt, daß ihr

jüngster Knabe plötzlich gestorben sei, fügte aber sogleich die mir erfreuliche Versicherung bei, daß mein Knabe sich von seiner Unpäßlichkeit fast ganz erholt habe und munter sei. Mit Zustimmung meines Mannes ließ ich ihn sofort zu mir bringen, nachdem ich bereits eine andere Wärterin gedungen hatte. Daß das überbrachte Kind mein Kind sei, daran zweifelte ich auch nicht im mindesten, ebensowenig mein Mann. Ein solcher Zweifel ist mir auch im Verlaufe der seitdem verflossenen vielen Jahre nicht von ferne aufgestiegen. Du kannst Dir daher denken, in welche große Bestürzung ich geriet, als ich von der Frau Weber vor kurzem ein Schreiben erhielt, in welchem sie mir eröffnet, daß sie am Rande des Grabes stehe und unmöglich mit Verschweigung des Vergehens, dessen sie sich gegen mich schuldig gemacht habe, von hinnen scheiden könne. Das Vergehen bestehe darin, daß sie Dich untergeschoben habe, denn nicht ihr, sondern mein Sohn sei damals bei meinem Aufenthalte in N. gestorben. Dies habe sie gethan, teils aus Mitleiden mit mir, der kinderlosen Frau, die ihr einziges Kind verloren, teils um eines ihrer vielen Kinder zu versorgen. Schließlich bittet sie mich tausendmal um Vergebung. Das Schreiben konnte ich nicht erwidern und von der Frau nähere Aufschlüsse verlangen, da gleich darauf die sichere Nachricht von ihrem Hinscheiden mir zukam."

Helene hörte, wie Rudolf bei dieser Mitteilung laut schluchzte. Die Kranke suchte ihn zu beruhigen mit den Worten: „Ich kann mir es gar nicht denken, daß Du nicht mein Sohn seiest. Wenn es auch heißt, daß Sterbende die Wahrheit sagen, so ist es doch wohl möglich, daß die Frau sich geirrt hat. Sobald mir nur der Herr die Gesundheit wieder verleiht, werde ich nicht säumen, die Kinder der Frau Weber aufzusuchen und mit ihnen, namentlich mit der damals

schon ziemlich erwachsenen Tochter genaue Rücksprache zu nehmen. Vorläufig muß aber geschwiegen werden."

Da ging drinnen die Thüre des Nebenzimmers, — es war Katharina, die eine Lampe hereinsetzte, sich aber gleich wieder entfernte, — in dieser Pause erhob sich Helene; sie hatte ja nicht ahnen können, daß die Kranke ein Geheimnis enthüllen werde, als sie zu sprechen begann, ja sie hatte gleich Rudolf selbst dies Reden für Fieberphantasie gehalten, — aus Verlegenheit und Angst vor dem kommenden Moment, nicht aus Neugier, war sie still geblieben, — jetzt faßte sie sich und trat hervor. —

„Du hier versteckt!" herrschte sie Rudolf an. —

Sie kniete am Bette der Tante nieder, die mit einem Schrei sich aufgerichtet hatte und dann bestürzt zurückgesunken war. Helene versuchte eine Erklärung und leistete endlich das Gelübde gänzlichen Schweigens über das, was sie vernommen, — und das war das Geheimnis, welches von da an ihre Seele belastete. Zwei Tage nach diesem Ereignisse war die Tante gestorben. Der Arzt erklärte, daß sie selbst im besten Falle nur noch wenige Wochen zu leben gehabt — aber es war möglich, daß die gehabte Aufregung ihren Tod beschleunigt hatte. Zwischen Rudolf und Helene herrschte von diesem Tage an eine feindliche Stimmung, er hatte ihr erklärt, daß er selbst doch alles, was seine Mutter aus dem Briefe der Frau Weber mitgeteilt habe, für Faselei halte, und daß es ihm, wenn sie etwa das der Sterbenden gegebene Gelübde brechen wolle, ein leichtes sein würde, ihre Erzählung Lügen zu strafen. Und so hatte er ihr nur hochfahrenden Trotz gezeigt, den sie in ihrem Innern dadurch, daß er so niedrig von ihr denken konnte, tief gekränkt, mit stummer Entrüstung ihm überall ausweichend, erwiderte. Helene hatte ihren Vormund darüber zürnen hören,

daß ihre Tante kein Testament gemacht, und daß der Sohn, nun der einzige Erbe, die Mädchen, welche die Tante bisher wie ihre eigenen Kinder gehalten, nun so gut wie aus dem Hause trieb, ohne aus freier Entschließung ihnen zu gewähren, was ihnen die Tante jedenfalls zugedacht. Helene verstand nichts vom Erbrecht, noch hatte irdisches Gut und Geld für sie selbst einen solchen Wert, daß sie etwa um deswillen hätte sich versucht fühlen können, ihr Gelübde des Schweigens zu brechen, — und am wenigsten ja um einer selbstsüchtigen Absicht willen; aber daß Rudolf nun gerade, wo er es doch nicht als Berechtigung, sondern als Gunst des Glückes erkennen mußte, daß er unumschränkter Herr dieser Reichtümer geworden, sich so gehässig, wie es geschah, gegen sie, und ihre Geschwister betragen konnte — das schmerzte sie, schmerzte sie um so mehr, jetzt, wo sie Grund hatte, anzunehmen, daß Rudolf auf die Entfernung ihres Bruders Karl eingewirkt habe. Aber schon aus Furcht, vielleicht unvorsichtig ihr Gelübde zu brechen, hatte sie nicht gewagt, den plötzlich wiederkehrenden Bruder zu fragen, was seinen einstigen Fortgang und sein gänzliches Schweigen veranlaßt. Auch hatte sie durch keine Frage, die wie Vorwurf klingen konnte, das Glück des Wiedersehens trüben wollen.

Als der Morgen kam, kleidete sie sich frühe an, packte ihre Sachen ein und verrichtete dann ihre gewöhnlichen Morgenarbeiten, ängstlich auf den Augenblick wartend, wo die gnädige Frau erwachen und sie rufen werde.

VI.

Indes Helene so traurige Zeit verlebte, hatte Marie in dem Institute der englischen Fräulein zu N. einen

beglückenden Aufenthalt gefunden. Die Vorsteherin behandelte sie mit mütterlicher Freundlichkeit, die geistlichen Jungfrauen sahen sie schon wie ihre Schwester an, die jungen Mädchen des Pensionats hingen fast alle mit liebender Hingabe an ihr. Ihrem reinen Gemüte, das aufrichtig nach christlicher Vollkommenheit strebte, fiel es nicht schwer, die mehr äußerlichen Annehmlichkeiten des Lebens zu entbehren. Für diese Entbehrungen entschädigten sie schon die Genüsse in dem Institutsgarten. Wie gern fand sie sich in die strenge Hausordnung, in alle Einfachheit der Einrichtung, die ihr erst sonderbar vorgekommen war, da sie sah, wie man auch dabei zufrieden und heiter sein konnte! Welch ein angenehmes Bewußtsein war es für sie, was sie gelernt, zu ihrem eigenen Wohle und zum Wohle anderer verwerten zu können, und welch ein Sporn lag darin, nur immer mehr zu lernen, auf daß sie einst ein tüchtiges und würdiges Mitglied der geistlichen Genossenschaft, zu der sie sich mächtig hingezogen fühlte, werde.

So in ihrem Innern ganz beglückt und nur beunruhigt durch den Gedanken an die Schwester, die sich, nach ihren Briefen zu urteilen, bei der „gnädigen Frau" doch nicht „so recht gemütlich fühlte", saß sie eines Nachmittags im Herbst mit zwei ihrer Schülerinnen im Garten, emsig mit Näharbeit beschäftigt. Da fuhr an dem Gartenzaun ein Wagen vorüber, und die Mädchen hoben die Köpfe empor, nach ihm zu blicken, denn die Straßen des Städtchens wurden selten durch das Fahren einer Equipage beunruhigt, — aber sie konnten schon nicht mehr entdecken, wer darin saß, und hörten nun staunend, wie er an der Seite des Hauses, die sie nicht sehen konnten, hielt. „Am Ende ist es meine Mutter!" rief das eine Mädchen und eilte sehnsüchtig nach der Hausflur, — neugierig folgte das andere,

Marie rief ihnen vergeblich Worte nach, die sie zurückhalten sollten. Sie blieb an ihrem Platze, aber sie fühlte sich unruhig bewegt und zürnte sich selbst, daß auch sie, die ältere, das Rollen eines Wagens aufregen konnte.

So blickte sie auf ihre Arbeit nieder, als sie Schritte hörte und der Ruf der Oberin sie emporzusehen nötigte: „Hier sind Ihre Geschwister!" sagte diese, „genießen Sie hier Ihr erstes Wiedersehen, — Sie sollen nicht gestört werden." Damit ging sie wieder in das Haus zurück, und Marie wußte nicht, wie ihr geschah, als sie plötzlich ihre Schwester Helene, an die sie eben gedacht hatte, auf sie zueilen und ihr in einem jungen Manne den Bruder zuführen sah, von dem sie nie wieder etwas zu hören gehofft und an dessen Rückkehr sie allerdings jetzt am allerwenigsten gedacht hatte.

Nach dem ersten Fragen und Staunen erzählten die Ankommenden, wie sie sich zusammengefunden, und in welchen Händen Helene denn eigentlich gewesen.

Als an jenem Morgen nach der Rückkehr ihres Bruders Helene nicht bei ihm erschienen war, hatte Karl sie nochmals bei Frau von Kronenthal aufgesucht und sie mit vieler Mühe bewogen, die Schwester gleich loszugeben.

Wie glücklich und frei atmete Helene auf, als sie dies Haus hinter sich hatte! aber noch lange zitterte in ihr die Aufregung des Überstandenen nach.

Und wie ihr dann Karl seine Lebensgeschichte seit dem Augenblicke der Trennung erzählt hatte, so teilte er sie jetzt auch Marie mit.

An jenem Osterfeiertag, an welchem Karl und Rudolf mit anderen jungen Leuten einen gemeinschaftlichen Ausflug gemacht hatten, war die heimliche Feindschaft, die schon immer zwischen beiden geherrscht, zum Ausbruch gekommen. Sie hatten, wie Rudolf schon

damals selber eingestanden, mehr getrunken, als ihnen gut war, sich dann gestritten, und Rudolf war roh genug gewesen, Karl vorzuwerfen, daß er im Hause seiner Mutter das Gnadenbrot esse u. s. w. Karl hatte ebenfalls rücksichtslos geantwortet, daß das Leben im Hause der Tante für ihn sehr peinlich sei, weil er nicht das lernen und werden dürfe, wozu er Lust habe und daß er am liebsten gar nicht wieder dahin zurückginge — worauf Rudolf geantwortet: das sei das Klügste, was er thun könne, und was seine Mutter am innigsten wünsche.

Diese übereilten, voll Zorn und Bitterkeit gesprochenen Worte waren die letzten gewesen, die sie miteinander gewechselt hatten. Unter den bei der Partie beteiligten jungen Leuten befand sich ein Amerikaner, der mit Karl längst befreundet gewesen war und ihm immer geraten hatte, wenn er in seine Heimat zurückkehre, mit ihm zu gehen. Er wollte übermorgen dahin abreisen und beeilte dies nun noch um einen Tag. Mit dem amerikanischen Konsul befreundet, gelang es ihm für sich und seinen Bruder, als der ihm Karl galt, die nötigen Papiere zu erhalten und so machten sich die beiden jungen Leute zusammen auf den Weg. Als Karl sich eingeschifft, schrieb er an die Seinigen, sowohl an seine Schwestern als an seine Tante und bat um Vergebung für seinen Schritt. Er dankte der Tante für alle erwiesenen Wohlthaten, erklärte aber auch, daß er dieselben nun nicht mehr annehmen könne. Er hatte dann noch einmal, als er in Newyork angekommen, geschrieben, aber Frau Kreilhuber war so entrüstet über seine Handlungsweise und zugleich doch froh, daß er aus dem Hause war, daß sie ihm weder jemals antwortete, noch seine Briefe den Schwestern, die damals noch Kinder waren, gab.

Sie sollten ihn lieber ganz vergessen, da sie ihn

doch für einen verlorenen Menschen hielt und so täuschte sie die Kinder, wenn auch gerade in keiner schlechten Absicht. Karl schrieb auch nicht wieder, da er sich scheute, es zu thun, weil es ihm doch nicht gleich so gut jenseits des Oceans ging, wie er gehofft hatte, und wie ihm sein Freund hatte glauben lassen. Er war oft in Not und mußte Arbeiten verrichten, deren er sich in der Heimat geschämt haben würde. Endlich aber hatte er die schon erwähnte passende Stellung gefunden, in deren Interesse ihm sogar erlaubt war, seine Heimat wiederzusehen, und als er von Herrn Georgi erfuhr, wie alles anders mit den Seinen geworden, pries er das Geschick, das ihn Helene sobald auffinden und zugleich zu ihrem Retter werden ließ.

Freilich war er nicht in der Lage, ihr anders helfen zu können, als daß er sie dahin brachte, wo Marie ein so freundliches Asyl gefunden. Man konnte doch wenigstens zusammen beraten, was nun zu thun sei, und die hochwürdige Frau Oberin war sogleich bereit, Helene einstweilen im Hause zu behalten, bis man weiteres überlegt habe. Jetzt erklärten sie sich auch, daß der junge Mann, der am Tage vor ihrer Abreise aus der Heimat nach den Schwestern gefragt hatte, jener Herr Georgi gewesen war, der am anderen Tage wiederkam, wo er sie bereits nicht mehr traf. Persönlich hätte er ihnen gewiß die Freudenkunde von dem Leben und guten Ergehen ihres Bruders mitgeteilt, da er aber diesem versprochen, mit der Tante und deren Sohn nicht eher von ihm zu sprechen, bis er die Schwestern unterrichtet, so hatte er auch der alten Haushälterin nichts gesagt und jene in anderen Städten aufzusuchen, hatte es ihm an Zeit gefehlt.

Als die Geschwister über dies Wichtigste sich miteinander ausgesprochen und die hochwürdige Frau Oberin gleich einer mütterlichen Freundin in ihr Vertrauen ge-

zogen, teilten sie den anderen ihre Freude mit und der zum Amerikaner gewordene mußte viel erzählen von dem, was er gesehen und erlebt. Gegend Abend zog er sich in den Gasthof zurück.

Gleich von der Residenz aus hatte Helene an Katharina geschrieben, ihr die Rückkehr ihres Bruders und die Wendung ihres Schicksals gemeldet, wie daß sie beide im Begriffe wären, zu Marie zu reisen, wohin sie ihnen antworten möge. Ausdrücklich aber hatte Helene schon von vornherein jedes etwaige Anerbieten Katharinas, auf einige Zeit zu ihr zu kommen, zurückgewiesen. Wer schildert nun aber ihr Erstaunen, als am zweiten Tage nach ihrer Ankunft, an demselben Tage, an dem Karl wieder abreisen wollte, die Geschäfte seines Prinzipals nicht länger zu versäumen, abermals eine Equipage vor dem Institutsgebäude hielt, und niemand anders aus derselben stieg, als Rudolf Kreilhuber selbst. Ein älterer geistlicher Herr, den er als Pfarrer des Kurortes, in welchem sich die Tante mit ihrem Gatten längere Zeit aufgehalten hatte, vorstellte, begleitete ihn.

Rudolf begrüßte die Geschwister mit einer Herzlichkeit, wie sie nach der bisherigen Art seines Betragens nicht von ihm hatten erwarten können, und wie Helene sie keineswegs erwiderte. Er sagte, daß er ihren Brief an Katharina gelesen, denn er sei bereits seit ein paar Wochen wieder in der Heimat und dem Geschäfte, Katharina habe es nur nicht schreiben sollen, — und daß er nun herbeigeeilt sei, um Karl zu begrüßen, und mit ihnen allen ihre künftigen Verhältnisse zu ordnen. Karl war unschlüssig, wie er das freundliche Entgegenkommen des Vetters, der sich ihm sonst immer feindlich erwiesen, aufnehmen sollte, — aber Rudolf zerstörte fast gewaltsam jeden Zweifel an die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, indem er ausrief:

„Ich habe im Übermute glücklicher Knaben- und Jünglingszeit mich gegen Dich betragen, wie nicht recht war, — vergieb es mir und vertraue mir jetzt, wo wir uns im gereifteren Alter wiedersehen, vertraue nicht nur meinen Worten, sondern meinen Handlungen. Laß uns in Geschäftsverbindung zusammentreten, sobald Du aus Deinem jetzigen Verhältnisse Dich lösen kannst, werde mein Kompagnon! Du brauchst nicht bei uns daheim in dem Dir verhaßten Comptoir zu sitzen, — Du sollst reisen und diesseits wie jenseits des Oceans im Interesse unseres Geschäftes thätig sein, — wir brauchen eben dazu jemand und nur auf einen Teilnehmer des Geschäfts könnten wir uns in einer Angelegenheit verlassen, die ich später mit Dir besprechen will."

Er nahm darauf Helene einige Schritte abseits mit sich in den Garten und fuhr fort: „Helene wird mich verstehen, wenn ich ihr sage, daß seit dem Tode meiner teuren Mutter eine vollständige Umwandlung mit mir vorgegangen ist. Damals allerdings gährte es nur in mir in wildem Schmerz, der an Verzweiflung grenzte. Ich wollte aber allein und ganz ohne fremde Einflüsse den Weg des Rechtes zu finden suchen, — darum ging ich wieder aus dem Hause, — darum trieb ich auch euch hinaus, — ich war hart, um euch zu prüfen, — ich wollte es nicht sein, der das Geheimnis einer Sterbenden verriet, — ich dachte, Helene sollte es thun, um so eher, wenn ich unrecht gegen sie, gegen alle handelte, — ich reiste fort, um die Person aufzusuchen, die mir sagen konnte, ob die Frau Weber in dem bewußten Briefe die Wahrheit geschrieben habe. Ich reiste in den entfernten Kurort, um die älteste Tochter dieser Frau hier aufzusuchen, — ich fand sie nicht, sie hatte eine Familie, welche nach vollendeter Kur eine Reise unternahm, begleitet, ich wartete auf ihre Rückkunft, die erst in einigen Wochen erfolgte, auf

alle meine Fragen erhielt ich von ihr den Bescheid, daß sie hiervon keine Kenntnis habe und leider zu der Zeit, als ihre Mutter erkrankte und starb, auswärts gewesen sei. In der Überzeugung, daß ich nur hier in der für mich so wichtigen Angelegenheit etwas erfahren könne, hielt ich mich noch längere Zeit daselbst auf. Im Verlaufe derselben machte ich die Bekanntschaft des hochwürdigen Herrn Pfarrers. Gelegentlich eines Besuches, um welchen er mich gebeten hatte, teilte er mir mit, daß er schon längst auf das dringende Bitten einer verstorbenen Frau Weber mit mir zu sprechen das Verlangen gehabt habe, — er habe daher gleich nach dem Tode der Frau einem aus unserem Wohnorte gebürtigen Bekannten, der in Familienangelegenheiten dahin reiste, aufgegeben, mich zu einer vertraulichen Rücksprache in einer wichtigen Sache einzuladen. Dieser Herr hatte, nur um das Grab seiner Eltern aufzusuchen, auf dem Kirchhofe geweilt, da euch gesehen und von dem Totengräber euer Schicksal, wie das der Verstorbenen erfahren, an deren Grabe ihr geweint. Er war euch nachgegangen, — aber dann doch, ohne euch zu sprechen, abgereist, weil er schon von einer ihm unterwegs begegnenden Person meine Abreise erfahren hatte. Der hochwürdige Pfarrer erzählte mir dann, daß die Frau Weber auf ihrem Sterbebette bei vollem Bewußtsein vor ihm ganz dasselbe Geständniß abgelegt habe, welches sie Deiner verstorbenen Tante brieflich eröffnet hatte, mit der Bitte, mich hiervon recht bald in Kenntnis setzen zu wollen. Auf die Frage des Pfarrers, ob sie dieses Geständnis auch in Gegenwart gerichtlicher Personen zu wiederholen bereit sei, hat sie bejahend geantwortet. Ehe jedoch die hierzu nötige Einleitung getroffen, ist sie verschieden. — Und Du hast geschwiegen, Helene, — gegen jedermann, — auch gegen Bruder und Schwester?"

„Dein Zweifel ist eine Beleidigung,“ antwortete Helene. „Wir haben der Sterbenden das Wort gegeben und müssen es halten, — sie hat Dich der Erklärung der Frau Weber ungeachtet als ihren Sohn gehalten und Du mußt es bleiben vor aller Augen.“

„Ja, aber nur unter einer Bedingung,“ antwortete Rudolf fest. „Die Selige hat keine anderen Verwandten als euch und so seid ihr die Erben ihres Vermögens.“ —

„Unmöglich,“ antwortete Helene, „denn das hat sie nicht gewollt, es liegt keine zu unseren Gunsten lautende Erklärung von ihr vor, — es war ihr Wille, wie es jetzt ist, — jede Änderung hieße unser Gelübde brechen.“

„So giebt es eben nur einen Ausweg,“ sagte Rudolf, „Karl wird mein Kompagnon und ihr beiden lebt bei mir, wie früher mit Katharina.“ —

„Das würde sich nicht schicken,“ antwortete Helene errötend, „wir werden uns schon durchbringen.“

„Aber nun vergiebst Du mir doch und hassest mich nicht mehr? In den Augenblicken einer Verzweiflung, wie ich sie empfand, ist man nicht immer Herr über sich selbst, mein ganzes Leben lang will ich bestrebt sein, gut zu machen, was ich in dieser Zeit böse gemacht. Nur dann kann ich ruhig sein! Dein Edelmut hat mich gerettet!“

Helene war nie so glücklich gewesen, wie in dieser Stunde, wo sie Rudolf die Hand zur Versöhnung reichte, und wo ein himmlischer Friede sich in ihr Herz senkte, weil sie sah, daß er besser war, als sie geglaubt hatte, und daß sie ihr Geheimnis nicht für einen Unwürdigen bewahrt.

Die drei Geschwister verlebten noch mit Rudolf und dem Pfarrer Weiner, der ihr Vertrauter war und sie mit seinem Rate unterstützte, einen glücklichen Tag.

Dann reisten die drei Herren wieder ab, und die Schwestern blieben zurück. Die hochwürdige Institutsoberin hatte schon für ein passendes Unterkommen Helenens bei einer edlen Familie gesorgt.

Karl ging bald wieder nach Amerika. Zwei Jahre später aber finden wir ihn als Rudolfs Kompagnon im Hause der seligen Frau Kreilhuber, in dem Helene als Rudolfs glückliche Gattin waltete. Marie, welche die Wahrheit des alten Ausspruches aus dem goldenen Buche der Nachfolge Christi wohl beherzigt hatte, wenn es da heißt: „O wie schnell vergeht die Herrlichkeit der Welt! Alle Freuden dieser Welt sind welkende Blumen, — wohl dem, welcher die unverwelkliche Krone sucht,“ und die den Beruf, in den zarten Kinderherzen die Himmelsblüten zu wecken, zu pflegen, zu warten und aufzuziehen, als segensreich erkannt hatte, ist im Institute der englischen Fräulein geblieben und hat sich mit demselben nach zurückgelegter Probezeit durch feierliche Ablegung der Profession für ihre Lebenszeit verbunden.

Das Blumenmädchen.

Eines Tages ging ein Comptoirdiener der französischen Bank über den Pont-neuf zu Paris. Ermüdet von der schweren Last, die er trug, — es war ein Geldsack mit neuntausend Francs in Silber — blieb er stehen, und lehnte sich an das Brückengeländer, um ein wenig von seinem weiten Gange auszuruhen.

In demselben Augenblicke aber entschlüpfte ihm die kostbare Last, entweder aus Unvorsichtigkeit oder Un-

geschicklichkeit, und fiel hinunter in die Seine, gerade an der Stelle, wo der Strom am tiefsten ist. Welch ein Schrecken für den armen Mann! Er machte eine Bewegung, als ob er sich selbst der in den Wellen versunkenen Silberlast nachstürzen wollte und er würde seinen Vorsatz gewiß auch ausgeführt haben, wenn ihn nicht die Geistesgegenwart eines jungen niedlichen Mädchens, welches dicht neben ihm stand und auf der Brücke Veilchen zum Verkaufe ausbot, daran hinderte. Dasselbe umschlang mit beiden Armen den Körper des Verzweifelnden und ihn mit aller Kraft eines entschlossenen Weibes von dem beabsichtigten Sprunge zum Tode zurückhaltend, schrie sie aus Leibeskräften um Hilfe. Sofort kam eine Menge von Menschen herbei. Sie hielten den Comptoirdiener fest, der verzweiflungsvoll mit ihnen ringend rief: „Laßt mich! laßt mich! ich bin auf immer unglücklich. O mein Weib, meine Kinder! was soll aus euch werden?" Viele Stimmen erhoben sich, um ihn zu trösten, andere, um ihn nach der Ursache des Jammers zu fragen; über alle aber schallten die silberhellen Töne des kleinen Blumenmädchens weg, welches sagte: „Nur Geduld, lieber Mann! Sie haben nichts verloren! Die Taucher holen schnell aus dem Grunde der Seine, was hinabgefallen!" — Und zu den Umstehenden sich wendend, bat sie eindringlich, es möge jemand eiligst die Taucher herbeiholen, und augenblicklich machten sich mehrere auf, ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Die Zurückgebliebenen bemühten sich, so gut als sie es vermochten, den armen Comptoirdiener zu trösten. Der eine brachte ihm ein Glas Liqueur, der andere etwas Branntwein, der dritte brachte kölnisches Wasser. Das kleine Blumenmädchen aber drang sich vor und hielt ein Glas frisches reines Wasser an seine zitternden Lippen, und mit den Worten: „Trinken Sie, trinken Sie es aus, es wird

Ihnen gut thun," nötigte sie ihn, das Glas zu leeren.

War es der kühle Trank oder die liebreiche, teilnahmsvolle Weise, mit der das Mädchen ihm das Wasser dargereicht hatte, kurz, nach diesem Trunke erholte sich der Unglückliche; seine Blicke waren nicht mehr so stier und wild, sein Entsetzen löste sich in einen Thränenstrom und endlich faßte er sich so weit, daß er den Umstehenden für ihre Teilnahme danken konnte. Nun kamen die sehnlich gewünschten Taucher, und einer von ihnen ließ sich ohne Zeitverlust in den Fluß hinunter. Die ängstliche Erwartung, welche auf allen Gesichtern lag, läßt sich nicht beschreiben. Der Taucher ließ nicht allzu lange warten, er erschien und hielt in seinen Händen — nicht den Geldsack, wohl aber ein eisernes Kästchen. Über diesen Fund wurde sofort die vorschriftsmäßige Anzeige an die Behörde erstattet. Das Kästchen wurde sodann in Gegenwart der erschienenen Kommission aufgeschlagen. Es war mit Zwanzigfrancsstücken gefüllt, welche eine Summe von beinahe zwölftausend Franken machten, wie man sich durch schnelle Zählung überzeugte. Nebenbei fand sich ein Schriftstück, nach dessen Inhalt das Geld nur den Findern zuerkannt werden konnte. Die drei herbeigerufenen Taucher wußten ihre Freude darüber kaum zu mäßigen, und teilten sogleich den Schatz unter sich. Darauf stürzten sich die anderen zwei in den Fluß hinab. Wenige Augenblicke schwanden, und auch diesmal krönte das Glück die Bemühungen der Taucher. Der Geldsack war dem Strome entrissen. Der arme Comptoirdiener vermochte keine Silbe zu sprechen, als das Geld, ein Eigentum der Bank, ihm übergeben wurde. Als er sich von der Überraschung etwas erholt hatte, brach er in die Worte aus: „Gott vergelt' es Ihnen tausendfach! O, Sie wissen nicht, welchen

großen Dienst Sie mir gethan haben! Ich bin Vater von fünf Kindern, war einst in ziemlich guten Umständen, aber eine Kette von Unglücksfällen suchte mich arg heim und versetzte mich in die drückendste Lage. Es blieb mir nichts übrig, als ein tadelloser Ruf und Wandel, und diese verschafften mir meinen jetzigen Dienstposten. Nur eine Woche erst stehe ich in demselben, und heute hätte ich ihn ohne Ihre Hilfe wieder verloren. Sie haben meiner Frau den Gatten, meinen Kindern den Vater erhalten; denn nie, nie hätte ich das durch meine Schuld über sie gebrachte Elend überlebt. Sie haben uns alle gerettet. Gott vergelte es Ihnen, er allein vermag es!" Während er dies sprach, suchte er in seinen Taschen und brachte einige Francs heraus: „Nehmen Sie dies, es ist alles, was ich habe; es ist zwar sehr wenig, doch sagen Sie mir, wo Sie wohnen, und morgen . . ." „Keinen Centime!" [1]) riefen ihm in die Rede fallend die Taucher einstimmig zu, und einer von ihnen, mit dem das Blumenmädchen etwas gesprochen, setzte hinzu: „Warten Sie einen Augenblick, ich will nur einige Worte mit meinen Kameraden wechseln." Sie traten auf die Seite, und kurz darauf fuhr der Taucher fort: „Wir sind alle der Meinung, daß wir Ihnen, der Ursache unseres Glückes (des Fundes von zwölftausend Francs) verpflichtet sind. Es liegt uns also ob, mit Ihnen zu teilen, was Gott uns durch Sie beschieden hat. Meine Kameraden denken alle gleich, und wir teilen demnach das gefundene Gold in vier gleiche Teile." Der Comptoirdiener wollte sich weigern, seine Stimme ward aber von den Beifallsrufen der Umstehenden übertäubt. Das Gold wurde geteilt, und der Diener trotz all seines Sträubens

---

[1]) Centime = ein Hundertteil des Franc (ungefähr ein Pfennig).

genötigt, seinen Anteil — dreitausend Francs anzunehmen. Wie war nun sein Antlitz verklärt von Seelenwonne, das Antlitz, das kurz zuvor von gräßlicher Verzweiflung umnachtet war. Darauf entfernten sich die Taucher, der Comptoirdiener aber zögerte noch. Er trat zu dem niedlichen Blumenmädchen, dem er mit Thränen in den Augen dankte, sich dann sechs Veilchensträuße zum Andenken an sie für seine Frau und seine Kinder geben ließ, ihr hierauf etwas in die Hand drückte, und ohne ihren Dank abzuwarten, fortging. Das Mädchen sah ihm mit freudestrahlenden Augen nach.

„Was verlangen Sie für den Rest der Sträußchen?" fragte ein Herr, der Augenzeuge des Vorfalles war. — „Geben Sie mir, mein lieber Herr, was Sie wollen," antwortete sie augenblicklich, „denn das Geld des guten Mannes brennt mich in der Hand, bis ich es meiner Mutter gebracht habe." Der Handel war bald geschlossen, und das Beutelchen des Mädchens wurde noch schwerer, da der Herr sich vorgenommen hatte, auch seinerseits etwas zur Belohnung einer raschen guten That beizutragen. Sie eilte mit ihrem nach ihrem Erachten großen Schatze nach Hause, und der Herr begab sich ebenfalls in seine Wohnung, aber nicht ohne den Vorsatz, das gute Blumenmädchen auf dem Pont-neuf öfter zu besuchen.

Die Neujahrsnacht.

Es schallt vom hohen Turme die bange Geisterstund',
Verkündet Jahres Scheiden mit kräftig ehernem Mund,
Es deckt des Schnees Schimmer jetzt Felder, Stadt und Hain,
Am dunklen Firmamente blinkt matter Sternenschein.

Da steht ein Greis so düster, so einsam noch und wacht,
Und blickt mit stierem Auge hin in die dunkle Nacht.
Sein greises Haupthaar sträubet sich wild und straff empor,
Als säh' er Geister schweben, als hört' er Geisterchor.

Er — sah der Jugend Freuden, die er so froh durchlebt. —
Er — sieht sein spät'res Leben; — sein schwacher Körper bebt,
Denn hier ist nichts wie Laster, Irrtum und Sündenschuld;
Er ruft's mit banger Stimme: „O Vater, hab' Geduld!

Die schöne Zeit der Jugend, laß kehren sie zurück,
Laß mich noch einmal schmecken der süßen Jugend Glück.
Stell' mich noch einmal wieder auf Lebens Scheideweg,
Daß ich dann kann erwählen der Tugend Dornenweg."

Doch von den hohen Türmen schallt dumpf des Echos Ton,
Ihm klang's wie Geisterflüstern, ihm klang's wie Geisterhohn.
„Die schöne Zeit der Jugend kehrt nimmer dir zurück,
Du kannst jetzt nicht mehr schmecken der Jugend Glück."

Der Schlangenzahn der Reue gräbt tief sich in sein Herz;
Er bebt an allen Gliedern vor ungeheurem Schmerz.
Er sieht an allen Ecken der Geister scheußlich Bild.
Es sind die Sündentage, die nun verflossen sind. —

Sein wirrer Blick bleibt haften am leeren Totenhaus;
Nur eine einz'ge Larve blickt grinsend dort heraus;
Er kann den Blick nicht wenden, es ist doch sein Gesicht;
Er schaut in ihren Zügen ein schreckliches Gericht. —

Aus diesem Schrecken wecket ihn munt'rer Orgelklang,
Aus ferner Kirche tönet der Christen frommer Sang. —
Er denkt an seine Freunde, die nun wohl glücklich sind,
Womit er früher spielte als frohes munt'res Kind.

Sein Auge fließt in Thränen; er schluchzet wie ein Kind.
Die Orgeltöne klingen; sie machen ihn so mild.
Er denkt an seine Sünden — an seiner Freunde Glück,
Und seufzt noch einmal trostlos: O Jugend, kehr' zurück! —

Die Jugend kehrte wieder; als Jüngling er erwacht,
Der nur so gräßlich träumte in der Sylvesternacht.
Die Sündenschuld war leider bei ihm kein leerer Wahn;
Zur rechten Zeit noch flieht er der Sünden böse Bahn.

Kehr' um mit ihm, o Jüngling, der du begraben bist
In Sündenschuld und Laster, in Teufels arger List.
Denn wenn du einst wirst rufen: O Jugend, kehr' zurück!
Verschwunden wird es bleiben der süßen Jugend Glück.

Nach Jean Pauls „Neujahrsnacht eines Unglücklichen“.

Die Seifenblase.

In einem kleinen freundlichen Landhause zu Saint-Etienne-Forez wohnte als junger Mann, kaum dem Kollegium entwachsen, der später durch seine kühne Erfindung so berühmt gewordene Joseph Montgolfier. Sein einsames, mit Zeichnungen, Ziffern und mathematischen Figuren tapeziertes Studierzimmer war seine Welt; sein rastlos strebender Geist arbeitete, kombinierte und erfand ohne Unterlaß. Kaum zwanzig Jahre alt, hatte er das Haus seines Vaters, eines reichen Papierfabrikanten, zu Annonay heimlich verlassen, um sich ungestört seinen Studien widmen zu können. Er strebte nach einem großen, wenn auch noch nicht völlig klar erkannten Ziele, welches ihm immerfort, in seinem Studierzimmer wie auf seinen einsamen Spaziergängen vorschwebte.

An einem warmen sonnigen Frühlingsmorgen hatte Joseph Montgolfier eine lange Wanderung vollendet, und war bereits wieder auf dem Rückwege zu seinem freundlichen Landhause. Er war nicht mehr weit davon entfernt, als er ein sauber aufgeputztes Landmädchen bemerkte, welches nachlässig auf dem Rasen ausgestreckt, gedankenvoll vor sich hinschaute. Anfangs schien sie den Spaziergänger nicht zu bemerken, dann sprang sie auf, nahm ein leichtes seidenes Netz und fing an, Schmetterlinge zu jagen.

Montgolfier stellte sich ebenfalls, als hätte er sie nicht bemerkt; er verbarg sich hinter einem Gebüsche, und das Mädchen setzte sich wieder auf den Rasen, wo sie ein neues Spiel anfing. — — Sie nahm nämlich

einen Strohhalm in den Mund und blies damit in eine hölzerne Schüssel. In einem Augenblicke stiegen eine Menge Seifenblasen empor. Dasselbe Experiment wurde öfters wiederholt, und das liebliche Kind schaute wohlgefällig lächelnd den Seifenblasen nach, wie sie vom Winde davon getragen, zum heiteren blauen Himmel emporstiegen.

Endlich trat Montgolfier hinter dem Gebüsche hervor und näherte sich dem Mädchen. „Mein liebes Kind,“ sagte er zu ihr, „ich rate Dir, keine Seifenblasen mehr steigen zu lassen, und an die Heimkehr zu denken, denn es ist ein Gewitter im Anzuge. Hörst Du nicht, wie der Wind auf einmal in den Bäumen rauscht. Schon fallen einzelne dichte Tropfen, welche Dir Deinen Sonntagsschmuck verderben werden, wenn Du nicht schnell nach Hause eilst.“

Anstatt dem wohlgemeinten Rate des Mathematikers zu folgen, dankte ihm das Mädchen bloß mit freundlichem Kopfnicken. Auf einmal jedoch nahmen ihre Züge einen seltsam ängstlichen Ausdruck an; sie seufzte tief, blickte zum Himmel auf, murmelte einige unverständliche Worte und fing an zu weinen.

„Mein Himmel!“ rief Montgolfier, die Hand der Kleinen ergreifend, „was bedeutet diese plötzliche Betrübnis? Rede, was fehlt Dir? Ich setze mich zu Dir und höre Dich an.“

Die Kleine betrachtete ihn eine Zeit lang schweigend. „Sie sind gewiß aus der Stadt,“ sagte sie dann, „vielleicht gar ein Gelehrter aus Paris. Wenn Ihnen darum zu thun ist, mich zu trösten, so erfinden Sie mir ein kleines Schiff, womit ich die Luft durchsegeln kann, oder verschaffen Sie mir Flügel, wie die Vögel und die Schmetterlinge und die Engel haben, damit ich alle Tage zu meiner Mutter in den Himmel fliegen könnte!“

Bei diesen Worten sprang das Mädchen auf und stieß einen lauten Schrei aus; sie deutete auf einen alten Mann, der sich ihnen näherte. Sie wurde bleich und zitterte, nahm ihre hölzerne Schüssel und verschwand auf der entgegengesetzten Seite im Gebüsch.

Montgolfier ging dem Manne entgegen, dessen bloßer Anblick die Kleine so in Schrecken gesetzt hatte; er grüßte ihn so höflich, als er es vermochte, und fragte nach dem Namen des Mädchens.

„Sie heißt Seraphine," antwortete der Alte, „und ich bin ihr Vater, besorgt für ihr langes Ausbleiben, wollte ich sie holen, aber sie fürchtete meine Klagen und meine Vorwürfe, darum ist sie davongelaufen. Ohne Zweifel hat sie Ihnen recht närrisches Zeug vorgeschwätzt. Sie müssen es dem armen Kinde aber nicht übel nehmen, denn seit Jahren ist sie wahnsinnig!"

„Ihre Tochter — wahnsinnig!"

„Ach ja, seit dem Tage, wo meine Frau, ihre arme Mutter, starb. Seit jenem Tage leistete Seraphine freiwillig auf alle Spiele und Zerstreuungen Verzicht, sie ward gleichgültig gegen Geschmeide und schöne Kleider, und kümmerte sich nicht mehr um Musik und Tanz; sie dachte immer nur an ihre Mutter! Der Himmel hat mich mit Glücksgütern gesegnet, und ich habe sie wie ein Stadtfräulein erziehen lassen; aber sobald ihre Mutter tot war, fand sie an nichts mehr Freude, — sie hat nur einen Gedanken: sie will zu ihrer Mutter in den Himmel. Und wenn man sie fragt, wie sie dahin zu gelangen gedenke, so antwortet sie leise und geheimnisvoll: „Mein Luftschiff ist eine große Seifenblase." — —

Die sonderbare Manie des Landmädchens gab Veranlassung zur Entdeckung des Luftballons. Am 5. Juni 1783 ließen die Brüder Montgolfier in dem Städtchen

Annonay ihren ersten Luftballon steigen. So oft sich das nie gesehene Schauspiel wiederholte, strömte eine zahllose Menschenmenge herbei, und die Physiker, von denen mehrere selbst Versuche anstellten, gaben dem Luftball, dem Erfinder zu Ehren, den Namen Montgolfiere.

Einige Tage nach dem Aufsteigen des unglücklichen Pilátre du Rozier fragte jemand den berühmten Franklin, wozu diese kindische Erfindung gut sei? — „Wozu ist das neugeborene Kind gut?“ erwiderte Franklin, „als daß es zum starken kräftigen Manne heranwachse?“

Die silbernen Eier.

(Eine deutsche Sage.)

Im Erzgebirge wohnte einmal vor Zeiten ein armer, armer Bergmann, Daniel Knappe geheißen. Er hatte Weib und Kinder und liebte sie sehr, doch wußte er manchmal weder Hilfe noch Rat, wie er sie ernähren sollte. Dennoch vertraute er allezeit auf den lieben Gott, und so hoch auch die Not in seinem Hause stieg, wankte doch niemals sein Vertrauen auf die Hilfe des Ewigen über den Wolken. Er arbeitete und betete, und da half er sich dann von einem Jahre zum anderen durch.

Einmal war die Not aber doch so hoch gestiegen, daß er nirgends mehr Rettung sah, und mit traurigem, tiefbetrübtem Herzen sein ärmliches Strohlager aufsuchte.

„Herr,“ — betete er da — „Herr, Du sprachst zu uns durch Deinen eingeborenen Sohn Jesum Christum: Rufe mich an in der Not, so will ich dich

erretten! Und siehe, ich bin in großer Not, und rufe Dich an mit bedrängtem Herzen. Hilf mir, mein Gott, auf daß ich gerettet werde!" Nach diesem Gebetlein schlief der arme Bergmann ein. Und mitten in der Nacht da träumte ihm, ein Engel erschien an seinem Lager und spräche zu ihm: „Daniel, mache Dich auf und gehe in das Dickicht des Waldes, dorthin, wo der Wald am dicksten ist, und noch kein menschlicher Fuß ihn betreten hat. Dort suche den Baum, in dessen Zweigen silberne Eier ruhen. An seiner Größe wirst Du ihn erkennen, denn seinesgleichen findet sich nicht im ganzen Gebirge.

Und am anderen Morgen, als Daniel aufwachte und sich seines Traumes sehr lebhaft erinnerte, nahm er denselben als ein Zeichen von Gott, und machte sich auf, im tiefsten Walde nach dem größten Baume zu forschen. Tief hinein drang er in das verschlungene Dickicht, welches kaum ein Sonnenstrahl zu durchdringen vermochte, bis er endlich staunend vor einer gewaltigen Eiche stehen blieb. „Ja," sagte er — „dieser ist der glückverheißene Baum und kein anderer. Bis in diese Wildnis drang noch keines Sterblichen Fuß, und so oft ich auch den Forst durchschritten habe, noch nie erblickte ich einen Baum, der sich mit diesem messen ließe."

Der Stamm war wohl zwanzig Ellen dick, und seine Äste breiteten sich gewaltig aus nach allen Seiten. Rasch kletterte der arme Bergmann hinauf und suchte zwischen den Blättern und Zweigen nach den verheißenen Eiern. Aber vergebens spähte sein scharfes Auge; er gewahrte nichts, als die grünen, saftigen Blätter und die braune Rinde am Stamme der Geäste. „O mein Gott!" rief er aus, „so hat mich doch nur ein thörichter Traum geneckt, und mit leeren Händen muß ich zu meinem armen Weibe, zu meinen

hungrigen Kleinen zurückkehren! Aber laß sie schreien und klagen. Es lebt ja doch noch ein Gott über den Sternen, und kein Sperling fällt vom Dache ohne seinen Willen. Der die Lilien kleidet auf dem Felde und den jungen Raben Futter giebt, der wird schon dafür sorgen, daß auch meine Kinder nicht im Elende verkümmern." — Und kaum hatte er diese vertrauensvollen Worte ausgesprochen, da stand plötzlich der Engel, der ihm im Schlafe erschienen war, an seiner Seite und sagte mit einem himmlischen Lächeln: „Siehe, Gott ist hilfreich und gnädig, und er hat mich gesandt, Dich zu beglücken. Hat nicht der Baum Zweige unter der Erde, wie über derselben? Suche und Du wirst finden; denn um Deines festen Vertrauens, um Deiner Treue und Liebe zu Gott willen soll Dir geholfen werden." Der Engel verschwand wie ein glänzender Hauch. Den armen Bergmann aber durchströmte neuer Mut und neue Kraft, und fröhlich schwang er seine Hacke, um die Wurzeln des mächtigen Baumes von der Erde zu entblößen. Und siehe, plötzlich klang es, als ob seine Hacke auf Metall gestoßen wäre, und da er nachsah, fand er von Wurzeln umflochten, reiche Silberstufen in den unterirdischen Zweigen des Baumes, die er jauchzend ans Tageslicht förderte. „Das also sind die silbernen Eier, welche der Engel mir verhieß," sprach er freudig. „Dem Himmel sei Dank für die reiche Gabe, Dank und Preis und Anbetung, denn nun ist mir und den Meinigen für immer geholfen!"

Frohen Sinnes kehrte er heim, und das Gespenst des Mangels blieb fern von seiner Hütte. In späteren Zeiten aber erhoben sich an der Stelle, wo einstens die Rieseneiche stand, zahlreiche Gebäude und eine freundliche Stadt, Annaberg, und Herzog Georg, der Bärtige, legte den Grundstein dazu.

Der deutsche Knabe in der französischen Schreckenszeit.

Mein Vater war Bewohner einer Provinzialstadt des unteren Elsaßes und die Tage meines Kindesalters fielen in den Anfang der französischen Revolution. Es war ein bewegtes Leben um mich her, dessen ich mich in kindischer Lust freute, ohne seine Bedeutung zu verstehen. Eines Tages umgab mich ein mehr als gewöhnliches Treiben; meines Vaters Stirn war umwölkt; meine Mutter blaß wie der Tod, meine älteren Geschwister zitterten; ich sah zum Fenster hinaus und ergötzte mich an den lärmenden Gruppen auf der Straße. Plötzlich hörte man Trommelwirbel und wilde Hörnermusik; ein starker Haufe Landvolks zog unter dem tobenden Geschrei: „Es lebe die Freiheit!" in die Stadt. Die Gruppen der Städter öffneten sich scheu links und rechts, und durch sie hin schritten die jubelnden Landleute mit ihren Flinten, Sensen, Heugabeln, alten Säbeln. Mein Vater griff nach seinem Nationalprügel — einem dicken Knotenstock — und wollte hinaus. Meine Mutter und älteren Geschwister klammerten sich weinend und kreischend an ihn an. Auf der Gasse ertönte verwirrtes Geschrei: „Bürger heraus!" und zugleich erschallte der schrille, ängstlich rufende Laut der Lärmglocke. Mit Prügeln bewaffnete Städter zeigten sich unter der Thür, mein Vater riß sich los und folgte ihnen. Ich benutzte den Augenblick allgemeiner Bestürzung, um aus dem Hause zu entwischen.

Mit kindischer Fröhlichkeit mischte ich mich unter die lärmende Menge, welche die Straßen füllte und

dem Gemeindehause zuströmte. Mein Vater stand in der Mitte einer Gruppe von Bürgern und sprach sehr heftig. Ich verstand nicht, was er sagte; als ich aber sah, daß einige in seiner Nähe stehenden Landleute drohend die Waffen gegen ihn erhoben, drängte ich mich durch die dichten Reihen und schlich weinend an seine Seite. Er bemerkte mich nicht und als ich ihn am Ärmel zupfte, warf er mir kaum einen flüchtigen Blick zu. Die Bürger zogen sich enger zusammen, um seine Person, als die ihres Sprechers, zu decken. Ein Nachbar unseres Hauses nahm mich auf den Arm, denn ich lief Gefahr, erdrückt zu werden. Von allen Seiten tönte verwirrtes Geschrei, Fluchen, Toben, Zusammenschlagen der Waffen in meine Ohren. Plötzlich rauschten im Gemeindehause die Flügelthüren auf und es entfaltete sich eine dreifarbige Fahne. Jubelnd wurde sie von den Landleuten und einem Teile der Stadtbewohner begrüßt; die Mehrzahl der Städter blickte bestürzt hinauf zu dem Zeichen der siegenden Umwälzung. Der neue Gemeinderat trat auf den Altan, an seiner Spitze ein kleiner, buckeliger Mann mit der dreifarbigen Schärpe über der Schulter. Ein höhnendes Zischen ließ sich unter den Gruppen der Städter vernehmen. „Der also ist unser neuer Maire!" [1]) riefen spottend viele Stimmen. „Kennst Du den da?" fragte mich der Mann, der mich auf dem Arme hielt, indem er mit dem Finger zum Balkon hinaufdeutete. „Jawohl," erwiderte ich, „es ist der buckelige Glaser, der die Scheiben macht, die ich zerbreche." Von diesem Tage an war mein Vater als das Haupt der Aristokraten des Orts ein Gegenstand des Hasses der Revolutionsmänner, und die Patrioten spuckten aus, wenn sie an unserem Hause vorübergingen.

[1]) Gemeindevorsteher, Bürgermeister.

Ich spielte eines Morgens vor der Thüre unseres Hauses, da trat ein freundlicher, wohlaussehender Mann auf mich zu und fragte: „Wem gehörst Du, Kleiner?“ Ich nannte den Namen meines Vaters. „Ist Dein Vater zu Hause?“ fragte er weiter. „Ja, mein Herr!“ — Er lächelte und sagte: „Nicht so — ja, Bürger! mußt Du sagen.“ Ich sah ihn verdutzt an und erwiderte: „So sagt der Nachbar Bierwirt zu meinem Vater, aber Papa hört es nicht gerne.“ Die Stirne des Fremden wurde etwas finster und auf sein Verlangen führte ich ihn in meines Vaters Studierzimmer. Als der Fremde eintrat, blickte mein Vater von der Arbeit auf und rief verwundert: „Eulogius!“ — „Ich bin es, David!“ versetzte jener. Auf einen Wink meines Vaters entfernte ich mich.

Der Fremde blieb mehrere Stunden. Als mein Vater in das Familienzimmer kam, zeigte seine Stirn tiefe, kummervolle Falten; er ging schweigend auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick gramvollen Bedauerns auf Weib und Kinder werfend. Meine Mutter konnte sich nicht länger halten und fragte mit zitternder Stimme: „Ein neues Unglück, lieber Mann?“ — „Die Tage der Prüfung kommen,“ erwiderte er düster; „ich habe nur die Wahl —“ „Um Gottes willen, wer war der Fremde?“ unterbrach ihn meine Mutter hastig. — „Eulogius,“ sagte mein Vater in traurig ernstem Tone und verließ, seiner Bewegung nicht länger Herr, das Zimmer. — „Eulogius Schneider,“ [1]) rief

[1]) Dieser Geistliche war Professor in Bonn, als die Revolution in Frankreich ausbrach. Die Begebenheiten daselbst wirkten auf seine lebhafte Phantasie so leidenschaftlich ein, daß er, auf einmal alles aufgebend, nach Straßburg auswanderte und hier, fortgerissen von dem Wahnsinne jener Zeit, einer der wütendsten Demagogen wurde und die Nationalfranzosen selbst in ihren Greueln zu überbieten suchte. Er wurde 1792 Maire

meine Mutter weinend aus und schlug die Hände über dem Haupte zusammen und sank ermattet auf das Sofa. Meine älteren Geschwister fingen bitterlich an zu weinen. Meine Mutter bedeckte ihre überfließenden Augen mit der Hand und sagte schmerzlich: „Ja, weinet, weinet um eueren Vater, ihr Waisen!“ Ich weinte mit, obwohl ich nicht begriff, wie der Name dieses freundlichen Herrn solchen Schrecken erregen konnte.

Von dieser Stunde an hatte unsere Wohnung das Ansehen eines Trauerhauses. Jede Spur früherer Fröhlichkeit war gewichen und in Blick und Worten herrschte feierlicher Ernst, wie am Krankenbette eines Sterbenden. Eulogius Schneider kam noch einige Male, betrat aber nie die Zimmer der Familie. Als er das letzte Mal ging, spielte ein bitteres, höhnisches Lächeln um seinen Mund. So wenigstens wollte meine Mutter bemerkt haben, die ihm hinter der Gardine nachblickte. Wir sahen ihn nie wieder. Einige Tage darauf trat abends bei Licht ein verhüllter Mann in unser Zimmer. Er schlug den Mantel auseinander; meine Mutter stieß einen Schrei aus; sie erkannte in ihm einen der wütenden Jakobiner. „Bürgerin,“ sagte der Mann ruhig, „fasse Dich, ich meine es nicht böse mit euch. Dein Mann hat mir früher Freundschaft

---

zu Hagenau und dann Civilkommissär in der Armee im Elsaß. Als Schreckensmann begleitet von der Guillotine, durchzog er von Ort zu Ort die ganze Umgegend um Straßburg. Auf die bloße Aussage seiner Gehilfen wurden Menschen jedes Geschlechtes, Alters und Standes auf das Blutgerüst geschickt. Endlich schlug, nachdem er viele Greuelthaten verübt, auch seine Stunde; mehr durch seinen Hochmut als durch seine Verbrechen wider ihn aufgebracht, ließen ihn die Kommissäre des Konvents Saint Just und Lebas am 20. Dezember 1793 verhaften und schickten ihn nach Paris, wo er am 1. April 1794 hingerichtet wurde.

erwiesen, ich bin nicht undankbar. Es droht ihm Unglück. Der Konventkommissär ist in Straßburg angekommen. Bestellet euer Haus. Mehr kann ich nicht sagen." Der Mann barg sich wieder in seinen Mantel und verließ das Zimmer. An diesem Abend verbrannten meine Eltern viele Papiere in dem Kamin.

Am folgenden Tage, als ich auf der Straße spielte, fuhr ein vierspänniger Wagen, von Husaren umgeben, vor unser Haus. Meine Mutter blickte aus dem Fenster und schrie laut auf. Ein Mann mit einer dreifarbigen Schärpe stieg aus; ich folgte ihm in den Garten, wo mein Vater auf und abging. Der Mann trat auf ihn zu und überreichte ihm ein Schreiben und sagte mit höflichem Ernst: „Im Namen des Gesetzes! Bürger, ich verhafte Dich." — „Wessen bin ich angeklagt?" fragte mein Vater ruhig. — „Des Hochverrats an der einen und unteilbaren Republik." — „Wer sind meine Ankläger?" — „Vor den Schranken des Tribunals wirst Du sie finden." — „Bürger," erwiderte mein Vater mit der Würde, die das Bewußtsein eines unbescholtenen Lebens verleiht, „ich bin bereit. Wirst Du mir Zeit gönnen, mich zur Reise anzuschicken und den Meinen Lebewohl zu sagen?" — „Alles, was sich mit dem Gesetze und meinem Auftrage verträgt." — „Mehr verlange ich nicht."

Wozu unseren Jammer schildern? Mein Vater wurde nach Straßburg abgeführt.

Die Armee der verbündeten Mächte hatte die Linien von Weißenburg gesprengt. Ihr siegreiches Vorrücken verbreitete Bestürzung in den Reihen der Revolutionsmänner. Tag und Nacht schallte die Sturmglocke und rief alle wehrhaften Männer zu den Waffen.

Die Freunde der Ruhe und Ordnung freuten sich im stillen und hofften auf eine bessere Zukunft. Sie

erwarteten mit Ungeduld das Anrücken der verbündeten Heere, aber ihre Freude war stumm, denn jedes laute Zeichen derselben wäre ein Todesverbrechen gewesen.

Wir wohnten in der Vorstadt an der Straße nach Hagenau. Die französische Armee hatte sich in die Pässe der Vogesen[1]) zurückgezogen. Wir hielten uns in unserer Wohnung eingeschlossen wie in einer Festung, um nicht die Blicke und die Rache der durch ihr Unglück noch wütender gewordenen Jakobiner auf uns zu ziehen.

Eines Abends, es war zur Herbstzeit, hörten wir Pferdegetrappel vor unseren Fenstern. Eine Säbelklinge schlug an die verschlossenen Läden und laute Stimmen schrieen: „Auf! auf!“ Meine Mutter, welche mit zurückgehaltenem Atem gelauscht hatte, fuhr freudig in die Höhe und rief: „Es sind Deutsche! Es sind Freunde!“ Man öffnete schnell die Läden und vor dem Hause hielt ein Offizier mit einer Abteilung preußischer Reiter. Er fragte, ob Franzosen in der Stadt seien, und auf die verneinende Antwort stieg er ab und kam in das Zimmer. Er wurde freundlich empfangen und als er, nach dem Hausherrn sich erkundigend, die Antwort erhielt, unser Vater sitze als verdächtig im Gefängnis zu Straßburg, befreundete er sich sogleich mit uns und faßte volles Zutrauen. Bald folgten mehr Truppen, und die Offiziere nahmen Erfrischungen bei uns ein. Sie ließen den Maire holen. Der buckelige Glasermeister erschien zitternd und ohne das Amtszeichen, der dreifarbigen Schärpe. Allmählich rückte ein starkes Corps der verbündeten Armee ein und bezog in der Nähe der Stadt ein Lager. Als wir diese

---

[1]) Die Vogesen oder das Wasgauische Gebirge trennen Elsaß von Lothringen.

wohldisziplinierte und regelmäßig bewaffnete Heeresmacht sahen, wiegten wir uns in großen Hoffnungen und zweifelten keinen Augenblick an der baldigen Einnahme Straßburgs und der Befreiung unseres Vaters.

Es war nun ein reges Leben in unserer Nähe, dem ich mich mit kindischer Lust hingab. Ich lief mit anderen Jungen in den verschiedenen Lagern umher, setzte mich zu den Soldaten an die Wachtfeuer, betrachtete die Kanonen, sah den Übungen der Truppen, den Schanzarbeiten zu, machte Bekanntschaft mit den Bedienten der Offiziere, die in unserem Hause aus- und eingingen, ließ mich auf ihre Pferde setzen, und dieses wilde Leben gefiel mir. Besonderen Respekt flößten mir die Rotmäntel ein, welche ich mit einer Neugierde betrachtete, die nicht frei von Schrecken war. Meine Mutter und meine älteren Geschwister inzwischen schienen meine Freude nicht zu teilen; ich fand sie oft in Thränen und konnte nicht begreifen, warum sie weinten, da ich mit Zuversicht erwartete, daß unsere neuen Freunde uns nächstens unseren gefangenen Vater zurückbringen würden. Diese Hoffnung jedoch, welche meinem kindlichen Glauben so nahe schien, war in weite Ferne gerückt. Die verbündete Armee lag unbeweglich am Fuße der Vogesen, ohne diese zu überschreiten. In dem Maße, als die Zuversicht der Freunde der Ruhe und Ordnung auf die Erfolge der alliierten Waffen sich in Zweifel und Angst verwandelte, hob sich wieder das Vertrauen der Jakobiner auf den Sieg der Revolution und sie konnten kaum ihre geheime Freude verbergen.

Eines Morgens wurden wir durch den Donner der Kanonen geweckt. Trommeln wirbelten, Trompeten klangen und Truppen aller Waffen zogen in verschiedenen Richtungen vorwärts gegen die Vogesen. Meine Mutter blickte ängstlich aus dem Fenster. Ein junger

Offizier von unserer Bekanntschaft ritt vorüber. Die Mutter fragte ihn über den Grund dieser allgemeinen Bewegung und ob Gefahr vorhanden sei. „Bah!“ erwiderte er mit der jugendlichen Kriegern eigentümlichen kecken Zuversicht, „wir wollen nur diesen Blauröcken das Weiße im Auge zeigen. Ich habe mich schon lange auf einen Tanz mit ihnen gefreut, und diesen Abend sind wir in Zabern.“ Dies beruhigte meine Mutter einigermaßen. Bald darauf kam ein alter Stabsoffizier, um Abschied von uns zu nehmen; seine Pferde hielten vor dem Hause. Er war in der kurzen Zeit gleichsam ein Hausfreund geworden und hatte sich besonders wohlwollend gegen uns Kinder gezeigt. Seine Miene war ernst, und er konnte seine Rührung nicht verbergen, als er uns Lebewohl sagte. „Wir werden doch nichts zu befürchten haben?“ fragte ihn meine Mutter. — „Das Kriegsglück ist wandelbar,“ erwiderte er nachdenklich, „ein Rückzug möglich. Machen Sie sich auf alle Fälle gefaßt. Gedenken Sie hier zu bleiben, im Falle wir uns zurückziehen müßten?“ — „O nein, nein!“ rief meine Mutter voll Schrecken, „in der Höhle des Tigers! Wir sind diesen Unmenschen nur noch verhaßter geworden, seit wir unsere Gesinnungen offen an den Tag gelegt.“ — „In diesem Falle,“ sagte der gute alte Kriegsmann leise, „treffen Sie Ihre Vorbereitungen beizeiten; denn ich müßte diese dreißig Jahre her vergeblich gedient haben, um nicht zu wissen, daß wir uns höchstens noch ein paar Tage halten können.“ Er nahm mit Rührung Abschied; wir haben ihn nie wiedergesehen.

Ich schlich mich aus dem Hause und folgte dem Zug der Truppen auf einen in der Nähe der Stadt liegenden Hügel, der Bastberg genannt. Die Truppen stellten sich da und dort auf; man sah keinen Feind und hörte nur den Donner der Kanonen und das Feuer

des kleinen Gewehres unten im Thale. Ich ging immer weiter, einige andere Jungen mit mir; wir hatten keine Ahnung von Gefahr. Endlich stießen wir auf eine Abteilung der sogenannten Rotmäntel, die hinter einer Erhöhung auf dem Boden lagen, ihre langen Flinten im Arm.

Wir wollten weiter, aber einer der bärtigen Gesellen hob schweigend, mit halb drohender, halb warnender Geberde den Zeigefinger in die Höhe. Im nämlichen Augenblicke tauchten sie alle auf ein leises Zeichen von der Erde auf, zielten, feuerten ihre Gewehre in das Thal ab, und im Nu lagen sie wieder auf dem Boden. Wir wichen erschrocken zurück. Da lachte einer dieser wilden Natursöhne, ergriff mich stumm bei der Hand und ließ mich über die Brüstung in das Thal hinabsehen. Unten wimmelte es von blauen Röcken.

„Fort, Kind! das nit gut!" sagte der wohlmeinende Mensch und wies mit dem Finger heimwärts. Wir ließen uns das nicht zweimal sagen und machten uns eilig aus dem Staube. Auf dem Rückwege hörten wir verstärkten Kanonendonner und plötzlich ein fürchterliches Schlachtgeschrei. Ein Offizier jagte an uns vorüber und hielt mit dampfendem Rosse vor einem aufmarschierten Regiment. Die Truppen setzten sich in Marsch, aber wir hatten für diesmal genug gesehen; eine unbestimmte Ahnung von Gefahr ergriff unsere jungen Gemüter, und wir eilten nach Hause.

An diesem Abend bemerkte ich eine ungewöhnliche Thätigkeit in unserem Hause. Kisten und Kasten wurden auf- und zugeschlossen, Habseligkeiten aller Art lagen auf dem Boden herum, Koffer wurden gefüllt und wieder geleert, um andere und wertvollere Dinge hineinzupacken; alles geschah in sichtbarer Angst und Verwirrung. Ich begriff nichts von allem und for-

derte mein Nachtessen; man gab mir ein Stück Brot und brachte mich zu Bett.

In der Nacht wurde ich durch ein lautes Jammern aufgeweckt; meine Mutter stand unter dem offenen Fenster und rang die Hände; meine älteren Geschwister weinten bitterlich. Ich richtete mich im Bette in die Höhe und weinte mit, ich wußte nicht warum. „Das arme Kind!“ sagte meine Mutter schluchzend und trat zu mir; „es ahnt ihm, daß es zum letzten Mal in seinem Bettchen schläft!“ — „Mutter,“ sagte ich, „morgen abend gehe ich wieder ins Bett.“ — „Aber wo, wo?“ rief sie schmerzlich aus, „und wirst Du ein Bett haben, auf dem Du Deine müden Glieder ausstrecken kannst? Sieh’! sieh’! Alles ist verloren!“ fügte sie in einer Art wahnsinniger Angst hinzu, hob mich empor und trug mich an das offene Fenster. Ich blickte hinaus; die ganze Breite der Straße war mit Truppen bedeckt, deren Waffen im fahlen Mondschein glänzten; lautlos zogen sie dahin, man hörte keinen Atemzug, kein Wort, kein Hufschlag der Pferde ertönte, ihre Eisen waren umwickelt, wie nächtliche Gespenster schritten sie dahin.

Ein Offizier ritt an das Fenster und sagte mit gedämpfter Stimme: „Um Gottes willen, sind Sie noch da? Die Armee ist im Rückzug, die Nachhut kann sich kaum bis morgen um die Mittagsstunde halten!“ — „O Gott!“ seufzte meine Mutter, „ich habe kein Fuhrwerk bekommen, und wenn ich auch alles zurücklassen wollte, so können ja doch diese armen Würmchen nicht zu Fuße gehen. Können Sie mir keinen Wagen verschaffen?“ Der Offizier zuckte die Achseln und erwiderte: „Das Fuhrwesen ist schon fort und hat eine andere Straße eingeschlagen, um den Marsch der Armeen nicht zu hindern. Wenn Sie aber Hagenau erreichen können, wo die Armee sich aufstellt, dann kann

ich Ihnen zur Weiterreise ein Fuhrwerk verschaffen. Leben Sie wohl! Gott sei mit Ihnen!"

Als ich am anderen Morgen erwachte, war großer Jammer im Hause; meine Geschwister saßen weinend auf den gepackten Koffern; meine Mutter und die Dienstboten waren fort, um nach einem Fuhrwerk zu sehen. Man gab mir ein Stück Brot, und ich ging wohlgemut auf die Straße. Es herrschte Totenstille in der erst vor kurzem so lebendigen Stadt; man sah keinen Soldaten, viele Einwohner waren bereits geflohen, die anderen hielten sich in ihren Häusern verschlossen; nur hie und da sah man kleine Gruppen schwere Bündel tragend und Kinder an der Hand führend, durch die Straßen ziehen; still weinend zogen sie hin in die unbekannte Ferne und warfen den letzten Jammerblick auf die Stätte ihrer Geburt, der sie den Rücken kehrten. Von Zeit zu Zeit fielen aus der Ferne einzelne Kanonenschüsse; ich stand und lachte, in der Hoffnung, ein ähnliches Schauspiel wie das gestrige zu erleben.

Da faßte mich eine Hand rasch am Arme; ich wandte mich um, es war unsere Kindsfrau. Ohne ein Wort zu sprechen, zog sie mich zum Hause, vor welchem ein ärmlicher Karren, mit einem mageren abgetriebenen Pferde bespannt, hielt. Dies war das einzige Fuhrwerk, das man hatte auftreiben können; es gehörte einem Juden, welcher der Armee als Marketender folgte; er hatte seine Vorräte abgesetzt und suchte sich jetzt rückwärts neue zu verschaffen. Man konnte nicht mehr als drei Koffer aufpacken und suchte diejenigen aus, welche die wertvollsten Gegenstände enthielten, mich und meinen kleineren, etwa dreijährigen Bruder setzte man auf den Karren, die Kindsfrau und eine ältere Schwester — ein Mädchen von zwölf Jahren — gingen nebenher. Meine Mutter mit zwei

Schwestern blieb zurück, um wo möglich noch ein Fuhrwerk aufzutreiben; sie versprach, in jedem Falle wenn auch zu Fuß, nachzukommen und befahl der Kindsfrau, in einem zwei Stunden entfernten Dorfe bei dem Pfarrer, der ein Freund des Hauses war, auf sie zu warten.

Unser Zug ging nur langsam vorwärts; das Pferd war sehr erschöpft. Der Jude warf einen Blick auf die Koffer und meinte, der Inhalt müsse gewichtig sein, denn sein an Lasten gewöhntes Roß ziehe schwer daran; die Kindsfrau antwortete etwas vorschnell, einer derselben enthalte Silberzeug. Der Jude berechnete sogleich, daß in diesem Falle der Koffer so und so viele Pfunde wiegen müsse und warf einen schmunzelnd verliebten Blick auf denselben. Ich stieg ab, um dem Rosse die Last etwas zu erleichtern. — Wir sahen keine Truppen, die Straße war nur mit einzelnen Haufen trauriger Flüchtlinge bedeckt. Erst auf einer Anhöhe vor dem Dorfe, wohin wir wollten, waren Kanonen aufgefahren, und links und rechts von der Straße lagerten unabsehbare Kolonnen. Der Pfarrer, ein alter Mann, empfing uns freundlich, konnte uns aber nur wenig Aufmerksamkeit schenken, da sein Haus, das beste im Orte, mit Offizieren hohen Ranges angefüllt war. Wir warteten einige Stunden vergeblich auf unsere Mutter. Plötzlich hörten wir einen Kanonenschuß, dann mehrere; im Hause herrschte Lärm und Bewegung, die Trommeln wirbelten, man führte die Pferde vor, die Offiziere saßen auf und ritten weg. Jetzt kam der Pfarrer zu uns und sagte: „Ihr armen Kinder, ihr wartet vergebens auf euere Mutter. Diesen Weg kann sie nicht mehr kommen, denn der Feind hat ihn inne; vielleicht hat sie einen anderen eingeschlagen. Gehet in Gottes Namen nach Hagenau, dort werdet ihr unter den Ausgewanderten Freunde

finden, die euch weiter helfen.“ Ängstlich fragte meine Schwester: „Gehen Sie denn nicht mit uns, hochwürdiger Herr Pfarrer?“ — „Nein,“ erwiderte der ehrwürdige Greis mit einem Blick gen Himmel, „meine Pflicht als Seelsorger hält mich bei meiner Gemeinde zurück. Komme über mein graues Haupt, was da wolle, ich bin ein Diener des Herrn und muß seine Herde weiden. Nehmt diesen Laib Brot, es ist der letzte, den ich im Hause habe. Mehr kann ich nicht geben.“

Wir zogen langsam und traurig weiter. Die Straße war von marschierenden Truppen, von Batterien gesperrt, und wir mußten oft seitwärts auf die grundlosen Felder ausbiegen; denn es war im November, und der Boden nicht gefroren. Ich war leicht gekleidet und ohne Kopfbedeckung, wie man mich von der Straße weggenommen hatte. Doch machte ich mir wenig daraus, da ich nicht weichlich erzogen war. Hinter uns donnerten die Kanonen immer stärker und mischten sich mit dem Krachen des Kleingewehrfeuers; es war ein höllischer Lärm. Wenn wir zwischen die Kolonnen gerieten, fluchten die Soldaten: „Fort, Jude! Hast Du keinen Schnaps, Hebräer?“ Doch als sie uns hilflose Geschöpfe erblickten, siegte das Mitleiden und sie öffneten die Reihen, um uns durchzulassen.

Nach einigen Stunden war unser Pferd so erschöpft, daß das arme Tier nicht weiter konnte; wir fuhren seitwärts auf einen Rübenacker und machten Halt. Wir mußten unserem Pferde das noch übrige Brot geben; der Jude zog sich halbgefrorene Rüben aus, wir folgten seinem Beispiele. Als wir nach kurzer Rast weiter wollten, waren die Räder des Karrens in den lockeren Boden so tief eingesunken, daß ihn das erschöpfte Tier nicht herauszuziehen vermochte.

Der Jude stemmte sich gegen die Räder, die Kinds-

frau half, es ging nicht; wir Kinder standen umher und weinten. Die auf der Straße vorbeiziehenden Soldaten lachten über die fruchtlosen Anstrengungen des Juden; doch als sie die weinende Gruppe der Kinder erblickten, eilten einige herbei und halfen uns aus dem Schlamme. Wir zogen einige Zeit auf der Straße fort. Soldaten redeten freundlich mit mir, führten mich an der Hand und gaben mir Brot; wir waren sehr vergnügt, auf solche Art schneller fortzukommen, als plötzlich eine barsche Stimme hinter uns ertönte: „Werft den Judenkarren aus der Kolonne. Was thut der Marketender mitten in der Marschordnung?"

Ich sah mich bestürzt um; es war ein Offizier zu Pferd. Er ritt näher und wiederholte den Befehl. Der Soldat, der mich führte, wies auf mich und sagte: „Um der armen Kinder willen, Herr Oberst!" Jetzt fiel der Blick des Offiziers auf mich, und er rief verwundert aus: „Bist Du es, kleiner Mann? Wo ist Deine Mutter?" Es war ein Bekannter unseres Hauses. Die Kindsfrau unterrichtete ihn in Kürze von unseren betrübten Umständen, und von nun an durfte unser Karren in der Mitte der Kolonne fahren. Wir bekamen zu essen und der Bediente des Obersten nahm mich vor sich auf das Pferd.

Es war schon Nacht, als wir Hagenau erreichten, links und rechts flackerten die Lagerfeuer der Truppen; auch das Regiment unseres guten Beschützers ging von der Straße ab, um seinen Platz in der Lagerordnung einzunehmen. Bevor er schied, gab er uns einen Soldaten mit, um uns sicher bis zum Thore zu bringen.

Die Straßen der Stadt waren mit Soldaten und armen Ausgewanderten angefüllt, die kein Unterkommen finden konnten. Der Jude brachte uns in das Haus eines seiner Glaubensgenossen. Es war die Wohnung der Armut. Die guten Leute empfingen uns mit

freundlicher Teilnahme. Als meine Schwester in das kleine, niedrige Zimmer trat und ihre Blicke auf das ärmliche Hausgerät warf, brach sie in heftiges Weinen aus. Die Jüdin sah sie etwas beleidigt an und sagte in halb verweisendem Tone: „Sie mögen es besser gewohnt sein; aber danken Sie Gott, mein Kind, der Sie in das Haus ehrlicher Leute geführt hat. Tausende liegen ohne Obdach unter freiem Himmel.“ Unser Jude schaffte die Koffer herauf und übergab sie unserem Hausherrn. „Isaak,“ sagte er fast feierlich, „verwahre sie wohl; es ist vielleicht das letzte Eigentum armer Waisen, denn Haus und Hab haben sie zurückgelassen und Vater und Mutter sind in der Hand der Edomiter.“ Als der ehrliche Jude von uns Abschied nahm, schüttete die Kindsfrau ihr Beutelchen auf den Tisch aus und bot ihm den Inhalt, der nur einige Gulden betrug, als Belohnung an. Der Jude schüttelte den Kopf, schob ihr das Geld wieder zu und sagte: „Das sei ferne von dem Sohne meines Vaters. Ich bin ein armer Mann und esse mein Brot im Schweiße des Angesichts, aber den letzten Heller will ich nicht nehmen aus der Tasche der Unglücklichen. Der Gott meiner Väter wird mich nicht verlassen, und was ich an euch gethan, kann er mir reichlich ersetzen. Lebt wohl, und gedenkt der Kinder meines Volkes, wenn ihr im Glücke seid!“

Mit gleicher Freundlichkeit behandelten uns die Leute, die uns beherbergten. Sie waren arm und gaben uns, was sie vermochten, eine Milchsuppe zur Nahrung und ihr eigenes einziges Bett zur Ruhe.

Am anderen Tage suchten wir Bekannte auf, unter deren Schutz wir weiterreisen könnten, und fanden endlich eine befreundete Familie. Diese Leute, die bisher in Glück und Wohlstand gelebt hatten, lagen jetzt in einem schlechten Zimmer auf Stroh; es war eine alte

Dame mit zwei Töchtern, deren Gatte, wie mein Vater, zu Straßburg gefangen saß. Mit ihrer Hilfe verschafften wir uns einen Wagen, der uns über den Rhein brachte, auf dessen rechtem Ufer wir eine Zuflucht bei der Mutter unseres Vaters fanden.

Erst zwei Jahre nachher sahen wir unsere Eltern wieder. Meine Mutter war von dem anrückenden Feinde überrascht worden, ehe sie ihre Flucht bewerkstelligen konnte. Mein Vater hatte nach Robespierres Sturz seine Freiheit wieder erhalten und wirkte sich später unter dem Direktorium die Erlaubnis aus, nach Deutschland auszuwandern. Eulogius Schneider, den er von seiner Jugendzeit her kannte, hatte vergeblich versucht, ihn für die Partei der Jakobiner zu gewinnen, und deshalb durch die gewöhnlichen Mittel jener Faktionsmänner seine Verhaftung und Anklage bewirkt.

Kein Leben ist so klein, daß es nicht viele Freude und Segen zu bieten vermag.

Manchen hat es wohl schon wie ein Schwert durch das Herz gestochen, wenn er zum letzten Male am Rande seiner Heimat stand, noch einmal zurückschaute auf das Land seiner Kinderspiele, seiner Jugendhoffnung, wo eine ganze Welt hinter ihm versank. Wie der Tod, das Verscheiden, nichts anderes, als eine weite Reise, ist ein solches Scheiden auch eine Art von Sterben. Das mochten Heinrich Patterson und sein Weib fühlen, als sie an Bord des nach Quebeck segelnden Handelsschiffes traten. —

Heinrich Patterson war ein armer Schuhflicker im reichen London. Nichts wollte ihm glücken. Kunden mangelten, die Kosten in der großen Stadt für den kleinen Haushalt ließen sich nicht erschwingen — es ging immer mehr zurück. Man schrieb damals 1834. „Elisabeth," sagte der Mann, „willst Du mir folgen, auch über das Meer, auch wenn wir bis in Kanada das Glück suchen müßten?" — Sie nickte mit dem Kopfe, und sah ihn lange fest an aus ihren klaren blauen Augen. Darin stand zu lesen: „Heinrich, da, wo Du bist, bin ich überall daheim."

Die schmale Barschaft, die gerade ausreichte, um die Überfahrt zu zahlen, war schnell zusammengerafft. Leicht geht der Arme auf die Wanderschaft im Leben und aus dem Leben. Er hat nicht viele, die ihm den Scheidegruß nachrufen. Aber wer es thut, der thut es aus voller, warmer Seele.

Der Schuhflicker ließ einen Freund zurück unter mehr als einer Million Menschen; einen trauten Freund, etwas minder arm als der ehrliche Meister selbst, einen Vogelfänger, Karl Nash geheißen, allen Liebhabern von Vögeln in der Hauptstadt an der Themse wohlbekannt. „Wenn der Heinrich durchaus fort muß," meinte Freund Nash, „wenn ich nicht mit ihm kann, so soll er doch nicht allein sein in dem fremden Weltteile, soll etwas von mir mitnehmen, mein Liebstes, das ich weiß." — Die beste Lerche Altenglands muß es sein. Er musterte sein Vogelhaus. Keine ist ihm gut genug. Da machte er sich auf, um draußen auf dem Lande sein Wundervöglein aufzuspüren. Glücklich kommt er mit der Beute zurück. Er eilt an das Pförtchen des Schuhflickers. Aber da hilft kein Klopfen. Es bleibt verschlossen und stumm. Eben ging das Schiff, welches die Pattersonschen Eheleute nach Amerika bringen soll, unter Segel. Nash läßt sich

nicht irre machen, steigt in ein Dampfboot, folgt dem Schiffe und trifft es bei Gravesend.

Patterson und seine Elisabeth standen auf dem Verdecke unter vielen, vielen Familien von Auswanderern; unter Männern, Frauen, Greisen, Kindern: Kindern, die noch kaum Zeit gehabt hatten, auf dieser Halbkugel die Sonne zu sehen und die Luft zu trinken; Greisen, die kaum noch Zeit haben konnten, auf der anderen Halbkugel die Sonne zu sehen und die Luft zu trinken. Ringsum lauter hoffende oder verzeifelnde Gesichter. Patterson und sein Weib schauten zum letzten Male hinüber nach der für immer verlassenen Küste, dem grünen Eilande, nach ihrer Wiege, welche die Meerwellen zu schaukeln schienen.

„Fahr' wohl! Du heißt doch Vaterland, und hast nicht ein Fleckchen für uns, nicht eine Stelle, wo wir rasten können, von der man uns nicht vertreibt. Du heißt Vaterland! und wir müssen über die See, um die Scholle zu finden, wo wir im Leben und Sterben unser Haupt hinlegen dürfen! Aber die Erde ist ja überall Gottes, also überall Vaterland."

In diesem Augenblicke kam der kleine Nachen, den Nash gemietet, an das Schiff heran. „Heinrich," schreit er hinauf, und steigt zwei Stufen an der Strickleiter empor, „Heinrich, ich bringe Dir einen Vogel, einen rechten Sänger; er wird hoffentlich die Stimme auf dem Meere nicht verlieren."

Patterson klettert die Leiter herab, streckt den Arm aus, und nimmt die Lerche. Zwei große Thränen rollen ihm über das Gesicht herüber.

Elisabeth winkt mit ihrem weißen Tuche, bis der Kahn, der die einzige treue Seele für dieses Leben entführt, verschwunden ist, der letzte schwarze Punkt am Horizont. „Wir wollen sie Charlotte heißen," sagte Patterson, „zu Ehren meines treuen Karl."

Wie ein Kleinod tragen sie das Vöglein über die Flut. Es ist ihnen Heimat auf der Wasserwüste; ist ihnen eine Hoffnung — der Vogel des Morgens, der Zukunft, der mit seinen hellen Wirbeln hoch im Himmelsblau der Tagwache schlägt. Sonst durchschnitt die Lerche mit glänzenden Schwingen den Äther; jetzt schiffte sie an einem Menschenherzen über das unbekannte wallende Meer, das in seinem friedlichen Azurspiegel wie ein anderer Himmel sich hinbreitet.

Aber schon hat der Sturm sich aufgemacht. Mit seinen mächtigen schwarzen Riesenflügeln jagt er das arme unermüdliche Schiff, das mit so viel Menschenfreude und Jammer beladen ist. Es strandet im Sankt Lorenzobusen. Die Schiffbrüchigen müssen sich durch Schwimmen retten. Auch Patterson kam so an das Land, mit allen seinen Lieben, mit seiner Elisabeth und mit der kleinen gefiederten Charlotte. Sein Weib trug er im Arme; die Lerche hatte er dadurch am Leben erhalten, daß er sie in einem alten Strumpfe zu bergen gewußt. Nichts war ihm geblieben von seiner kleinen Habe.

Unser treues Kleeblatt erreichte das Städtchen Toronto. Bald brachte es der fleißige Schuster soweit, daß er an der Ecke der Königsstraße eine Bude mieten konnte, welche zwar nicht groß, aber die erste und besuchteste war. Sie lag gegen Mittag. Patterson schlug einen Nagel in die Vorderseite, und allmorgentlich, bevor er sich auf sein Bänkchen an das Tagewerk setzte, hing er ganz sorgsam an diesen Nagel einen ältlichen Käfig mit Eisendrahtgitter und Decke von Eichenholz. So oft der Meister es sich verschaffen konnte, legte er etwas Erde mit Grashalmen hinein. Da hatte die Lerche freilich nur kargen Raum, konnte bloß von ihrem Stänglein auf den Boden, und vom Boden wieder auf das Stänglein hüpfen. Sie that

es auch stundenlang, tanzte gar fröhlich auf und ab, tauchte zuweilen den kleinen Schnabel in das Näpfchen voll frischen Wassers, sprang auf ihren Sitz zurück, und streckte ihr Schnäblein zu Himmel und Sonne empor, welche durch das Gitter glänzten. Da kam wohl ein Sehnen über sie, ein Heimweh nach den reinen freien Lüften, in die sich sonst die kleine Sängerin jubelnd schwang, im Frühlichte sich badend, wenn es kaum noch die höchsten Berggipfel rötete. Sie streckt den kleinen Hals, neigt ihr Köpfchen und läßt unter leisem Beben der Schwingen das Lied ertönen, das den jungen Tag begrüßt. Wenn er auch auf einer anderen Erdseite erwacht, sie kennt ihn doch, sie liebt ihn doch, die kleine Choristin des Lenzes; streut ihm ihre Melodien entgegen, von denen die Wälder Kanadas nichts wissen, denn es fehlt ihnen an gesangreichen Kehlen; die dortigen Vögel, in Gefieder von brennender Farbenpracht gekleidet, sind, wie alle sehr geputzten Leute, stumm oder leer plaudernd. Die Natur in Amerika kennt reine Harmonien nicht. Man möchte sagen: es wird ihr nicht wohl oder weh genug, um singen zu müssen.

Unserer Lerche aber war es wohl und weh, und wohl und weh war auch bei ihrem Sange den Auswanderern. Nur wer fern vom Vaterlande, durch das Meer von ihm getrennt, einsam in der Fremde geweint hat, kann fühlen, wie das Lerchenlied in die Herzen drang, die bei seinem Schmettern wieder auf der heimischen Flur zu sein glaubten, bei dem väterlichen Kirchturme, den Gestalten verlassener Jugendgenossen, den trauten Bäumen, den selbstgepflegten Blumen. Wie oft haben Heinrich und Elisabeth den guten Nash gesegnet! Die Lerche war ihnen ein großer Trost. Sie war ihnen aber auch ein Schatz an zeitlichem Gut. Jung und alt, reich und arm strömte an die Bude, um dem Wundervogel zu lauschen. Männer und Frauen,

zu Pferde und zu Fuß, Geschäftsleute und Müßiggänger, sogar wer frühstücken oder Geld erheben wollte, blieb, wie von einem geheimen Zauber gefesselt, vor dem unscheinbaren Käfige stehen. Das Vöglein versah dankbar seinen Meister überflüssig mit Kundschaft. Hat Pate Nash nun das Rechte getroffen? Der Arme giebt immer hundertfach, — weil er mit dem Herzen giebt. — Das Liebesgeschenk der Demut führt vom Himmel ganz besonderen Segen mit, denn es ist ein sichtbar gewordenes Gebet.

Selbst der Gouverneur ließ seinen Wagen an der Straßenecke halten, weil Amt und Würden ihm doch nicht recht gestatteten, sich unter die bunten Haufen der Zuhörer zu mischen. Unter ihnen nahte auch der Versucher dem wackeren Schuster. Dreimal bot man ihm glänzende Summen für den Verkauf seiner Kammersängerin Charlotte, und dreimal wies Patterson — während er den Klopfer auf das Oberleder fallen ließ, und mit beiden Armen seinen gewichsten Faden kräftig auszog — das lockende Geld zurück, das er gar wohl hätte brauchen können. Seine Elisabeth sah ihm dafür noch einmal so freundlich in das Gesicht. Sie wollte lieber ihr Vöglein, als volle Kisten und Schränke haben. Die Lerche gehörte nun einmal zur Familie: „Sie ist unser Kind," sagte der Mann, „wir haben durch sie unsere Heimat wieder." — Und die Frau setzte hinzu: „Wer ein Geschenk von treuer Hand freiwillig weggiebt, begiebt sich eines Segens."

Aber an einem trüben Oktobertage 1837 sah man den Laden der Bude zu ungewohnter Stunde geschlossen und die Leute wunderten sich, daß der fleißige Schuster heute so früh Feierabend machte. Ja, der Meister ruhte von seinem Tagewerke. Da lag er bleich und blutig hingestreckt, der sanfte, friedliebende Heinrich. Ein ungeschickter Jäger hatte mit einem aus Versehen

losgegangenen Flintenschusse ihn getötet. Der arme Auswanderer war nun in das Land der Ewigkeit hinübergegangen. Der Morgengesang seiner Lerche im letzten Frühlinge war Pattersons Abendlied geworden. Elisabeth faltete die starren Hände und drückte einen letzten Kuß auf die kalte Stirn. Sie war nun nirgend mehr daheim auf dem ganzen großen Erdballe, seit ihr Heinrich fort. Fort ohne sie, und sie ist ihm doch über das Weltmeer gefolgt! Ihr kam es oft vor, als sei er nur nach Europa gegangen, und sie müßte ihm nach, und könne ihn in England wiederfinden, in der elenden, schwarzgeräucherten Bude, wo sie doch so glückliche Tage gelebt; denn sie meinte jetzt, es hätte ihr nie etwas gefehlt, solange Heinrich nur bei ihr gewesen, und es werde ihr nimmermehr wohl werden, seit er nicht mehr da. Sie wollte den liebenden Schlafenden so gut als möglich in die Erde betten. Das verschlang den letzten Pfennig. So hilflos und schwach blieb die Witwe zurück, daß sie, um nicht samt ihrem Vöglein zu verhungern, sich von ihm trennen mußte. Elisabeth hatte jetzt nichts mehr zu verlieren. Sie war an einem ganz anderen Heimweh krank, als früher. Ihr Heinrich hatte das treue Herz bald nachgeholt.

Der Gouverneur Sir Fr. Heade kaufte die Lerche. Drei Monate war sie bei ihm, ohne daß er auch nur einen Ton von ihr vernahm. Trauerte sie um ihre Herren? „Charlotte ist wohl in Amerika Republikanerin geworden, weil sie bei mir nicht singen will!" scherzte der Gouverneur. Als er Kanada verließ, schenkte er sie einem alten Diener, der ihn begleitet hatte, und nicht reicher war, als Patterson. Die Lerche schien nun einmal ihre göttliche Mission, die Seelen der Armen zu erquicken und zu erheben, recht eigentlich bethätigen zu wollen. Kaum sah sich das Vöglein wieder in den

gewohnten bescheidenen Räumen, in seinem am Nagel schwebenden Käfig, unter schlichtem Hausgeräte fleißiger, frommer Menschen, so brach es sein Schweigen. Die silberhelle Stimme tönte von neuem; ganz Toronto bewunderte seinen Liebling, dessen Lied noch während der Herrschaft von zwei Nachfolgern des Gouverneurs erklang. Zuletzt schlug aber auch der Lerche das Stündlein. Sie verstummte, ihr trost- und gesangreiches Leben endete. Orris, der letzte Besitzer unserer Charlotte, schickte ihr Schnäblein, dem einst so süße Melodien entströmten, ihr Gefieder und ihre kleinen Krallen nach England an Sir Fr. Heade, der die Reste der Sängerin einem mit dem Ausstopfen der Vögel für das britische Museum beauftragten Künstler vertraute. Die kleine Feldlerche erstand noch einmal. Sie hat wiederholt den Ocean durchschifft. Von dem Kleeblatte, das zusammen das Vaterland verließ, kehrte sie allein zurück. Da ist sie in einem Glaskäfig aufbewahrt, in ihrer gewohnten Stellung, den Hals gewendet, — das Auge glänzend, die Schwingen gesenkt, wie das Volk zu Toronto sie einst bewunderte. Hinter den Käfig schrieb der Gouverneur mit eigener Hand auf einen Papierstreifen:

„Diese Lerche, die ein britischer Auswanderer mit nach Kanada nahm, litt Schiffbruch im Sankt Lorenzobusen und starb, nachdem sie durch ihr Talent neun Jahre die Wonne von Toronto war, in dieser Stadt den 14. März 1843, allgemein betrauert."

Giottos[1]) Beruf zur Kunst.

Bei Florenz auf den sanften Höh'n,
Die von des Arno Thale steigen,
Da sah man einst, verhüllt von Zweigen,
Ein unscheinbares Hüttchen steh'n.
Ein stiller Friede wohnte drinnen
Bei dem vergnügten Hirtenpaar;
Sorglos sah'n sie die Zeit verrinnen,
Ernährt von einer Lämmerschar,
Die täglich zu der grünen Matte
Ihr jüngster Sohn zu leiten hatte.

Und wie um ihn auf reicher Flur
An Kräutern Lämmer sich erquicken,
Erschließet Giottos Flammenblicken
Ein neues Leben die Natur.
Es pocht das Herz in vollern Schlägen,
Zum Himmel blickt das Aug' empor,
Und den entzückten Geist bewegen
Die Ahnungen im leisen Chor.
So sitzt er oft, vertieft im Schauen,
Auf des beglückten Landes Gauen.

---

[1]) Giotto (sprich Dschotto), eigentlich Ambrogiotto di Bondone, ist einer der berühmtesten unter den älteren italienischen Malern, trat aber zugleich als Bildhauer und Architekt mit gleichem Glücke auf. Er war geboren um 1276 zu Vespignano im Florentinischen. Er starb 1336 und hinterließ eine große Anzahl Schüler (Giottisten). Im Jahre 1876 hat man in Neapel in einem Magazine in Via Santa Chiare eine Madonna von Giotto entdeckt, die als ein wahrer Schatz vorraphaelischer Kunst betrachtet wird.

Und wie er schaut, füllt sich die Brust
Mit all der Bilder buntem Prangen,
Doch aus des Herzens Füll' empfangen
Sie neues Leben, neue Lust.
Bedeutung spricht aus Menschenzügen,
Gestalten treten vor ihn hin.
Ja, selbst die sanften Lämmer fügen
Sich in der Bilder tiefen Sinn,
Und vom Gefühl, das ihn durchdrungen,
Fühlt er sich endlich süß bezwungen.

Ein Steinchen faßt die rasche Hand,
Er wirft vor einem Fels sich nieder;
Schon zittern freudig alle Glieder,
Rings forschend ist der Blick gewandt,
Da sieht er sein geliebtes Lämmchen
Mit rosenfarb'nem Band geschmückt,
Das sich an einem nahen Stämmchen
Zum Grasen nach der Erde bückt.
So zeichnet er's mit rohen Zügen
Und mit der Liebe That=Vergnügen.

Dem Baum fügt er ein Stäbchen an;
Daß er zum Kreuze sich gestaltet;
Und vor dem Agnus Dei faltet
Er selbst die Hände kindlich dann.
Wie er im freudigen Beschauen
Noch so vor seinem Werke kniet,
Da kommt ein Mann aus nied'ren Auen,
Der ernst und milde auf ihn sieht.
Es wandelt Meister C i m a b u e,
Daß er von seiner Arbeit ruhe.

Er denkt mit Freuden, wie die Kunst,
Die im Nachahmungsjoch gelegen,
Neulebend anfängt sich zu regen,
Durch seinen Fleiß und Gottes Gunst.
Doch vieles scheint noch unvollendet,
Zu vielem dünkt er sich zu schwach.
Wer kommt nun, der das Werk vollendet,
Wer hält das zarte Flämmchen wach?
So denkt er zweifelnd noch im Gehen
Und bleibt erstaunt vor Giotto stehen.

„Wer gab Dir," ruft er aus, „die Kraft,
Nach der ich lang vergebens ringe,
Die den geheimen Geist der Dinge
In toten Strichen lebend schafft?
Hat Dir ein Gott die Gunst gegeben,
Die kein Bemühen noch gebracht,
So komm' mit mir ins Künstlerleben,
Wo jeder stille Trieb erwacht."
Klein Giotto hört ihn freudetrunken
Und scheint in süßen Traum versunken.

Dann spricht er ernst: „Fern sei von mir,
Daß ohne meiner Eltern Wissen
Ich mich der ersten Pflicht entrisse.
Doch wollen sie's, geh' ich mit Dir."
Und leitet ihn mit schnellen Schritten
Zum nied'ren elterlichen Dach.
Der Meister folgt den kleinen Tritten,
Beeilt wie er, mit größern nach.
Grüßt dann mit kräft'gem Druck der Hände
Die Wirte jener schlichten Wände.

Und wie er nun den Sohn begehrt,
Bleibt Giotto in verleg'nem Schweigen.
Doch die erhob'nen Augen zeigen,
Wie sehr er wünscht, es sei gewährt.
Die Eltern tragen noch Bedenken,
Doch Cimabue mahnet sie,
Zum Himmel ihren Blick zu lenken,
Der Giotto solche Gaben lieh.
Da fühlen sie ihr Herz bewegen
Und geben weinend ihm den Segen.

Und Giotto zieht nach Florenz hin
Und überflügelt schnell den Meister,
Durch seine aufgeregten Geister
Hebt sich die Kunst zu höh'rem Sinn.
Wie er, ein Stern aus höh'ren Lüften,
Schon lebend durch die Nächte flog,
So steigt er neu jetzt aus den Grüften,
Erhellt die Kunst, die er erzog,
Und seiner Werke ernstes Mahnen
Zeigt manchem Künstler noch die Bahnen.

Eine Einquartierungsgeschichte.

Es war Sonntags an einem schwülen Sommertage und der Schuhmachermeister Anton Werner aus Berlin eben erst nach beendigtem Gottesdienste wieder ins Haus getreten, als er seine Frau herbeirief, damit sie ihn, wie sie's gewohnt war, auskleiden helfe.

„Jetzt ist mir wieder leichter und wohl," hob er an, als man ihn des Sonntagsrockes entledigt und er

seine gute Hausjacke angezogen hatte. „Nun mach'' Frau, daß wir bald essen! und hier — hier sind vier Groschen," — indem er Geld abzählte, — „gieb sie dem Jungen, daß er hingeh' und mir zwei Quart Bernauer Bier hole! Will mir heut' einmal was Rechtes zu gute thun."

„Hab' ein gut Stück Kalbsbrust geschmort — da soll der Trunk schon darauf munden!" versetzte Helene. Das war der Name seiner Frau.

„Karl! Karl!" rief sie mit ihrer hellen, kreischenden Stimme zur Thüre hinaus. Und Karl in seinem blautuchenen Sonntagsröckchen und schwarzledernen Beinkleidern kam fröhlich und munter herbeigehüpft. Es war ein zwölfjähriger hübscher Knabe, der seit den dreiviertel Jahren, wo er bei Werner in der Lehre stand, erst zweimal des Meisters Knieriemen versucht hatte. Meister Werner war sonst verzweifelt hitzig und pflegte das Strafamt mit Strenge zu üben.

Der Bursche war eines armen Soldaten Kind und gut erzogen. Die Frau Meisterin konnte ihn wohl leiden; denn Sonntags und am Feierabende wartete er ihres kleinen Lieschens — so hieß das vierjährige Töchterchen, außer welchem sie keine Kinder hatte; auch mußte er gewöhnlich alles vom Bäcker, Fleischer, Krämer und Schenkwirte herbeiholen, und immer hatte er sich folgsam, ehrlich und gutgeartet bewiesen; ja, um Lieschen hatte er sich einst das ausgezeichnete Verdienst erworben, sie von einem bissigen Hunde, von welchem sie beim Spielen vor der Hausthüre angefallen wurde, nicht ohne eigene Verletzung befreit zu haben.

Begierig griff der Knabe nach dem Gelde und dem Bierkruge, den ihm die Meisterin reichte. Man las ihm die Freude aus den Augen, daß er gewürdigt ward, dem Meister seinen Lieblingstrank zu holen und in der Hast darüber vergaß er zu fragen, wo er denn

dieses Bier holen müsse. Leider ahnte ihm nicht, welche Folgen dieses Vergessen hatte.

Erst als er draußen auf der Gasse war, fiel ihm ein, daß er eigentlich nicht wisse, wohin er, um Bernauer Bier zu holen, gehen müsse; denn in dem Keller, wo er täglich Bier zu holen pflegte, verkaufte man dergleichen nicht, das wußte er; und in der Meinung, daß es nur in Bernau zu haben sei, fragte der arme, einfältige Bube den ersten besten, der ihm aufstieß, wo hinaus er nach Bernau gehen müsse. Der Gefragte zeigte ihm den nächsten Weg, und der Knabe lief spornstreichs vor sich hin, bis er das ihm bezeichnete Thor erreicht hatte; dann trat er unverdrossen die drei Meilen weite Reise an, indem er jeden, der ihm unterwegs begegnete, fragte, ob er auch noch auf dem rechten Wege sei. Auf Bejahen nahm er jedesmal Mut und Kräfte von neuem zusammen, und lief, als ob es eine Wette gälte. Eben war es zwei Uhr nachmittags, als er in Bernau ankam und beim ersten besten Bierschenker seinen Krug füllen ließ.

Da man sich wunderte, einen von Schweiß triefenden, erhitzten Knaben zu sehen, der von auswärts zu kommen schien, so wurde er bald mit Fragen belegt, aus deren Beantwortung der wahre Zusammenhang und die Veranlassung seiner Wanderung hervorging; aber sehr kränkend schien es ihm, alle, mit denen er sprach, seine mehr als naive Einfalt mitleidig belächeln und spöttelnd sich bedauern zu sehen; denn jedermann wußte, daß dergleichen Bier auch außer der Bernauer Bierniederlage in Berlin zu haben sei. Voll Beschämung und Ärger sah er auf seinen Irrtum zurück; mehr aber noch fürchtete er den Unwillen des Meisters, der ihn um die Mittagszeit vergebens zurückerwartet hatte. Traurig darüber trat er seinen Rückweg an, fand aber einige Beruhigung in dem Ge-

danken, seinem Lehrherrn durch seine Wanderschaft wenigstens etwas an dem mitgenommenen Gelde erspart zu haben.

Obwohl ihm der hochangefüllte Krug beschwerlich zu tragen war, beflügelten doch Angst und Furcht vor Strafe seine Schritte dergestalt, daß er mit dem Glockenschlage sieben schon wieder am Thore eintraf. Hier fühlte er sich erschöpft und konnte nicht mehr weiter.

Unmutig setzte er sich auf einen Stein, der dicht am Wege lag, und dachte seinem Schicksale nach, als ein widriger Zufall gerade den Gesellen seines Meisters in Gesellschaft mehrerer Kameraden, die in eines der Wirtshäuser vor dem Thore zum Biere gehen wollten, des Weges führen mußte. Viel hätte nicht gefehlt, daß er schon von diesem Ohrfeigen bekommen hätte. Als er aber hörte, daß der Knabe das Bier von Bernau geholt hätte, belachte er laut die Dummheit desselben und that einen tüchtigen Zug aus dem Kruge, den er dem Armen mit der leidigen Versicherung zurückstellte, der Meister habe schon den Knieriemen zurechtgelegt und seiner warte ein schreckliches Gericht. Diese Drohung preßte ihm Thränen aus; mehr als tausendmal verwünschte er das Geschick und nahm nun selbst durstig und hungrig, wie er war, mit Thränen in den Augen einen ihn stärkenden Trunk zu sich, ruhte auf dem Steine aus und dachte über das Schicksal nach, das ohne Verschulden seiner warte. Nur zu gegründet schien ihm die Drohung des Gesellen; denn von der Heftigkeit seines Lehrherrn schwebten die ihm schon einigemal gewordenen schmerzlichen Beweise noch lebhaft vor seiner Seele.

Schnell fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: „Wie, wenn ich dem unverschuldeten Schicksale, das meiner wartet, entwiche, und lieber, da mir Vater und Mutter gestorben sind, und nie-

mand sich um mich kümmert, in die weite Welt ginge? Aber was dann? Wird dich der Meister nicht gar für einen Dieb halten, der ihm mit den vier Groschen entwichen ist?" — Solch einen Vorwurf ertrug seine reine Seele nicht! Er sprang schnell auf seinen Stein, stellte sich hoch auf die Zehen und rief, so laut er's vermochte, dem Gesellen nach, der aber schon zu weit entfernt war, um auf sein Rufen zu hören. Wenigstens würde er diesem den Krug und den Rest des Geldes übergeben haben, bevor er sein Vorhaben ausgeführt hätte. Er nahm also seinen nun bald zur Hälfte ausgeleerten Krug traurig in die Hand und wanderte seitwärts über Äcker und Wiesen dahin, bis er die große Landstraße, die nach Friedrichsfelde und Vogelsdorf führt, erreicht hatte.

Aber bald ward der Krug ihm beschwerlich und so fiel ihm ein, daß es gut sei, sich dieser Bürde wo möglich ganz zu entledigen. Bevor er noch die große Landstraße erreichte, ward er unweit eines Baumes einen großen Haufen Feldsteine gewahr, die auf einem Raine zwischen den Äckern lagen. Er machte sich darüber her, in der Mitte dieses Steinhaufens eine vertiefte Höhlung zu gewinnen, die er innerhalb rund umher mit Steinen belegte, setzte dann, nachdem er noch einmal einen herzhaften Trunk gethan, den Krug hinein, deckte ihn mit einem breiten flachen Steine zu, ordnete sodann aber rund umher und darüber hin dergestalt große und kleinere Steine, daß so leicht niemand auf den Gedanken geriet, etwas unter dieser Steinmasse zu suchen. Als dies mühsam genug ins Werk gesetzt war, hatte ihn der Abend überrascht; er erreichte nur noch Friedrichsfelde, wo er sich ein Brot kaufte, seinen Hunger zu stillen und dann ermüdet im hohen Grase eines trockenen Grabens neben der Landstraße in Schlummer sank.

Mit dem frühen Strahle der Sonne war er schon wieder auf den Beinen und ging an diesem Tage bis Müncheberg, wo er im Wirtshause sich dem Kutscher und Vorreiter einer dort logierenden polnischen Herrschaft durch kleine Dienste beim Wasserholen und Pferdefüttern empfahl und dafür durch Essen und freien Trunk belohnt ward.

Am Morgen vor der Abreise saß Karl auf der Bank vor der Thür des Wirtshauses und sang, als der Fremde, der rauchend oben im Fenster ihm zugehört hatte, in seiner Gestalt und Stimme etwas Auffallendes zu finden glaubte und ihn kommen ließ. Das Freie und Offene im Ausdruck und Wesen des Knaben gefiel ihm so sehr, daß er ihm Dienste anbot, welche dieser mit Freuden annahm. So ward er Vorreiter und bald darauf Bedienter bei dem ältesten Sohne dieses Kavaliers (Grafen S**ky), der einige Jahre späterhin bei dem Aufrufe der polnischen Nation 1792 mit aufsitzen und unter der Fahne des Generals Dombrowsky Dienste thun mußte.

In dem Hause, aus welchem Karl entwichen war, hatte sein Ausbleiben vorerst Unwillen, dann Bedauern und Mitleid erregt; letzteres um so mehr, als der Bericht des Gesellen ihn vollends von dem Verdachte einer Veruntreuung reinigte. Man schalt diesen, daß er durch seine drohenden Äußerungen den Burschen zur Flucht veranlaßt habe, denn es schien nun außer Zweifel, daß nur die Furcht vor Bestrafung ihn zu einem solchen Entschlusse vermocht hatte. Und wäre es nach dem Willen der Meisterin gegangen, welche die ersten Nächte des armen Jungen wegen fast kein Auge zugethan hatte, so wäre Karl Herrmann unter Zusicherung völliger Vergebung von seiten des Lehrherrn in öffentlichen Blättern zur Rückkehr aufgefordert worden. Nach einiger Zeit milderte sich der Eindruck; und die Weh-

klagen des kleinen Lieschens, die ihren besten Freund und Gespielen, — einst ihren Beschützer bei jenem gefährlichen Anfall des Hundes — mehrere Tage lang mit Thränen vermißt hatte, verstummten allmählich. Zuletzt wurde nur noch bei besonderen Veranlassungen des entwichenen armen Karl erwähnt.

Nach der Teilung Polens war Graf S**ky der jüngere in französische Dienste getreten, und sein Regiment wurde nebst den polnischen Legionen, nachdem diese in Italien Dienste geleistet hatten, mit nach Domingo verschifft. Auch Karl Herrmann bekam an der Seite seines Herrn, dem zuliebe er Kriegsdienste genommen hatte, dieses berüchtigte Eiland zu sehen; er war damals Sergeant, und avancierte bald nachher zum Offizier. Seine Gefährten starben teils im Gefechte, teils am gelben Fieber dahin.

Selbst sein gewesener Herr, der Graf, ward nach langem Siechtum ein Opfer des Todes; nur er blieb gesund, ungeachtet des nachteiligen Einflusses des Klimas und der Gefahr der Ansteckung durch die unter den Truppen verbreitete Seuche. Endlich sank der General le Clerk selbst, der diese Expedition kommandierte, als Opfer dieser Krankheit ins Grab und unter den Begleitern seiner zurückkehrenden Gemahlin kam Erman — diese Umwandlung hatte der deutsche Name Herrmann indessen erfahren — wieder auf europäischen Boden zurück. Die Schranken der Ehre hatte er mit Ruhm betreten; bald sah er sich jetzt zu erneuerter Thätigkeit unter den wechselnden Auftritten der Kriege in Deutschland berufen.

So verstrichen Jahre, bis 1806 der Krieg zwischen Frankreich und Preußen zum Ausbruche kam. Nach wiederholten Unfällen, die den letzteren Staat betrafen, rückten die ersten französischen Truppen am 25. Oktober desselben Jahres in die preußische Resi-

denz ein; zwei Tage später folgte ihnen der Kaiser Napoleon selbst, von seinen Marschällen Davoust, Augereau, Bessieres und Berthier, der von Napoleon mit dem Fürstentum Neufchatel belehnt worden war, umgeben.

Alle Bürger Berlins, die Hauseigentümer waren, wurden damals mit Einquartierung belegt. Auch der Schuster Werner, welcher noch lebte, bekam drei Gemeine auf sein Haus, die von Zeit zu Zeit beim Einrücken neuer Regimenter mit anderen vertauscht wurden. Seit einigen Tagen hatte ein holländisches Infanterieregiment, das diese Gegend der Stadt belegte, wieder seinen Abmarsch genommen und die kurze Erleichterung von der so bedrückenden Last war dem armen Werner und seinem Weibe gar sehr willkommen gewesen; denn leider hatte ihr Nahrungsstand seit dem Ausbruche des Krieges sehr gelitten, und die Aussichten trübten sich je länger je mehr, seitdem dem gebeugten Manne ein Kapital, das er auf seinem Hause hatte, war aufgekündiget worden. Bei dem Mangel an Geld, und da das Versatzamt und die öffentlichen Kreditkassen entfernt waren, blieb ihm kein Ausweg, sich Rat und Hilfe zu schaffen. Der Gläubiger drängte ihn, weil er seinerseits vielleicht selbst bedrängt wurde, und im gerichtlichen Wege kam es sogar dahin, daß ihm sogar das Haus angeschlagen wurde und so die letzte Sicherung des geringen Vermögens seiner Frau und mit diesem der künftige einzige Brautschatz seiner Tochter gefährdet schien.

So war die Lage, als eines Morgens ein Bedienter mit dem Einquartierungsbillet in der Hand und mit einem Felleisen hereintrat und für seinen Herrn, einen französischen Offizier, der mit einem Regimente soeben in die Stadt eingerückt war, das Quartier in Beschlag nehmen wollte. Die Billetnummer lautete unwider=

sprechlich aufs Haus, und so schienen denn Weigerungen wenig an ihrer Stelle, obgleich Werner versicherte, daß der Herr kein sonderlich bequemes Quartier finden würde, weswegen man bisher nur für leidliche Unterkunft einiger gemeinen Soldaten oder, wenn es hoch kam, eines Sergeanten zu sorgen gehabt hätte. Der Bediente versicherte dagegen, daß sein Herr sehr leutselig und leicht zu befriedigen wäre. Da indes bald Werner, bald seine Frau Einwendungen zu machen fortfuhren, so riß dem guten Manne, der sich ohnedies als geborener Lothringer nur in gebrochenem Deutsch verständigen konnte, der Faden der Geduld, so daß er zuletzt, um sich baldmöglich der Bürde des Mantelsackes zu entledigen, mit Ungestüm Zimmer und Bett für seinen Herrn angewiesen verlangte, wenn auch er seinerseits sich in irgend einem Winkel des Hauses, nämlich auf einer Matratze oder einem Strohsacke, behelfen müßte. Unter den unwilligen lauten gegenseitigen Äußerungen, und indem Werner eben ungestüm hinaus wollte, um noch auf dem Einquartierungsbureau wo möglich einige Abänderungen nachzusuchen, ging die Thüre auf und — da stand nun der Offizier selbst.

Den guten Eheleuten starb jetzt das Wort im Munde. Sie sahen einen Mann vor sich im blühenden Mannesalter, dem der starke Backenbart und — einige Narben in dem braunen Gesichte eher ein zurückschreckendes rauhes, als ein empfehlendes Ansehen gaben.

Aber sein liebreicher Blick heischte Vertrauen, und die edle Haltung des Körpers nebst dem ehrenvollen Zeichen auf seiner Brust flößte ihnen Ehrerbietung ein.

„Ich sehe wohl, was hier vorgeht," — nahm er endlich das Wort. „Ihr guten Leute möchtet freilich lieber solcher Gäste überhoben sein, und doch — ich kann euch nicht helfen! Ich bin nun einmal hier!"

„Auch geben wir ja gern, was wir haben, ohne

uns erst zu weigern," entgegnete Werner, der jetzt, mit der Mütze in der Hand, beim Anblicke des Fremden ganz umgewandelt schien. „Das Stübchen hat einen Alkoven und ist reinlich und nett; auch ein Kämmerchen daneben für den Herrn Bedienten, wenn Sie so fürlieb nehmen wollen. Aber das Bett! das Bett! reinlich zwar, aber für einen Herrn wie Sie vielleicht nicht bequem genug?"

„Von Bequemlichkeit dürfen auch wir Soldaten nichts wissen," fiel der Offizier ein. „Wie oft hab' ich ein dürftiges Strohlager oder meine Hängematte mit meinem Burschen geteilt."

„Es hat keine Not, Euer Gnaden! mein Mann weiß viel, wie es mit dem Bette ist," nahm Frau Helene das Wort. „Auf dem da im Alkoven hat noch kein einziger von Ihren Leuten gelegen, und wenn ich's recht weiß überzogen haben werde, sollen Sie darin schlafen wie ein Prinz, — doch (mit vielen Knixen, indem sie den Orden erblickt) verzeihen Sie, wer weiß, was Sie auch sind!"

Der Offizier lächelte der gutmütigen Einfalt des Weibes. „Freilich weiß man nicht immer, mit wem man es zu thun hat, aber Prinz bin ich wirklich nicht."

Werner: „Verzeihen Sie nur dem dummen Schnickschnack des Weibes! Wer Sie auch sind, gnädiger Herr, — Sie sollen schon zufrieden mit uns sein."

„Offizier: „Das hoff' ich, sowie Ihr mit mir. Meines Bleibens bei Euch ist nur wenige Tage, bis die letzte Regimentsdivision herankommt. Daß ich indes Beköstigung außer Wohnung und Bett zu fordern berechtigt bin, versteht sich von selbst; doch — eben weil Ihr's seid, und Euerer Bedrückungen seither schon so viele gewesen — verlange ich nichts umsonst. Hier," — indem er die Börse zieht und einen Doppelnapoleonsdor auf den Tisch legt, — „nehmt dies auf

Abschlag dessen, was ich zur Erstattung Euerer Auslagen bestimme."

Werner weigerte sich, dieses Geld anzunehmen, und beide Eheleute versicherten, daß sie schon ohne einige Erstattung für alles Nötige Sorge tragen würden, als Lieschen, ihre Tochter, — jetzt ein Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren, — hereintrat, und der Offizier sich mit der Bitte an diese wandte, das Goldstück als ein Geschenk von ihm anzunehmen. Das bescheidene, artige Mädchen, dem es infolge einer sorgfältigen bürgerlichen Erziehung weder an geistiger noch körperlicher Bildung fehlte, und das seine volle Aufmerksamkeit zu erregen schien, konnte der guten Art, womit er das Geschenk ihr aufdrang und dabei ihres zarten Ehrgefühles zu schonen wußte, zuletzt bei der Zustimmung ihrer Eltern nicht länger widerstehen.

Drei Tage lang war der Offizier ein freundlicher stiller Mitbewohner dieses Hauses, und der nächstkommende Tag war nun zum Wiederabmarsch des Regiments bestimmt. Da kam Louis — das war der Name des Bedienten — und bat den Meister und dessen Familie im Namen seines Herrn, noch am Morgen der Abreise auf dem Zimmer desselben eine Erfrischung einzunehmen, wozu Louis alles herbeigeschafft hatte. Als sie erschienen, machte der Fremde sehr verbindlich den artigen Wirt und äußerte, nachdem er und der Bediente ihnen von allem angeboten hatten, daß er gewünscht habe, noch einmal vor seiner Abreise mit ihnen insbesondere zu sprechen. Der Bediente mußte sich auf seinen Wink entfernen, worauf er sich mit der Frage an Werner wandte, ob er nicht einst einen Lehrburschen mit Namen Karl Herrmann gehabt habe? Die Frage wurde bejaht, und der Antwort die Geschichte des Verschwindens dieses armen Burschen mit mancher Unterbrechung von seiten der Frau Meisterin

zu seinem Lobe hinzugefügt. Indessen ging der Offizier in die Kammer und brachte einen Bierkrug herbei, der demjenigen, dessen sie eben erwähnt hatten, völlig ähnlich schien. „Kennt ihr diesen?" war seine Frage, indem er ihn auf den Tisch setzte. Werner versicherte, er kenne ihn nicht; die Meisterin aber, nachdem sie ihn genauer besehen hatte, äußerte mit froher Bewunderung, daß er beinahe jenem ähnlich sei, den damals der Bursche mitbekommen hätte. Lächelnd hatte sich indes der Fremde an Lieschen gewandt, die er befragte, ob sie sich wohl jenen jugendlichen Gespielen wieder zu erkennen getraute, und weil diese hieran zu zweifeln begann, indem seit jener Zeit volle fünfzehn Jahre vergangen waren, rückte er mit seinem Stuhle bis dicht zu ihr hin, streifte sich den Ärmel an der linken Hand in die Höhe und fragte, indem er ihr eine Narbe wies, ob sie wohl dieses Zeichen noch kenne.

„O mein Gott!" rief sie aus, und in ihr Auge drängte sich eine Zähre der Freude. „Wär' es möglich, daß Sie Karl sein könnten?"

„Ja, es ist möglich, Lieschen! Es ist gewiß!" rief er überlaut. „Sie erinnern sich noch, wie ich sehe, daß der Hund, von welchem ich Sie befreite, mich gebissen hat. O, damals weinten Sie über den Arm des Verwundeten, und jedermann äußerte der schlimmen Folgen wegen Besorgnisse um mich, die aber durch Arzneimittel und einen geschickten Wundarzt abgewandt wurden."

„Wie? Was? Sie wären wirklich unser ehrlicher — unser armer entlaufener Karl Herrmann?" brachen nun die beiden Alten mit lautem Freudengeschrei aus, indem sie beide ohne alles Bedenken wechselseitig ihre Arme um ihn schlossen, und er, von inniger Rührung ergriffen und ohne die mindeste Äußerung stolzer Zurückhaltung, ihre Empfindungen herzlich erwiderte. Nun

gestand er, wie viel es ihm gekostet, sich nicht gleich beim ersten Eintritte ins Haus zu erkennen zu geben. Als das Regiment einrückte, war er sogleich in das Bureau gegangen, wo er auf die Nachricht, daß Werner noch lebe, sich das Billet auf sein Haus geben ließ. Nicht ohne viele Mühe hatte er mit seinem Bedienten einige Tage lang die Felder durchsucht, bis sie endlich den Baum und die Steinhaufen, ja sogar wider Erwarten den darunter versteckten Krug noch unversehrt wieder fanden. „Heute muß ich fort," sagte er, „und werde vielleicht in Erfüllung meiner Pflicht den Tod finden; ich lasse euch das, was ich in Barem besitze, als Darlehen auf euer Haus zurück." Mit dieser Äußerung holte er zweitausend Thaler in Gold herbei, die er im Felleisen hatte. Bald nach jenen für Preußen so entscheidenden Oktobertagen, wo das Bataillon, bei welchem Herrmann als Hauptmann stand, zwischen Erfurt und Weimar mehrere Geldwagen erbeutet hatte, war diese beträchtliche Summe sein Eigentum geworden.

Frau Helene brach jetzt über die wunderbare Hilfe des Himmels in frohe Ausrufungen und in Thränen aus, indes ihr Mann noch immer in Erstaunen versenkt schien. Wie sollte er auch anders! Der Knabe, der ihnen mit wenigen Groschen und einem Bierkruge entwichen war, mußte eben jetzt in der entscheidenden Stunde höchster Drangsale als ihr Schutzengel und Retter zurückkommen. Die bedenkliche Lage, worin sie waren, hatte Erman durch seinen Bedienten in Erfahrung zu bringen gewußt; diesem hatte Frau Helene weinend erzählt, daß sie binnen wenigen Tagen ein aufgekündigtes Kapital von eintausendachthundert Thalern bezahlen oder das als väterliches Erbe auf sie gekommene Haus zufolge eines gerichtlichen Bescheides mit dem Rücken ansehen und einem glücklicheren Besitzer überlassen sollten. Diesem Unglücke war nun

abgeholfen, und nach einer ausdrücklichen Bestimmung von Erman sollte das Geld zur Mitgift für Lieschen bei ihrer Verheiratung bleiben.

Kaum hatte Erman Zeit genug gehabt, der Wernerschen Familie auf ihr Bitten in einer kurzen Erzählung seine Schicksale mitzuteilen, als die Musik des aufmarschierenden Regiments sie an den Aufbruch erinnerte, und der Bediente seines Herrn Sachen abholte. Der Mantelsack war um ein Merkliches leichter geworden.

Bei dem Abschiede des Wiedergefundenen von diesen drei guten dankbaren Seelen hätte man eine Trennungsscene zwischen nahen, innig sich liebenden Verwandten zu sehen geglaubt. In den Becher der Freude träufelten bittere Wermutstropfen beim Abschiede, und mit thränenden Augen geleitete der Alte und seine Tochter den Zug der Soldaten noch weit zum Thore hinaus, wo sie dann wehmütig schieden.

In starken Tagemärschen ging der Heereszug über Posen gegen Warschau hin, und die Zurückgebliebenen hatten den Reisenden überall in Gedanken begleitet. Wie er geschrieben, hatte er nur bei Pultusk einen Streifschuß bekommen; auch einige folgende Treffen und selbst die mörderische Schlacht bei Eylau (im Regierungsbezirke Königsberg) waren glücklich überstanden, welches Werner und die Seinigen ihren Wünschen und inbrünstigen Gebeten zuschrieben. Dann aber erfolgte bis zum späten Herbste hin keine Nachricht weiter, bis endlich, da sie ihn oft als tot beweint hatten, folgender Brief einlief:

„Dem Himmel und eueren frommen Wünschen, meine lieben Freunde, sei's gedankt! ich lebe noch, obgleich im Lazarett, wo die Entscheidung zwischen Leben und Tod mir lange zweifelhaft blieb. Unser letzter Sieg bei Friedland, welcher den Frieden herbeigeführt

hat, kostete mir den linken Arm, eben den, an welchem ich die Narbe um Lieschen trug.

Schon seit den Jahren meiner Kindheit habe ich euere Tochter geliebt; doch hielt ich bisher mit diesem Geständnisse zurück, das in jener Stunde des Abschiedes von euch unsere Wehmut unnütz vermehrt haben würde; aber jetzt — es sei gewagt!

Wofern das Herz der lieben Tochter noch frei ist, wofern sie den Freund ihrer Jugend — jetzt freilich verstümmelten Invaliden, der einer Pilgerin dringend bedarf, — ihrer Liebe wert findet, so sei mir der Wunsch gewährt, an ihrer Seite durchs Leben zu gehen. Die Rechte, die mir noch verblieb, biete ich ihr hiermit als Gatte; und ich hoffe, sie und mich aufs wenigste vor Mangel gesichert zu sehen, da das Vermächtnis des Grafen S**ky, der auf Domingo in meinen Armen verschied, mich zum Besitzer eines unweit Lyon gelegenen kleinen Landgutes gemacht hat.

Da ich mich in der Besserung befinde, so gedenke ich mit dem Regimente aufbrechen zu können, das die Bestimmung hat, durch Schlesien und Sachsen nach Frankreich zurückzukehren. Fällt Lieschens Entschluß nach meinem innigsten Wunsche aus, so soll mein Louis kommen, sie abzuholen. In Leipzig gedenke ich sie vorzufinden; dort lassen wir uns trauen, und eilen alsdann, vom väterlichen Segen begleitet, Frankreichs Fluren zu.“ — —

Daß die Gesinnungen der beiden Alten Herrmanns Wünschen kein Hindernis in den Weg legten, zumal da Lieschen ihn von jeher geliebt hatte, läßt sich leicht denken. Man antwortete, und bald nachher fand sich Louis mit einem Wagen ein. Die seit geraumer Zeit kränkelnde Mutter Helene hatte die schmerzvolle Trennung nur um wenige Wochen überlebt.

Werner verkaufte nach einiger Zeit sein Haus

und reiste nach Frankreich, um sich in den letzten Lebenstagen am Anblicke des Glückes seiner Kinder zu weiden.

Eine tüchtige Lehrerin ohne amtliche Anstellung.

Anna Lenz war die Tochter eines Lehrers in dem Städtchen Grunau, dessen Frau aus dem nahe gelegenen nur ein paar Häuser zählenden Weiler Schöneiche stammte. Die beiden Eltern, Vater und Mutter, starben fast zu gleicher Zeit und an derselben Krankheit, an der Cholera, die in der Gegend arg gehaust hatte, und ließen ihre Anna, die damals kaum vierzehn Jahre alt war, zudem klein, unansehnlich, ohne irgend eine äußerliche Auszeichnung, als eine schutzlose Waise zurück. Überdies war das verlassene Kind bitterlich arm und wußte nun natürlich nicht, was beginnen. Doch in der höchsten Not ist Gott am nächsten. Der reichste Einwohner des kleinen Weilers, aus dem Annas Mutter stammte, Florian Schmelzer, ein Schmied seines Handwerkes, aber ein Mann, so wacker, als einer, besann sich nicht lange und berief die verlassene Waise zu sich. „Ich besitze zwar auch nicht viel mehr, als ich notwendig brauche,“ sagte er, „aber ich bin gesund und kräftig und an Arbeit fehlt's auch nicht. Somit bleibst Du bei mir, Anna, und unterrichtest meine beiden Mädchen im Lesen, Schreiben und Rechnen, dann im Stricken und Nähen; so ein Nebenunterricht wird ihnen sehr zu statten kommen und dafür sollst Du selbst in meinem Hause wie eine Tochter gehalten werden.“ Also geschah es. Anna Lenz zog zu dem

Schmied und unterrichtete seine beiden Mädchen. Hierzu war sie auch ganz befähigt, denn sie hatte bei ihrem Vater mehr gelernt, als sonst Mädchen von ihrem Alter verstehen, und überdies hatte sie eine besondere Vorliebe für Kinder, und gab sich für ihr Leben gern mit ihnen ab. Somit kann man sich wohl denken, daß es bei dem Unterrichte der beiden Mädchen nicht blieb, sondern es meldete sich dieser und jener Nachbar und bat, sein Kind auch an dem Unterrichte teilnehmen zu lassen, und es bildete sich allmählich eine förmliche Privatschule.

So weiß nun der Leser, warum Anna Lenz in dem kleinen Weiler zu einer ganz besonderen Geltung gelangte, wie keine andere Person. Die Kinder hielten sich an sie fast mehr, als an ihre Eltern, weil sie fühlten, daß sie von ihr eben so geliebt wurden, als selbst von Vater und Mutter; die Eltern aber verehrten sie, weil man vor ihren Kenntnissen Respekt haben mußte, und weil die junge Lehrerin mit diesen Kenntnissen großen praktischen Verstand, eine seltene Bescheidenheit und Demut und merkwürdigerweise auch eine tiefe Menschenkenntnis verband.

Ein Jahr oder mehr mochte verflossen sein, seit Anna Lenz in dem kleinen Weiler lebte und wirkte, und das Verhältnis zu den Einwohnern, besonders aber zu der Familie des Schmiedes, bei dem sie immer noch wohnte, hatte sich immer inniger gestaltet. Eines Abends — es war ein recht sonniger, warmer Abend — hatte man den Tisch zum Abendessen vors Haus gestellt, um nach gethaner Arbeit im Freien zu speisen. Die Hausfrau trug bereits die Schüsseln und Platten auf, und Anna hatte Mühe, die auf das Essen ungeduldigen beiden Mädchen, die Töchter des Schmiedes, zu beschwichtigen, während der letztere noch in der Werkstatt hämmerte, um eine nötige Arbeit fertig zu

bringen. Da fingen plötzlich die beiden Haushunde im Inneren des Gebäudes einen höllischen Lärm an, der wohl irgend etwas Besonderes zu bedeuten haben mußte. Der Schmied eilte also von der Werkstatt ins Haus und nun zeigte sich ihm augenblicklich die Ursache des schrecklichen Gebelles.

Ein junger, zerlumpt aussehender, struppiger und schmutziger Bube, der wohl kaum seine zehn oder elf Jahre zählen mochte, war nämlich von hinten ins Haus gestiegen und hatte sich in die Vorratskammer der Hausfrau gemacht, wo er den mitgebrachten Korb mit Eßwaren aller Art füllte. Allein die Hunde witterten den fremden Gesellen augenblicklich und bellten so kräftig, daß derselbe sich schnellstens wieder zurückziehen wollte, und dieses Vorhaben auch wohl ausgeführt hätte, wenn ihm der kräftige Schmied nicht zuvorgekommen wäre. Dieser aber ergriff den Burschen mit seiner eisernen Faust, hob ihn wie einen Spielball in die Höhe und trug ihn mitsamt dem Korbe in die Werkstatt, in der sich nun natürlich augenblicklich die ganze Familie versammelte.

„O Du Lotterbube!" rief der Schmied, „was hast Du in der Kammer gemacht? Aber was brauch' ich zu fragen? Die Thatsachen beweisen's ja!"

Mit diesen Worten kehrte er den Korb um, in dem sich verschiedene Stücke befanden, die offenbar aus der Vorratskammer gestohlen waren.

„Es ist ein elender, schmutziger Dieb," sagte die Hausfrau, „den wir augenblicklich zum Gerichte abliefern lassen müssen, damit er seine Strafe erhalte."

Damit war auch der Schmied einverstanden, und wohl die meisten Menschen würden sich zu derselben Ansicht bekannt haben. Nur in Annas Gesicht lag offenbar einiger Zweifel darüber, ob eine solche Verfahrungsweise die richtige sei, und je mehr sie den zer-

lumpten, ungewaschenen, trotzig dreinschauenden Knaben betrachtete, um so mehr nahmen diese Zweifel zu.

„Fort mit dem jungen Hallunken zum Gericht!" wiederholte der Schmied, „damit man ihm im Kerker das Stehlen verleide!"

Zu gleicher Zeit machte er sich daran, dem Buben die Arme zu binden, obgleich dieser auch nicht den geringsten Versuch machte, sich zu widersetzen oder zu entfliehen, sondern als ein Bild des tiefsten Elendes, das er vergeblich hinter einer trotzigen Miene zu verbergen suchte, dastand.

Doch Anna durchschaute ihn, und nachdem sie sich eine kleine Weile besonnen, nahm sie den zornigen Schmied auf die Seite und sprach leise, aber eindringlich mit ihm. Im Anfange schien dieser nicht nachgeben zu wollen, allein nach wenigen Minuten schon wurde seine Stimmung eine andere.

„Hm!" meinte er. „Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet magst Du nicht unrecht haben. Es ist richtig, wenn der Schlingel ins Gefängnis kommt, so findet er da eine Gesellschaft, die ihm einen so guten Unterricht erteilt, daß er nur als ein vollendeter oder doch schulgerechter Verbrecher wieder herauskommt. Glaubst Du daher, daß in seinen Augen und Gesichtszügen etwas liegt, das gute Aussichten für die Zukunft darbietet, nun so wollen wir's immerhin mit ihm probieren. Also frischweg, Anna, thue, wie Dir's Dein Herz eingiebt, und was Du anordnest, das soll geschehen, gerade wie wenn ich's selbst angeordnet hätte."

Ein Zug von Freude flog über Annas Gesicht, und sie wendete sich alsbald voll Sanftmut und Güte an den diebischen Jungen.

„Wie heißt Du, mein Knabe?" fragte sie, ihm äußerst teilnehmend in die Augen schauend.

„Lukas," erwiderte der Junge nach einigem Zau-

dern, denn bisher hatte er kein Wort gesprochen, sondern hielt die Lippen wie im Zorne zusammengepreßt.

„Und wie weiter?" fragte Anna.

„Hab' sonst keinen Namen!" antwortete Lukas trotzig.

„Aber den Namen Deiner Eltern weißt Du doch?" meinte nun die junge Lehrerin.

„Weiß nichts von Eltern," entgegnete der Knabe noch trotziger, „hab' nie welche gehabt."

„Wo hast Du denn seither gelebt?" fragte Anna, die sich durch seine trotzige Miene nicht abschrecken ließ, weiter.

„Wo werd' ich gelebt haben?" versetzte der Junge. „Mit den Zigeunern, bei denen ich war, seitdem ich nur denken kann, bin ich im Lande herumgezogen, und ohne Zweifel wäre ich noch bei ihnen, wenn wir nicht gestern nacht durch eine Streife von Gendarmen gewaltsam auseinander gesprengt worden wären."

„Also bei den Zigeunern bist Du in die Schule gegangen?" sprach das Mädchen teilnehmend. „Nun nimmt es mich nicht mehr wunder, „daß Du es heute versucht hast, hier bei uns Dir fremdes Gut ohne weiteres anzueignen. Aber weißt Du, wie man dies mit anderen Worten heißt? Stehlen heißt man es. Und weißt Du, wie man das Stehlen bestraft? Mit jahrelanger Einsperrung, ja oft mit noch viel härterer Pein."

Der Junge sah zu Boden und schwieg eine Zeit lang; aber dann hob er den Blick wieder trotzig und ballte sogar die Faust dazu. „Ich hatte Hunger," sagte er, „recht argen Hunger, denn ich habe seit gestern abend nichts mehr gegessen. Soll ich vielleicht verhungern?"

„Nein, das sollst Du nicht, Lukas," erwiderte Anna, „aber hättest Du uns nicht bitten können, Dir

Speise zu reichen? Das hätte Dich gewiß eben so sicher zu Deinem Zwecke geführt, und Du würdest Dir dann den Selbstvorwurf, fremdes Gut geraubt zu haben, jetzt nicht machen dürfen."

„Ich habe heute schon an drei Orten um ein Stück Brot gebeten," versetzte der Knabe, „aber man hat mich überall einen nichtsnutzigen, schmutzigen Strolchen geheißen und fast mit Fußtritten fortgejagt, ohne mir nur ein Krümmchen zu reichen."

„Das war unrecht von den Leuten!" entgegnete Anna eifrig; „ein arges Unrecht war's, denn sie urteilten offenbar nach dem äußeren Anscheine, weil Du so gar arg verwildert und verwahrlost aussiehst. Aber ich vergesse, daß ich auch unrecht thue, so lange mit Dir zu schwätzen, statt Dich zum Abendessen zu führen, da ich doch nun weiß, daß Du argen Hunger hast. Komm', nimm an unserer Mahlzeit teil und setze Dich an unseren Tisch, an dem Du recht herzlich willkommen bist."

Der Knabe sah verwundert, ja erstaunt auf, denn er war offenbar eine solche Sprache nicht gewöhnt. Schon hatte er ein Wort der Erwiderung auf den Lippen, da sah er, wie ihm der Schmied freundlich zunickte, augenscheinlich in Bestätigung der Einladung Annas, und nun folgte er stillschweigend, um sich seinen Platz an der Tafel anweisen zu lassen.

Und diese Tafel oder vielmehr diese Mahlzeit im Freien gewährte wirklich ein recht heiteres Bild. Die Mitte des Tisches nahm der Hausherr mit seiner Gattin ein, sie freundlich geschäftig und sich nach ihren Kindern umschauend, er mit kräftiger Faust und entblößtem Arme den Vorschneider machend und die Speisen austeilend. Rechts von ihr saß Anna mit den beiden Töchterchen, die sich voll Liebe zu ihrer Lehrerin neigten; links vom Schmied hatte auf einem

hohen Stuhle der zerlumpte Knabe Platz genommen und widmete sich mit Lust und Eifer der Stillung seines Appetits. Offenbar war seine Aussage, daß er seit gestern abend nichts gegessen habe, keine Lüge gewesen, denn immer und immer langte er wieder zu, während die anderen mit ihrer Mahlzeit längst fertig waren, und der wackere Schmied wurde es nicht müde, ihm vorzulegen und zuzusprechen. Es war in der That ein recht heiteres, gemütliches Bild, das diese Abendmahlzeit gewährte, und zu seiner Vervollständigung müssen wir noch anführen, daß die beiden Haushunde, vom Schmied hie und da mit einem Knochen beschenkt, sich zu den Füßen des Tisches gelagert hatten, jedoch ohne den fremden Gast mit ihrem Bellen weiter zu belästigen, während im Hintergrunde eine Nachbarin mit ihren Kindern aus der Hausthüre trat, wahrscheinlich um sich mit der Familie des Gevatters Schmied zu freundlichem Gespräche zu vereinigen.

Das Abendessen war vorüber und der zerlumpte Knabe stand verlegen da, mit niedergeschlagenen Augen. Vielleicht wollte er für so viel Liebe danken und wußte die Worte nicht zu finden, vielleicht auch wußte er nicht, sollte er bleiben oder gehen.

„Lukas!“ ergriff jetzt der Hausherr das Wort, „es versteht sich von selbst, daß Du heute nacht hier bleibst. Ich werde Dir also ein Plätzchen anweisen, und Du kannst, wenn Du müde bist, gleich zu Bette gehen. Morgen aber nun,“ setzte er mit einem Blicke auf Anna hinzu, „was das Morgen anbelangt, so können wir weiter darüber reden, wenn erst der andere Tag gekommen ist. Nicht wahr, Anna, so wollen wir's halten?“

Freundlicher könnte niemand lächeln, als nun Anna lächelte, und wie die zwei Töchterchen des Schmieds dies sahen, so patschten sie fröhlich in die Hände, wohl

ohne zu wissen, warum, aber sie waren immer fröhlich, wenn sie ihre Lehrerin fröhlich sahen. So wurde denn der Knabe in ein Kämmerchen geführt, ohne daß ihm, der doch erst vor einer Stunde über einem Diebstahl ertappt worden war, irgend ein Mißtrauen gezeigt worden wäre; die Familie des Schmieds aber blieb noch einige Zeit in traulichem Gespräche versammelt, und natürlich auch über den Spitzbuben, der heute eingefallen war, wurde manches hin und her verhandelt.

Den anderen Morgen schon in aller Frühe stand der Schmied in seiner Werkstatt und hämmerte lustig drauf los, daß die Funken davonstoben; so frühe er aber auch daran war, so sah er doch nicht gleich, daß er nicht der einzige sei, der sich schon vom Lager erhoben habe. Der beherbergte Bube stand am Brunnen im Hofe und wusch sich sorgfältig.

Der Schmied sagte kein Wort und auch der Knabe wagte nichts zu sprechen; aber wie der letztere sah, daß der erstere so eifrig arbeite, so schlich er sich auch in die Werkstatt und fing bald an, teils Kohlen herbeizutragen, teils mit dem Blasbalge das Feuer zu schüren, teils andere kleine Dienste zu verrichten, die er dem Schmiede absah.

Doch wurde kein Wort gewechselt. Zwei Stunden später erschien die Hausfrau in der Werkstatt und berichtete, daß das Frühstück fertig sei. Zu gleicher Zeit hüpften die beiden Töchterchen herein und wünschten dem Vater guten Morgen, wobei dieser nicht vergaß, jedes herzlich zu sich emporzuheben und zu küssen.

„Komm', Vater, komm', Lukas, zum Frühstück!" riefen die Kleinen.

Abermals sah Lukas zu Boden wie in tiefer Verlegenheit, aber er bewegte sich nicht von der Stelle.

„Ei, das versteht sich doch von selbst," sagte jetzt

der Schmied, „daß Du mit zum Frühstücke kommst. Vorwärts, Kinder, die Suppe wird sonst kalt.“

Er schritt voran und eines seiner Mädchen hing sich an seinen Arm, das andere aber griff den Lukas an der Hand und zog ihn nach sich. Ob es dies aus eigenem Antrieb that, oder ob eine vorher erteilte Weisung Annas mitwirkte, — wir vermögen es nicht zu bestimmen; genug jedoch, Lukas folgte seiner Führerin und setzte sich mit an den Frühstückstisch, wo er ganz wie ein Glied des Hauses behandelt wurde.

Nach dem Frühstück ging der Schmied wieder an seine Arbeit in die Werkstatt, und Lukas folgte ihm dahin, wie wenn sich dies von selbst so verstünde; offenbar wollte er sich so nützlich als möglich erweisen. Der Schmied erteilte ihm nun auch einige Befehle, welche der Knabe mit allem Eifer und so pünktlich als möglich befolgte. Geradeso wurde es nach dem Mittagessen und überhaupt den ganzen Tag über gehalten, und am zweiten und dritten Tage ging es auf und nieder, wie am ersten; Lukas arbeitete mit dem Schmied in der Werkstatt und alle Hausgenossen behandelten ihn freundlich, fast wie einen Angehörigen, am freundlichsten wohl Anna, während dagegen die Hausfrau ein gewisses Mißtrauen lange Zeit nicht los werden konnte. Am vierten Tage ging eine kleine Veränderung vor sich, denn als Lukas morgens erwachte, fand er, daß man ihm die Lumpen, in die er bisher gehüllt war, weggenommen und dafür ein ganz neues Kleid hingelegt hatte. Das Kleid war von sehr einfachem Stoffe und eben so einfach gemacht, denn die Vorratskammer der Hauswirtin, in welcher sie ihr „Selbstgesponnenes“ aufbewahrte, hatte den Stoff geliefert, und Anna hatte ihn verarbeitet und zugeschnitten; aber wie der Bube zum ersten Male in diesem reinlichen Gewande erschien, so meinte man einen ganz anderen

Menschen vor sich zu haben. Die kleinen Mädchen jauchzten laut auf, als sie ihn sahen, und das Blut stieg ihm bis über die Ohren ins Gesicht.

„Ich hätt's nicht gewagt," sagte er endlich, „aber weil man mir meine früheren Kleider genommen hat, so konnte ich wohl nicht anders."

„Pah, Dummheiten, Junge," rief der Schmied. „Du gefällst mir so viel besser und ich hoffe, Du sollst die paar neuen Stücke bald abverdient haben. Oder willst Du nicht bei uns bleiben und zu mir in die Lehre gehen, damit ich einen tüchtigen Schmied aus Dir mache? Ich glaube, Du hast das Geschick und die Kraft dazu, und darum, wenn Du nichts Besseres weißt, so schlag' ein."

Der Junge wurde einmal über das andere Mal bald rot, bald blaß, und endlich traten ihm die hellen Thränen in die Augen.

„Ist's denn Ernst," flüsterte er jetzt, „wirklicher Ernst? Ich soll für immer da bleiben dürfen?"

„Freilich ist's Ernst, Lukas," sagte Anna, ihm die Hand gebend, „und weil ich gestern und vorgestern bemerkt habe, wie Du in Deinen Feierstunden dem Unterrichte, den ich den Kleinen gebe, so aufmerksam lauschtest, so will ich Dir nur sagen, daß es mir Vergnügen machen würde, Dir ebenfalls Unterricht zu erteilen, damit Du auch in dieser Hinsicht nicht hinter den anderen Kindern zurückstehest."

„So viel Güte, so viel Güte, und ich habe euch bestehlen wollen!" schluchzte jetzt der Knabe laut auf. „Nein, nein," rief er plötzlich, „ich darf nicht dableiben, ich bin ein Elender und nicht wert, mit euch unter Einem Dache zu wohnen!"

Seine Brust hob sich krampfhaft vor Rührung, und man sah es ihm an, daß das, was er sagte, aus seinem tiefsten Innern kam. Aber sie sprachen ihm

alle so liebreich zu, und besonders die Kinder hingen sich so zärtlich an ihn, ja sogar die Hunde, die sich bereits an ihn gewöhnt hatten, blickten ihn so treuherzig an, daß er bald getröstet wurde, und von nun an in der That mehr als ein Familienglied, denn als ein Lehrling des Schmieds, im Hause blieb. Auch betrachtete ihn die Gesamteinwohnerschaft des kleinen Örtchens bald — zum großen Teil wenigstens — als einen Mitansässigen, der das Recht habe, unter ihnen zu leben, obgleich freilich einzelne ihm den versuchten Diebstahl nie verziehen und mit viel Stirnrunzeln voraussagten, daß der Schmied, wie sich bald zeigen werde, eine Schlange in seinem Busen ernähre; denn einer, der sich einmal als ein schlechter Mensch erwiesen habe, bleibe schlecht, man möge auch nachher alles anwenden, ihn auf einen besseren Weg zu bringen, und „darum,“ setzten sie regelmäßig hinzu, „wäre es besser gewesen, den diebischen Landstreicher der Behörde abzuliefern, damit diese ihn im Zuchthause aufgehoben hätte.“ Doch der Schmied kümmerte sich nicht um solches Gerede und in seiner Gegenwart wagte es auch niemand, sich so zu äußern. —

Wir übergehen nun einen Zeitraum von vierzehn Jahren.

Der kleine Weiler ist noch immer ein Weiler, obgleich einige Häuser hinzugekommen sein mögen. Auch die Schmiede steht noch an ihrem alten Platze, und es scheint, daß gar keine Veränderung mit ihr vorgenommen worden ist. Freilich, seine Bewohner können unmöglich dieselben geblieben sein, denn vierzehn Jahre gehen den Menschen nicht spurlos vorüber. Doch treten wir ein — betrachten wir einmal diesen rüstigen Mann mit den sehnigen Armen und dem wohlwollenden freundlichen Gesichte, erkennen wir in ihm nicht im Augenblicke den Schmied Florian Schmelzer,

der noch ganz der gleiche ist, wie damals, wo wir ihn zum ersten Male sahen, außer daß seine Haare sich etwas grau gefärbt haben? Und die Frau neben ihm in der weißen Haube — kann sie eine andere sein als seine Ehegattin, obgleich das Gesicht vielleicht etwas länger und spitziger geworden ist, als es früher war, und bei Öffnung des Mundes sich eine und die andere Zahnlücke zeiget? Sie also, den Schmied und seine Ehehälfte, erkennen wir, aber wer sind die beiden jungen Damen — denn ihrem Putze nach können wir sie kaum anders nennen — mit den Blumen in den Haaren und den Rosen auf den Wangen? Beweist nicht das Myrtensträußchen bei der einen, daß sie Braut und im Begriffe ist, in den Stand der heiligen Ehe zu treten? Wären das vielleicht die beiden kleinen Mädchen, die Töchter des Schmieds, die sich nun in holde Jungfrauen verwandelt hätten? Und der stattliche, kräftige, junge Mann mit dem entschlossenen Blicke und dem ausdrucksvollen Gesichte, derselbe, der den kleinen Rosmarinstrauß im Knopfloche trägt, zum Beweise, daß er der Bräutigam ist, — sollten wir ihn auch kennen? Wäre er vielleicht gar der Lukas, jener struppige, zerlumpte Knabe, den der Schmied einst einen Lotterbuben nannte, und den er im Begriffe war, als Dieb dem Zuchthause zu überliefern? Doch siehe da, ehe wir eine Antwort hierauf finden, hört man das Rollen einer Kutsche und mit dem Ausrufe, „sie ist's, sie kommt," stürzen alle fünf, die wir hier versammelt sehen, zum Hause hinaus, um die Person zu bewillkommnen, die in dem Gefährte sitzt. Diese erkennen wir auf den ersten Blick, denn ob sie gleich immer noch klein und unansehnlich, fast ohne äußerliche Auszeichnung ist, so kann dieser milde und doch kluge Blick, dieser seelenvolle und doch feste Ausdruck des Gesichtes nur ihr angehören, ihr, die früher der

Liebling des kleinen Ortes war. Und in der That, sie ist's und scheint immer noch der Liebling des Weilers zu sein (denn von allen Seiten eilen die Bewohner herbei, um sie zu begrüßen,) ob sie gleich schon seit Jahren, das heißt, seit die Töchter des Schmieds über die Schuljahre hinaus sind, nicht mehr hier lebt, sondern in der nächsten Stadt eine Mädchenerziehungsanstalt gegründet hat.

„Anna, Anna," jubelten die beiden Jungfrauen mit den Blumen in den Haaren, von denen wir oben gesprochen, und stürzten sich ihr an die Brust.

„So hast Du also doch Dein Versprechen gehalten," flüsterte die eine derselben, die mit dem Myrtensträußchen, unter Thränen lächelnd.

„Wann hätte ich es je nicht gehalten?" erwiderte Anna, „und wie könnte ich vollends den Ehrentag eines meiner Lieblinge übergehen?"

„Na, so laßt mich sie doch auch begrüßen," rief der Schmied, sich mit seiner kräftigen Gestalt durchdrängend und ihr die kräftige Rechte hinstreckend.

Und so kamen sie alle und drängten sich vor und boten ihr die Hand oder drückten sie ans Herz, je nachdem sie ein Recht dazu hatten oder nicht. Nur einer hielt sich bescheiden im Hintergrunde, obgleich sein Auge ohne Unterlaß mit tiefer Rührung auf der Neuangekommenen ruhte, und dieser eine war der junge Mann mit dem Rosmarinsträußchen im Knopfloch. Aber jetzt erblickte *sie* ihn und ging ihm entgegen.

„Herr Lukas," sagte sie voll tiefen Gefühles, „das ist ein glücklicher, ja ein seliger Tag für Sie, für meinen Liebling hier und für uns alle."

„Und diesen Tag, sowie alles und jedes, was mir schon Gutes geworden, verdanke ich Ihnen, Fräulein Anna," flüsterte Lukas, sich tief verbeugend, so voll Ehr-

erbietung war er. „Sie waren der Schutzengel meines Lebens, meine Retterin vom Verderben, die Gründerin meines Glückes, Gott segne Sie, Fräulein, Gott segne Sie tausendmal.“

Er konnte vor Rührung nicht weiter sprechen und auch sie erwiderte nichts, sondern sie nahm stillschweigend seine Hände und vereinigte sie mit denen der Jungfrau im Hochzeitsgewande.

Ja, es war wirklich ein glücklicher, seliger Tag, dieser Tag, denn es war der Hochzeitstag Lukas' mit der ältesten Tochter seines Lehrherrn und zweiten Vaters. Aus dem Lukas war aber etwas Tüchtiges geworden, nämlich zuerst ein tüchtiger Schmied, dann ein tüchtiger Maschinist und zuletzt noch ein tüchtiger Ingenieur. Und was noch mehr Wert hatte, das war die Tüchtigkeit seines Herzens und seines Charakters. Kein Wunder also, wenn der Schmied große Stücke auf ihn hielt, kein Wunder, wenn ihn dessen älteste Tochter liebte, kein Wunder, wenn ihn jedermann hochschätzte, trotzdem, daß er nicht einmal seine Eltern zu nennen wußte, trotzdem, daß er mit Zigeunern herumgezogen war, ja sogar trotzdem, daß er vor vierzehn Jahren in die Speisekammer des Schmieds eingebrochen war.

Es war also ein überaus glücklicher und seliger Tag, dieser Hochzeitstag, und eben deswegen wollen wir ihn nicht näher beschreiben. Wie aber die Trauung vorüber und die Hochzeitsgäste in bunter und lauter Unterhaltung zusammensaßen, da nahm der Schmied und Hausherr Anna Lenz auf die Seite, ohne daß es die anderen bemerkten. „Erinnerst Du Dich noch des Sommerabends,“ fragte er, „jenes Abends, wo ich im Begriffe war, meinen jetzigen Schwiegersohn der Gendarmerie zu übergeben, und es auch sicherlich gethan hätte, wenn Du nicht gewesen wärest? Herr Gott,

wie viel Elend hätte ich da vielleicht gestiftet, oder jedenfalls, wie viel Glück und Freude wäre dadurch begraben geblieben!"

„Liebe, Güte und Nachsicht ist stets ein besserer Zuchtmeister gewesen, als Strenge, Härte und Gefängnis," erwiderte Anna Lenz.

Und mit diesen Worten schließen wir diese kleine Geschichte, aber enthält sie nicht eine Wahrheit, die sich mancher zur Lehre dienen lassen könnte?

Beethoven.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Stiller wird's und immer stiller
In dem wüsten Häusermeer.
Jeder eilt zum Herd der Seinen,
Und die Gassen werden leer.

Einer aber schreitet sinnend
Noch die öde Straß' entlang,
Tiefen Ernst in seinem Antlitz,
Hohe Würd' in seinem Gang.

Oftmals blickt er voll Begeist'rung
Zu der Sterne Licht empor,
In der Harmonie der Sphären
Schwelgt berauscht sein geistig Ohr.

Plötzlich weckt aus seinen Träumen
Ihn ein ird'scher Saitenklang,
Sanft erklinget in den Lüften
Ein gar wunderbarer Sang.

Jene Melodien wirken
Mächtig auf den Lauscher ein,
Wie von Geisterhand gezogen,
Tritt er in das Haus hinein.

Er erreichet eine Stube,
Deren Raum kein Licht erhellt,
Nur der bleiche Schein des Mondes
Durch das off'ne Fenster fällt.

Niemand wehrt ihm einzutreten,
Niemand grüßt den fremden Mann,
Denn das Mädchen am Klaviere
Nimmermehr ihn sehen kann.

Jetzt, erweckt durch Männertritte,
Hebt sie schüchtern sich und spricht:
„Endlich nach so langem Säumen,
Vater, bist Du's oder nicht?"

„Nein, Dein Vater weilt noch ferne.
Der in Deine Kammer schlich,
Dennoch fremd ist er Dir nimmer,
Denn Beethoven nennt man mich.

In dem Lied, das Du gesungen,
Sprach mein Geist mit Dir zugleich;
Seele hatten Deine Töne,
Dank Dir, Herz, so voll und reich!"

Da erbebt das bleiche Mädchen,
Und verschämt begrüßt sie ihn. —
„Weh' mir, ich bin blind! In meine
Wiege schon kein Tag mir schien!"

Die verlöschten Augen füllet
Heißer Thränen strömend Naß;
In dem sanften Licht des Mondes
Schimmern ihre Augen blaß.

Tief ergriffen steht der Meister,
Sieht betrübt ihr ins Gesicht,
Bis er endlich, sie zu trösten,
So das lange Schweigen bricht:

„Was der Schöpfer Dir genommen,
Ist nur eine halbe Welt.
Blieb Dir ja die and're Hälfte,
Die viel Schönes noch enthält.

Dir ward die Musik zum Erbe,
Darin still' der Thränen Lauf,
Denn das Glück, das Dir geblieben,
Wiegt viel tausend Augen auf.

Was uns Farbenpracht und Formen,
Sind Accorde, Töne Dir!" —
Und voll heiliger Begeist'rung
Tritt Beethoven ans Klavier.

Bald entströmt den süßen Saiten
Leise flüsternd, schwermutsvoll,
Von des Meisters Hand berühret,
Ein Gesang im ernsten Moll.

Jetzt erklingt er voller, lauter,
Schwellet rauschend immer mehr,
Bis zum wüsten Sturmgetöse
Sich verwirrt der Töne Meer.

Hie und da, durchdringend, klagend,
Bricht ein banger Schmerz hervor,
Schwächer wieder und besänftigt
Tönt es wie ein Engelschor.

Endlich löst sich's in Accorden,
Deren letzter leis verhallt,
Wie ein fernes Echo zittert
Nach Gewittersturm im Wald.

Doch das Mädchen lächelt milde,
Still verklärt ist ihr Gesicht,
Daß sie ew'ge Nacht umhüllte,
Fühlt die arme Blinde nicht.

Der heilkräftige Salat.

Sixtus der Fünfte erinnerte sich als Papst anfangs ganz und gar nicht mehr eines Advokaten, Namens Jurinaz, mit dem er in der vertrautesten Freundschaft gelebt hatte, als er noch Franziskanermönch gewesen. Der ehrliche Advokat ward krank, und in seinen äußerst dürftigen Umständen fehlte es ihm durchaus an jeder Art von Pflege und Erleichterung. Ganz von ungefähr brachte seine alte Wirtin den Leibarzt des Papstes zu ihm, eben durch ein solches Ungefähr erwähnte der Leibarzt der Krankheit des Advokaten beim Papste und sagte, daß er die große Dürftigkeit des Mannes für die Ursache seiner Krankheit halte. Sixtus lenkte das Gespräch auf etwas anderes. „Apropos," sagte er den folgenden Tag zu dem Leibarzte,

„wissen Sie, daß ich mich auch mit Rezeptverordnen abgebe? Ich denke, meine verschriebene Arznei wird nicht unwirksam gewesen sein. Sie sprachen gestern von dem armen Jurinaz; ich erinnere mich jetzt schon mit Vergnügen, daß ich diesen armen Mann ehedem recht gut gekannt habe, ich habe ihm Kräuter zu einem trefflichen Salat geschickt, die ihn wahrscheinlich gesund machen werden.“ „Salat? Heiliger Vater! in der That, die Kurart ist ganz neu!“ „Sagen Sie dem Jurinaz,“ erwiderte der Papst lächelnd, „daß er in Zukunft keinen anderen Arzt, als mich brauchen soll; diese Kundschaft schnappe ich Ihnen weg.“ Der Arzt, der nicht erwarten konnte, wie die Kur abgelaufen sein würde, verfügte sich eiligst zu seinem Kranken, den er auch wirklich ganz hergestellt fand, worüber er denn nicht wenig stutzte. — „Zeigen Sie mir doch den Salat, den Ihnen Se. Heiligkeit geschickt hat; ich muß doch die Natur dieser wunderthätigen Kräuter kennen lernen.“ „Ja!“ versetzte der Kranke mit sichtbarer Zufriedenheit, „sie sind in der That wunderthätig; ich bin überzeugt, daß Ihre ganze Heilkunst keine so glückliche Kur macht.“ Nun brachte der Advokat einen Korb mit gewöhnlichen Kräutern zum Vorschein. „Was, davon wären Sie besser geworden?“ „Untersuchen Sie nur etwas genauer, tiefer unten liegt die rechte Panacee!“ Der Arzt that es und fand eine sehr ansehnliche Summe Zechinen.[1]) „Solche Mittel können wir unseren Kranken freilich nicht verschreiben.“ Er ging zum Papste. „Heiliger Vater! Sie hatten wohl recht, Sie sind der geschickteste Arzt von der Welt.“ Sixtus antwortete: „Ich behandle aber nicht alle meine Kranken nach dieser Methode.“ — Die Geschichte ist sprichwörtlich

---

[1]) Eine italienische Goldmünze im Werte von vier Gulden sechsundsechzig Kreuzer österreichischer Währung.

geworden. Wenn man von jemand redete, dem mit Geld geholfen wäre, so sagte man: Ihm fehlt ein Salat vom Papste Sixtus dem Fünften.

Kaiser Max I. auf der Martinswand.

Der Wanderer in Tirol erblickt bei dem Dorfe Zirl am Innflusse, im Oberinnthal, einen schroffen Fels, den schroffsten im ganzen Lande, der gleich einer gigantischen Wand sich steil in die Wolken türmt — dies ist der Martinsberg oder die Martinswand. Hoch oben steht auf einem kleinen Absatze ein hölzernes Kruzifix, daneben die Bildnisse der seligsten Jungfrau Maria und des Jüngers Johannes. Es ist eine schwindelnde Höhe, vor welcher das menschliche Auge staunend sich aufschlägt.

Da oben brach einst — es sind nun beinahe vierhundert Jahre — der Übermut eines der mächtigsten Fürsten Österreichs; da oben ward ihm von der ewigen Vorsehung gezeigt, daß die menschliche Macht, und übe sie auch der Gewaltigste aus, stets unmittelbar an das Nichts grenzt.

Dieser Fürst war Kaiser Maximilian I. (1493—1519), der ritterliche Held, bei dessen Anblicke seine Braut Maria von Burgund, welche ihm die siebzehn herrlichen Provinzen der Niederlande zubrachte, entzückt ausrief: „Sei mir willkommen, edles deutsches Blut, das ich schon lange zu sehen verlangt habe und nun bei mir sehe!“

Österreich bedurfte eines thatkräftigeren Fürsten, als Kaiser Friedrich III. war, der von Natur ängstlich

und verzagt, allzusehr behagliche Ruhe liebte und vor Hindernissen scheu zurückwich. Maximilian ward in seiner Jugend nur der „Stumme" genannt, da er bis zum zehnten Lebensjahre nur sehr unvollkommen sprach und die geringsten Hoffnungen von seiner Begabung erregte. Dennoch barg das Kind in sich die Keime eines reichen geistigen Lebens. Zunächst waren es die damals so hochgeschätzten ritterlichen Leibesübungen, in welchen sich der kaiserliche Prinz auszeichnete, und dann brach allgemach die geistige Blüte auf, die selbst ausgezeichnete Persönlichkeiten am Kaiserhofe in den Schatten stellte. Der Stumme hatte alles gehört, alles beobachtet und nichts vergessen — sein Gedächtnis, das erste Merkmal eines großen Geistes — war unübertrefflich. Der, welcher stumm genannt war, stand bald als ein Muster eindringlicher, lebhafter Beredsamkeit da, und drückte sich im Lateinischen, Französischen, Italienischen, Englischen, Tschechischen und Deutschen mit Meisterschaft aus. Mathematik, Geschichte, Kriegskunst wußte er gründlich; er malte gut, war ein fertiger Musiker, machte vortreffliche Gedichte und war ein Meister im schriftlichen prosaischen Ausdruck. Dazu kam eine Liebenswürdigkeit, welche in Maximilians unerschöpflicher Gutmütigkeit, in seiner Großherzigkeit ihre nie versiegende Quelle besaß. Demnach versprach er schon in seiner Jugend besseren Ersatz für seinen Vater, der ihn der Verschwendung beschuldigte, während der Thronfolger ihm erwiderte: „Mein gnädiger Herr, soviel die alten Geschichten besagen, haben die Fürsten von Österreich allezeit mehr durch Freigebigkeit, als durch Sparen gewonnen. Ich will lieber ein Fürst freudiger Menschen, als ein angstvoller Zähler toter Geldsäcke sein. So lasse man denn das fortan, daß man sage, es sei uns gut dienen, und man möge sich wohl bei Österreich erwärmen."

Er mußte noch als Kronprinz vermöge der politischen Fehler seines Vaters einen Teil seines Erbes mit gewaffneter Hand zurückerobern, denn selbst die alte Reichsstadt Wien war in den Händen der Ungarn. Aber Max stürmte, obwohl verwundet, an der Spitze seiner tapferen Deutschen die Burg seiner Väter in Wien und jagte die Ungarn von dannen.

Endlich, nachdem Friedrich III. siebenundachtzig Jahre alt geworden und in Steiermark achtundfünfzig, in Deutschland dreiundfünfzig, in Österreich dreißig Jahre regiert hatte, bestieg Max den Thron seiner Väter und, von den Kurfürsten gewählt, auch den deutschen Kaiserthron. Alle Aufgeklärten jubelten ihm entgegen, denn Max war freisinnig, stellte eine lange Reihe von Mißbräuchen ab, gab den Ständen ihren gerechten Anteil am Staatsleben zurück, baute Städte und sammelte um sich einen Kreis ausgezeichneter Menschen, wie den Kanzler Farentheimer von Nordheim, den tapferen Feldhauptmann Georg von Frundsberg (auch Fronsperg oder Freundsberg), Paul von Lichtenstein, Sigmund von Dietrichstein, die Fugger in Augsburg, Sigmund von Herberstein, Matthäus Lang von Wellenburg, seinen ergebenen Erzbischof von Salzburg.

Die eigenen Kraftproben des Kaisers bestätigten für ihn die Bezeichnung eines Ritters ohne Furcht und ohne Tadel. In Utrecht erschlug er zwei ergrimmte Löwen mit einer Schaufel. In Münster packte er einen wilden sechsjährigen Löwen, öffnete ihm den Rachen und riß ihm die Zunge aus. Den Franzosen Claude de Batre, welcher mit seiner Unbesiegbarkeit prahlte, hob er aus dem Sattel. Von sechs Schwerbewaffneten, die ihn im Treffen umringten, tötete er vier. In einer Schlacht fielen allein von seinem gewaltigen Schwerte und von seiner Armbrust vierzig. Vierzig Treffen wohnte er bei und erhielt dabei vierzehn teils gefährliche Wun-

den. Kämpfen war ihm eine Lust, und da es nicht immer Kampf geben konnte, so erkor er sich körperliche Bewegungen anderer Art, denn sein Wahlspruch war: „Wie der Rost das Eisen, so verzehrt der Müßiggang die Seele.“

Aus diesem Grunde war Max auch ein eifriger Jäger, der oft tagelang in den Wildnissen, in Wäldern und Schluchten, auf Bergen und Seen umherstreifte, um dem edlen Waidwerke obzuliegen, oft nicht einmal von einem Jägerburschen begleitet. Damals hatte der Landesfürst noch nicht nötig, wie in unseren kranken Zeiten so mancher gehaßte Große, aus Furcht vor Dolch oder Kugel einen Schutzwall von Begleitern mit sich herumzuschleppen, die ihn jeden Augenblick an seine Unfreiheit, an sein glanzvolles Elend erinnern.

Wo hätte auch Max, obwohl er sich mancher Willkürthat bewußt sein mußte, ein treueres Volk gefunden, als das der biederen Tiroler.

So streifte er denn eines Tages, wie die schöne Sage meldet, in der Nähe von Zirl nach Gemsen. Keine Klippe war ihm zu hoch — er erklomm sie, keine Kluft zu breit — er sprang hinüber. Ihn kümmerte nicht die schreckliche Öde der Umgebung, nicht die Gewißheit, von allen menschlichen Wesen sich mehr und mehr zu entfernen. Sein kühnes Auge hatte das behende Wild entdeckt, und die erwachte Leidenschaft riß ihn fort zu den gewagtesten Schritten.

Von Felszacke zu Felszacke trug ihn der kraftvolle Fuß — jetzt ein Sprung, und Max rollte mit losgetretenem Felsgestein in die Tiefe. Doch blieb er an einem hervorragenden Punkte hängen und blickte aufatmend empor und hinunter.

Da zuckte der Held zusammen, denn er fand, daß er gleich einem flügellahmen Vogel mitten an der riesigen, unübersteiglichen Martinswand klebte.

Er starrt hinab
Ins Wolkengrab,
Er starrt hinauf ins Wolkenmeer,
Und schaut zurück und schaut umher;
Da zeigt sich kein Fleck, zum Sprung bereit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut.
Aus hartem Felsen wölbt sich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch.
Der Kaiser ruft
In taube Luft:
„Ei doch, wie hat mich die Gemse verführt!
Kein Weg zu den Lebenden niederführt!"

Der Kaiser rief, so laut er konnte, aber nur das Echo seiner Stimme hallte von den Felsen wieder .... Da stand er nun, der Mächtige, so hoch und doch so klein, so ganz hilflos, daß er nur den freien Willen hatte, hier langsam den Hungertod zu sterben oder sich zerschmetternd in die Tiefe hinabzustürzen. Retten konnte ihn nach menschlichem Ermessen niemand.

Stunde auf Stunde verrann, der Tag neigte sich und keine menschliche Seele nahte, Rettung bringend. Die Nacht fiel ein, aber sie brachte dem Kaiser neue Pein. Er mochte sich nicht niederlegen, konnte sich nicht dem erquickenden Schlummer überlassen; denn dieser war jetzt sein größter Feind, dessen Umarmung ihn hinabstürzen konnte in die Tiefe.

Der Kaiser rief — nur sein Echo antwortete. Er lauschte stundenlang, und nur das Gekreisch der Adler und Schuhus, das lockende und warnende Pfeifen der Gemsen drang zu seinem Ohr.

Endlich hörte er ferne Hornstöße. Die Seinen, ängstlich geworden durch des Kaisers Verschwinden und Ausbleiben, suchten ihn in den Thälern und Klüften. Er antwortete durch laute Rufe, doch wurden diese nicht gehört, und wer hätte den klugen Weidmann an der Martinswand gesucht?

Max mußte hilflos und trostlos die ganze Nacht durchwachen. Die aufgehende Sonne sah in sein irres, starrendes Auge.

Unten auf der Matte in ferner Tiefe weidete ein Hirt seine Herde. Zufall leitete seine Augen nach der Stelle, wo Max einsam stand. Der Hirt traute seinem Blicke nicht. „Ist das Täuschung oder ist's Wirklichkeit? Nein, wahrlich dort oben steht ein menschlich Wesen! — Gott steh' ihm bei!" murmelte der Hirte, unwillkürlich schaudernd die Hände um seinen Stab faltend. „Der muß hilflos verhungern und verschmachten!"

Er rief andere Hirten herbei. Bald sammelte sich ein ansehnlicher Menschentrupp, der mit Entsetzen emporstarrte nach dem Verstiegenen.

Jetzt kamen auch die suchenden Jäger herbei . . . „Hat niemand den gnädigsten Herrn Kaiser gesehen, der in diesen Bergen gestern jagte?"

„Um Gott! So ist er es, der da oben schmachtet!" riefen die Tiroler entsetzensvoll und lautes Wehklagen erscholl in der Runde.

Erbleichend griff einer der Jäger zum Sprachrohr und rief zum Kaiser empor: „Seid Ihr es, Herr Max? Dann werft zum Zeichen einen Stein herab!" Dumpfes, erwartungsvolles Schweigen jetzt . . . Der Stein rasselte in die Tiefe und das Volk schrie: „Es ist der Kaiser, der droben verschmachtet!"

Wie ein Lauffeuer drang die Schreckenskunde von Weiler zu Weiler, von Dorf zu Dorf, von Kloster zu Kloster. Von allen Seiten kletterten die wackeren Bergbewohner empor, um womöglich Hilfe zu bringen, was aber allen unmöglich schien. So kam der heiße Mittag heran. Die Sonne fiel mit ermattender Glut auf die schroffe Felswand, und Max fühlte seine Kräfte nach und nach schwinden. Da riß er ein Pergament-

blatt aus seiner Schreibtafel, die er glücklicherweise bei sich führte, schrieb mit einem Stifte die Frage auf, ob Rettung möglich sei, befestigte das Blatt mit einer Schnur, die er von seiner Kleidung trennte, an einem Steine und warf es hinab.

Es kam kein antwortender Laut zu ihm empor.

Ach, Gott und Herr!
Man liebt ihn so sehr;
Drum findet vom Volke sich niemand ein,
Dem Herrn ein Bote des Todes zu sein.

Aus dem Schweigen entnahm Max die Gewißheit seines Todes. Er beschrieb jetzt zwei weitere Pergamentblätter, und da er sonst keine Schnur mehr hatte, sie an einem Steine zu befestigen, so nahm er dazu das kostbare Band des Ordens vom goldenen Vließe und schleuderte die Blätter in die Tiefe. Man nahm sie auf und las mit schluchzender Rührung:

„Viel Dank, Tirol, für alle Liebe, treu in jeder Not! Ich habe Gott versucht durch Übermut, drum muß ich jetzt Pein und den Tod erleiden. Weil bei Menschen doch keine Hilfe mehr ist, will ich mich in Geduld fassen und meine Seele Gott empfehlen. Eilt nach Zirl und holt den Priester mit dem allerheiligsten Sakrament. Wenn er am Flusse (dem Inn) steht, kündet's mir durch einen Schuß, und wenn er mir den Segen giebt, sag's ein zweiter Schuß mir an!"

So ordnete der verschmachtende Kaiser die Begegnisse seiner letzten Stunden. Schon war der Nachmittag herangekommen, da erschien inmitten einer dichtgedrängten, weinenden Volksmenge der Priester mit der Monstranz.

Der erste Schuß ertönte. Der Kaiser kniete nieder und betete inbrünstig zum Herrn der Heerscharen.

„Vor meinem Tod
Dein Himmelsbrot
Wünsch' ich Unwürd'ger, o wie sehr
O sieh' auf mich erbarmend her!"

Er betete lange. Da verkündete ein zweiter Schuß den Moment, daß der Priester mit dem Hochwürdigsten den Segen gab. Max warf sich mit der Stirn auf den harten Fels. Gleiches that alles Volk, geschart um den segnenden Priester .... Eine so rührende, erschütternde Scene war seit den Leiden der Märtyrer in Rom nicht mehr dagewesen. Gestärkt, zum Sterben gefaßt, erhob sich Max von der Erde und schaute in die untergehende Sonne. Da wurden seine Augen naß. „So wie du hinwandelst in eine andere Welt, so gehe ich hinüber ins Jenseits!" flüsterten seine bebenden Lippen.

„Wohl denn, ade, du schöne Welt voll Ruhm und Freuden! Ich gehe von dir, ich muß dich lassen ...." Max neigte sein müdes Haupt und verlor sich in düsteres Sinnen.

Da auf einmal erhob sich hinter ihm eine helle Stimme: „Herr Kaiser, folgt mir, ich habe einen Weg gefunden!"

Max blickte mit namenlosem Erstaunen sich um und sah seinen Jäger, der in der dunklen Felsennische stand. Erst nach einigen Minuten war er imstande, sich zu fassen und sich erzählen zu lassen, wie es dem braven Tiroler vor allen anderen möglich gewesen sei, einen Zugang zu des Kaisers lebendigem Grabe auf der Martinswand zu erspähen.

„Das ist Gottes Hand!" sprach Max erschüttert. „Laß uns gehen!"

Der Jäger huschte vor ihm her durch eine verdeckte Lücke im Gestein, die er durch eine Fackel erhellte; mit wankenden Knieen, auf den Tod ermattet, folgte der Kaiser. Es kostete eine mühselige Wanderung,

ehe er, bei einbrechender Dunkelheit, im Thale bei den Seinen eintraf.

Seit dieser wunderbaren und doch so natürlichen Errettung war in des Kaisers erschüttertem Gemüt eine große Wandlung vorgegangen. Er war mehr ernst und verschlossen.

Aber er hatte vor allem die Nichtigkeit menschlicher Kraft und Größe fühlen gelernt, dachte viel ans Sterben und reiste nie mehr, ohne seinen Sarg bei sich zu haben, den er oft anredete.

Als er starb (zu Wels in Oberösterreich am 12. Januar 1519), verordnete er, daß er am Hochaltar der Kirche zu Wiener-Neustadt so beigesetzt werden solle, daß sein Kopf unter die Füße des messelesenden Priesters zu liegen komme. Ferdinand I., sein Enkel, errichtete ihm zu Innsbruck ein schönes Denkmal.

Der berühmten Martinswand gegenüber liegt Martinsbüchel, bekannt als Fundstätte von Römermünzen und angeblich prähistorischen Grabstätten. Vor kurzem entdeckte man allerlei interessante Gegenstände, menschliche Skelette, Artefakten, Eberzähne, Thonscherben, Sensen, alte Schlüssel, Römermünzen, Kupferkreuzer und zwei Kanonenkugeln. Diese Gegenstände verschiedener Epochen deuten darauf hin, daß an diesem Engpasse eine uralte Straßensperre sich befand, die verschiedene Völker benützt haben.

Der Taucher.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Ein Handelsboot einst schiffte
Nach Englands Küste hin,
Noch lag im tiefen Schlummer
Die große Mannschaft drin.

„Wacht auf, ihr faulen Wichte,"
Gebot der Steuermann,
„Schon treiben die Orkane
Uns von der rechten Bahn.

Drum rahet schnell die Segel
Und werft den Anker aus;
Wir können nicht von hinnen
In diesem Sturmgebraus!"

Und als der Anker sinket
Tief in den Meeresgrund —
Durchdringt ein Schrei die Lüfte
Und hallt von Mund zu Mund. —

Noch kreisen sich die Wellen
Um des Matrosen Grab;
Gefesselt an den Anker
Riß ihn das Tau hinab.

Den treuesten der Diener
Verlor der Kapitän,
Und jeder hebt die Rechte,
Und weiht ihm eine Thrän'.

Doch wo die Liebe weilet,
Ist Hoffnung auch und Kraft,
Drum bringt der edle Bruder
Ein Faß herbeigeschafft. —

Ein Seil um seine Seite
Schlingt mutig er zur Stund',
Und Faß und Anker senken
Ihn wirbelnd bis zum Grund.

Und alles starrt mit Staunen
Ihm nach ins Wellenbad;
Sie hielten ihn verloren
Ob der verweg'nen That.

Allein nach zwei Minuten
Sieht man das Faß fürwahr. —
Und jubelnd aus den Fluten
Zieht man das Brüderpaar!

Und als sie nun gerettet,
Und Ruhe war am Bord,
Da hielten sich umschlungen
Noch lang die Brüder fort! —

Ein großer Maler im Spital.

Ein junger Mensch kam im Jahre 1477 nach der Schlacht bei Nancy, in welcher er unter Karl dem Kühnen von Burgund mitgefochten hatte, nach Brügge, und zwar in einem Zustande, den man sich als den Gipfelpunkt menschlichen Elendes denken mag. Er war

barfuß, halbnackt, verwundet, vom Fieber bis auf die Knochen abgemagert, ohne Geld, ohne Freunde, ohne Hoffnung, ohne Mut, von Gott und aller Welt verlassen. Er diente mehrere Monate als Soldat, gab aber diesen Stand wieder auf, weil er sich demselben nicht gewachsen fühlte. Da er weder zu plündern noch die Bauern zu plagen verstand, so blieb er immer die Zielscheibe des Witzes seiner Kameraden.

Als er bei einer solchen Gelegenheit einmal die Geduld verlor und rechts und links tüchtige Püffe austeilte, bekam er einen Stich in die Brust, und er lag als tot an der Heerstraße. Eine alte Frau, die zufällig vorüberging, fühlte Mitleid mit ihm und schleppte ihn bis in ihre Hütte. Hier verband sie seine Wunde und rettete ihn so vom gewissen Tode. Aber das half ihm nicht viel; ein Fieber stellte sich ein und wuchs bis zu einem Grade, daß die arme Frau sich nicht mehr zu raten wußte. Sie besuchte darum die Priorin des Brügger Hospitales und bat sie flehentlich, sich des Burschen anzunehmen. Die gute Dame bedachte sich nicht lange; sie schickte sogleich zwei Krankenwärter mit einer Sänfte ab, welche den Kranken von dem verfaulten Stroh, auf welchem er seit einem Monate lag, in die Sänfte hoben und in ein gutes Bett brachten. Er fand im Hospitale die sorgfältigste Pflege. Zu seinen Häupten saß ein Priester mit dem Kruzifixe und sprach mit ihm von der Gnade des gekreuzigten Heilandes gegen bußfertige Sünder, von dem Himmel und seiner Seligkeit, und lehrte ihn geduldig in Gott sein Leiden ertragen. Die eben so frommen als milden Schwestern nahmen mit ihren sanften Stimmen und ihrer liebevollen Aufmerksamkeit der Krankheit ihren schmerzlichsten Stachel, und der arme Soldat wurde endlich wieder gesund; aber die Genesung trat nur sehr langsam ein, bewegte sich, sozusagen, nur Schritt für

Schritt vorwärts und verlangte hundertmal mehr Behutsamkeit als die Krankheit selbst. In den ersten Wochen seiner Genesung verließ er nur einige Minuten das Bett, um frische Luft zu schöpfen und sich der erquickenden Sonnenwärme auszusetzen. Mit dem zurückgekehrten Bewußtsein kehrte die ganze Vergangenheit seines Lebens ihm vor die Seele und er überschaute die wüsten Tage mit bitterster Reue und mußte sein gegenwärtiges Elend als eine von Gottes Gerechtigkeit ihm auferlegte Strafe erkennen.

In der That hatte dieser junge Mensch gar schweres Unrecht abzubüßen. — Sein Vater, ein Fleischer, hatte ihn mit der aufopferndsten Liebe geliebt, seine Mutter aber mit übergroßer Zärtlichkeit jede seiner Launen befriedigt. Dadurch war er herrschsüchtig, träge und ungelehrig geworden und nach und nach auf einen Lebensweg geraten, der Vater und Mutter mit Gram und Kummer erfüllte. Er brachte die Stunden in schnödestem Müßiggange zu, die er bei Meister Roger (auch Rogier, van der Weyde oder Wyde genannt) der Malerei widmen sollte. Das einträgliche und geachtete Fleischergewerbe, das der Vater so gern auf ihn vererbt hätte, widerte ihn an. Mehr Reiz für ihn hatte die Werkstätte des Malers, wenn auch nur aus dem Grunde, daß er dahin alle Tage einen Weg zurücklegen durfte, den er zu allerlei leichtsinnigen Streichen benützen konnte. Er beging damit ein um so größeres Unrecht, als er die glänzendsten Anlagen besaß. Auch konnte sich dieses Umstandes wegen der alte Roger nie entschließen, seinen Leichtsinn und seine Unthätigkeit damit zu bestrafen, daß er ihm allen weiteren Unterricht versagte.

Diese Nachsicht seines Lehrers bestärkte den faulen Schüler nur noch mehr in seinem ungeregelten Leben und wurde die Ursache, daß Hans Memling oder

Hemling[1]) — so hieß der junge Mensch — zuletzt gar nicht mehr aus der Schenke kam.

Einst kehrte er nach einer durchschwärmten Nacht erst am Morgen nach Hause zurück. Das Angesicht fahl und bleich, die Augen hohl und stier, die Kleider zerrissen und schmutzig, des Bewußtseins ledig, taumelte er wankenden Schrittes über den Hof. In diesem Zustande erblickte ihn sein Vater, dem durch die Schwachheit der Mutter das abscheuliche Leben seines Sohnes bisher gänzlich verborgen geblieben war. Von Zorn übermannt eilte er auf den Ungeratenen los, ergriff ihn beim Arme und wollte ihn ins Haus ziehen, aber dieser widerstand und wollte wieder zurückkehren. So entspann sich ein Kampf zwischen Vater und Sohn, welcher — dem Vater das Leben kostete. Als er nämlich mit Leibeskräften den Mantel des jungen Menschen an sich zog, um ihn zu halten, zerriß derselbe, und der Greis fiel rückwärts dergestalt auf das Pflaster, daß er sich die Hirnschale zerschmetterte und auf der Stelle tot blieb. Der Anblick des unglücklichen Vaters brachte den trunkenen Sohn zu sich und erfüllte ihn mit Grauen und Entsetzen. Auf sein Wehgeschrei eilte die Mutter heran und verlor im Anblicke des Gräßlichen den Verstand und bald darauf auch das Leben.

Verwaist und von dem Gedanken qualvoll gefoltert, die Ursache des Todes seiner Eltern zu sein, suchte der junge Memling seinen Gram in der wüstesten Genußsucht zu übertäuben. Er vergaß Gottes, seiner Menschen- und Christenwürde, und sank unter das vernunftlose Tier herab. Nach einem Jahre besaß er keinen Heller mehr von dem beträchtlichen Vermögen, das ihm nach dem Tode seiner Eltern

---

[1]) Die Niederländer schreiben ihn Memling oder Memmelink, die Italiener Memilino.

zugefallen war, und er mußte auf Befehl der Obrigkeit seine Vaterstadt verlassen, die er durch seine Gottlosigkeit und Völlerei entehrt hatte.

Es blieb ihm jetzt nichts anderes übrig, als unter die Soldaten zu gehen. — Soldat zu sein war in jenen Zeiten für einen rechtlichen Menschen das größte Unglück, das ihn in seinem Leben treffen konnte, denn er mußte plündern, stehlen, brennen, morden, Zeuge, wo nicht Mitschuldiger aller Arten von Verbrechen sein, durch welche sich der Mensch und Christ jemals entwürdigt hat. Dabei mußte er sein Leben, wenn es der rohe Hauptmann begehrte, jeder Gefahr preisgeben, oft ohne daß dadurch auch nur das geringste gewonnen werden konnte.

Der junge Memling war, wie bereits erwähnt worden, durch einen Stich in die Brust aus dieser Lage befreit worden. Die lange Zeit, die zur völligen Genesung von seiner Wunde erforderlich, wurde in seiner frommen Umgebung höchst wohlthätig für ihn. Die Keime des Guten, die noch im Grunde seines Herzens lagen, bekamen durch den vertrauensvollen Aufblick zu Jesu Christo, dem für unsere Sünden am Kreuze geopferten Lamme Gottes, die rechte Sonne und trieben Wurzeln in dem durch das Unglück aufgelockerten Boden seines Herzens. Er schien zu einem neuen Leben auferstanden zu sein und gelobte sich, ein rechtschaffener Christ in der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Die barmherzigen Schwestern freuten sich sehr über die Bekehrung ihres Pfleglings und erhöhten noch in der Freude ihres Herzens die Sorgfalt für ihn und sein Seelenheil. — Memling wollte ihnen dafür gern seine Dankbarkeit bezeigen und entschloß sich, für diesen Zweck von seinem alten Malertalente Gebrauch zu machen. Er wollte für die Kapelle der frommen Frauen

ein Gemälde malen, das sie sich wegen ihrer Armut von einem berühmten Maler nicht malen lassen konnten. Obgleich die Klosterfrauen von seinem Talente nicht viel erwarteten, brachten sie ihm doch alles, was er für seine Arbeit als unerläßlich notwendig verlangte. Memling wählte zu seiner Werkstätte einen verlassenen Winkel des Hospitals und machte sich herzhaft ans Werk, als er mit allem versehen war, dessen er zu seiner Arbeit bedurfte. Nach ein paar Monaten der angestrengtesten Arbeit kam das Gemälde zum Abschlusse; aber es befriedigte den Maler so wenig, daß er es ins Feuer geworfen hätte, wenn er nicht hätte fürchten müssen, daß man ihm den zwecklosen Verbrauch der Farben zum bitteren Vorwurfe machen würde. In einem Zustande großer Angegriffenheit begab er sich daher in sein Bett, und seine Verzweiflung, — so weit hinter dem Ideale zurückgeblieben zu sein, das ihm hehr und heilig während seiner Arbeit vorgeschwebt hatte, erschütterte seine kaum wieder etwas befestigte Gesundheit auf eine gar bedenkliche Weise.

In dieser Zeit, — man feierte gerade das hochheilige Osterfest, — kam Johann van Eyck, der berühmte Maler, nach Brügge, um dem Grafen von Flandern ein von ihm bestelltes Gemälde zu überbringen. Zufällig kam er beim Besuche des Hospitales an den Ort, der da Memling zu seinem Atelier gedient hatte; und indem er hier allerlei Malergeräte auf der Erde liegen sah, trat er näher und erblickte auch das von Memling gefertigte Gemälde. Es bestand aus drei Teilen, der mittlere stellte die Anbetung der heiligen drei Könige dar, der eine Seitenteil das gnadenreiche Christkind im Stalle zu Bethlehem, der andere den Jesusknaben im Tempel zu Jerusalem. Sein eigenes Porträt hatte Memling im Hospitalanzuge auf dem Mittelstücke mitangebracht.

„Wer hat das gemalt?“ fragte van Eyck erstaunt.

„Ach,“ erwiderte die Schwester, welche van Eyck begleitete, „wir beherbergen hier einen armen Kranken, der sich so etwas hat einfallen lassen. Wir haben geglaubt, seinem sonderbaren Unternehmen nicht entgegen sein zu dürfen; übrigens nährte er die beste Absicht dabei, da er weiß, daß wir ja zu arm sind, um für unseren Hauptaltar ein Gemälde zu kaufen. Das Werk dieses armen Kranken wird wohl schwerlich irgend einen Kunstwert haben!“

„Wo ist der Mann?“ unterbrach van Eyck die gesprächige Schwester.

„Dort im Hintergrunde des Saales. Er hat das Fieber wieder bekommen — so sehr verdroß und kümmerte es ihn, daß er sein Gemälde nicht besser auszuführen vermochte.“

Van Eyck eilte sogleich auf Memling zu und nahm in Hochachtung seine Mütze vor ihm ab.

„Bruder, dankt unserem heiligen Schutzpatron, daß ich hierher gekommen bin; ich werde Euch zu reichstem Glück und dauernder Ehre führen. Ihr seid ein großer Maler!“

Memling sah scheuen Blickes den Redner an und wähnte zu träumen.

„Ja,“ fuhr van Eyck fort, „stehet nur auf und gehet wie Lazarus aus dem Grabe hervor, in dem Ihr hier begraben seid!“

Memling wurde von van Eyck mit dem nötigen Gelde versehen, dem Grafen von Flandern, Philipp dem Guten, vorgestellt und von demselben in seinem Palaste zu Gent beherbergt.

Er machte darauf Reisen durch verschiedene Länder Europas, wurde überall ob seiner genialen Kunstleistungen mit den größten Ehren aufgenommen und erwarb sich ein großes Vermögen.

Wo immer Memling auf seinen Wanderungen ein Kreuz am Wege oder an einsamer Kapelle erblickte, kniete er mit ausgespannten Armen vor demselben nieder, und flehte um Gottes Erbarmen für die schweren Vergehungen, mit welchen er in einer wüst durchlebten Jugendzeit sein Gewissen belastete; und wo er je Kranke und Unglückliche fand, verabreichte er im Namen des gekreuzigten Heilandes, dieses wahrhaft barmherzigen Samariters gegen alle bußfertigen Sünder, reichliches Almosen.

Unterm Apfelbaum.

Es spielten fröhlich Kinder
Im bunten Gartenraum
Mit rot und gelben Blättern
Vom alten Apfelbaum.

Hoch oben in den Zweigen
Pflückte der Vater flink
Das rot und gelbe Äpflein,
Das hier und dort noch hing.

Und rot und gelb im Abend
Die Sonne scheidend stand,
Vergoldete der Erde
Buntherbstliches Gewand.

Die Kindlein unterm Baume
Schwatzten so froh, so viel
Vom lieben Weihnachtsabend
Bei ihrem heitern Spiel.

„Sieh', „Fritz," rief Magdalenchen,
„Dies Äpflein wahr' ich wohl,
Zu Weihnachten an den Christbaum
Mir's Mutter hängen soll!"

„Nicht, Lenchen," Fritz bedächtig
Zur kleinen Schwester sagt,
„Meinst Du, daß nach dem Apfel
Der Weihnachtsmann dann fragt?

Der kommt ja aus dem Himmel,
Und hat die Hand voll Geld,
Und geht durch alle Märkte
Der ganzen großen Welt.

Er kauft für seine Kinder
Viel Spielwerk wunderschön,
Doch darf's vor der Bescherung
Kein Kinderauge seh'n."

„Ja, Fritzchen," spricht Maria,
„Wie Du, so mein' ich's auch,
O wunderhübsch ist so doch
Des heil'gen Christes Brauch.

Doch ist's auch schön vom lieben
Und reichen Weihnachtsmann,
Daß alle seine Wünsche
Man ihm erzählen kann.

Wir seh'n ihn nicht, doch Mutter
Sagt, daß er alles hört,
Und ist's uns gut und nützlich,
Er's auch gewiß beschert."

Der Vater hörte alles,
Und als er war daheim,
Teilt er sofort der Mutter
Es mit, doch ganz geheim.

Kirche und Haus.

Eine Erzählung.

Der Juli war gekommen und hatte die Zeit des großen St. Anna-Jahrmarktes zurückgeführt, — wo die beiden freien Plätze, die sich inmitten der Stadt so weit und geräumig dahinziehen, binnen wenigen Stunden plötzlich wie mit einem Zauberschlage verwandelt sind, — wo sie dem Auge anstatt einer ermüdenden, blendend weißen Staubfläche mit einem Male tausenderlei Dinge zeigen, die in bunter Abwechslung die Aufmerksamkeit angenehm fesseln und reizen, und wo sie, anstatt wie gewöhnlich nur von einzelnen Vorübergehenden, dann von einer dichtgedrängten Menge bedeckt sind, die, fröhlich auf und nieder wogend, in ihrem heiteren Durcheinander fast eben so bunt erscheint, wie die zum Verkaufe ausgestellten Sachen.

Diese Zeit war also abermals gekommen und hatte gewiß schon manchem, vor allem aber den Kindern, wieder viel Lust und Freude gebracht. Denn scharenweise sah man sie täglich hinausziehen, mit lachenden, freudigen Gesichtchen die Herrlichkeiten zu mustern, die sich ihnen dieses Jahr in besonders reicher Fülle boten und die gewiß schon manche Mutter verführt hatten, den Bitten ihrer kleinen Lieblinge ein willigeres Ohr zu leihen, als sie sich eigentlich vorgesetzt, wie wenigstens

die Glückseligkeit zu bezeugen schien, die aus den Zügen so vieler strahlte, wenn sie gegen Abend mit überreich gefüllten Händen zurückkehrten, um sich der neuerworbenen Schätze nun zu Hause erst recht zu freuen.

Das waren aber natürlich nur die Kinder der Reichen und Wohlhabenden. Die armen Kinder, deren Eltern nicht mit wohlgefülltem Portemonnaie hinausgehen konnten nach dem verführerischen Platze, die jede überflüssige Ausgabe scheuen mußten, weil es ihnen ja so oft am Nötigsten gebrach, — sie kamen leider auch nur mit leeren Händen zurück. Allein dessenungeachtet würden sie diese Zeit um keinen Preis der Welt dahingegeben haben, denn blieb ihnen auch kein hübsches Spielzeug, kein neues Kleidungsstück als sichtbares Andenken derselben, so blieb ihnen doch die Erinnerung an alles, was sie gesehen, — die goldene Erinnerung, die ihrer kindlichen Phantasie noch lange zu süßen Träumen Nahrung gab und sie Entbehrung und Not leichter ertragen ließ.

Auf solche Art ist also der St. Anna-Jahrmarkt alljährlich ein freudiges Ereignis. Ob reich oder arm, ob hoch oder niedrig — er bringt allen Genuß und Vergnügen; er ist gewissermaßen das Weihnachtsfest des Sommers, bei dem nur das liebe Christkindchen und der kerzenhelle Weihnachtsbaum fehlen.

Zu den wohlhabenden Kindern, die nun am heutigen Nachmittage den Markt besuchten, gehörte auch die zehnjährige Mathilde von D . . ., die soeben in Gesellschaft ihrer Tante und Cousine vor jenem großen Hause dort in der Marienstraße anlangt und nach einem hastigen Abschiede von ihren Begleiterinnen eilends die breite Stiege hinaufspringt, da ihre Ungeduld sie kaum die Zeit erwarten läßt, wo sie den daheimgebliebenen Eltern endlich von allem, was sie gehört und gesehen, Bericht erstatten kann.

Für Mathildchen hatte aber auch dieser Spaziergang ein noch weit größeres Fest enthalten, als für die meisten der anderen Kinder, die ihr auf demselben begegnet waren. Ihr Vater, ein hoher Beamte, war nämlich erst vor kurzer Zeit nach der Hauptstadt versetzt worden, nachdem er bis dahin fast immer auf dem Lande gelebt hatte, und indem es also das erste Mal war, daß das junge Mädchen etwas Ähnliches gesehen, mußte ihre Bewunderung, ihre Überraschung natürlich auch um so größer sein.

Alles war ihr neu, alles erregte ihr Erstaunen, und als sie jetzt daheim im traulichen Zimmer zwischen Vater und Mutter saß, um ihnen die Erlebnisse der letzten Stunden zu berichten, da wollte ihr Entzücken fast kein Ende nehmen.

„Ihr könnt euch gar nicht denken, wie schön das alles war!" — rief sie mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen. „Diese Hunderte von Schauläden mit ihren unzähligen Spielsachen, schönen Kleidern, Sonnenschirmen, Stickereien, Bändern, und was weiß ich alles noch! Und dazwischen die vielen Leute, die sämtlich so froh und vergnügt aussehen, — man wußte fast nicht, wohin man zuerst blicken sollte!"

So plauderte die Kleine unaufhaltsam weiter, bald von dem geschwätzigen Harlekin in dem Marionettenkasten, von den prächtigen Lebkuchen, und dann wieder von der großen Orgel mit der schauerlichen Mordgeschichte zu den zierlichen bunten Bonbons geratend, die ihr und der Cousine Hildegard so gut geschmeckt.

„Ja, und ratet nur, wohin die Tante uns noch geführt?" fuhr sie weiter fort: „In die große Menagerie, nahe bei dem botanischen Garten, vor welcher ein Mohr in einem scharlachroten Kleide nebst hohem Federturban steht und wohl ein Dutzend prachtvolle Papageien hängen, die sämtlich so laut schreien, daß

man kaum sein eigenes Wort versteht. — Dort habe ich nun alle die fremden Tiere gesehen, deren Bilder ich so oft in meinen Büchern gefunden: Löwen und Tiger, Hyänen und Wölfe, Bären und Leoparden und Affen, — so allerliebste kleine Affen, von denen einer so keck war, mir das ganze Stück Kuchen aus der Hand zu nehmen, was ich noch von draußen her darin hielt. — O es war prächtig! — Zuerst fürchtete ich mich zwar ein wenig, wenn die furchtbaren Tiere ihr grimmiges Gebrüll ausstießen und so heftig an den Eisengittern ihrer Käfige rüttelten, daß diese zitterten und bebten, — allein bald war ich so daran gewöhnt, daß ich kaum noch acht darauf hatte und gern noch eine Zeit lang dort geblieben wäre."

„Die Menagerie hat Dir also von allem, was Du gesehen, am besten gefallen?" fragte die Mutter, der Tochter die erhitzte Wange liebevoll streichelnd.

Mathilde sah sinnend vor sich nieder: „Das weiß ich eigentlich selbst nicht," entgegnete sie zögernd, „denn nach dem Austritte aus der Menagerie wurde ich noch auf etwas aufmerksam, was gewiß wunderschön sein muß, weil das wenige, was sich davon wahrnehmen ließ, schon so glänzend und reizend war!"

„Ei, ei, was könnte denn das sein?" fragte der Vater lächelnd.

Mathilde ließ nicht lange auf die Antwort warten: „Rechts von der Menagerie, den Platz weiter hinauf, steht noch eine andere Bude, die wohl die größte von allen und ganz rund gebaut ist, mit vielen Eingängen und kleinen Treppen von der Außenseite. Dorthin gingen wir, nachdem wir die Menagerie verlassen, und als wir eben in die Nähe gelangten, sahen wir plötzlich einen Zug wunderschöner Pferde daherkommen, die alle mit den kostbarsten Decken, goldgestickten Sätteln und prachtvollen Geschirren bedeckt

waren. Sie zogen in eine der Seitenthüren des runden Gebäudes, und wie Hildegard und ich voraneilten, um ihnen noch nachzusehen, da erblickten wir in einem anderen Eingange ein reizendes kleines Mädchen in einem weißen, sternbesäten Kleide, das, kaum bis zu den Knieen reichend, so duftig und leicht erschien wie eine Wolke. Dazu trug sie ein blitzendes Diadem auf ihren langen, schwarzen Locken und eine Rosenguirlande in der Hand, die sie von Zeit zu Zeit über den Kopf erhob, um dann schnell mit einem leichten Sprunge darüber wegzuhüpfen. Ach, sie sah wunderlieblich aus wie eine Elfe, eine Feenkönigin; und Hildegard erzählte mir, daß sie die Tochter von dem Direktor der Kunstreitergesellschaft sei, dem jene schönen Pferde gehörten, und daß sie nachher auf einem derselben tanzen und hohe, gefährliche Sprünge durch in der Luft schwebende Reife machen werde. Auch viele Damen und Herren gäbe es da, wovon die einen immer noch schöner aussähen und künstlichere Sachen machten, als die anderen, — und bunte Bajazzos, die so lustige Sätze und komische Dinge wußten, daß sie oft vor dem Lachen der Zuschauer gar nicht wieder zu Worte kommen könnten. — Das, meine ich nun, muß noch viel unterhaltender sein, als die Menagerie, so schön diese auch ist!" — schloß Mathilde ihren begeisterten Bericht. — „Und die Tante hat der Hildegard versprochen, sie morgen abend hinzuführen!" — setzte sie in einem Tone hinzu, der deutlich verriet, daß sie gern mit von der Partie sein möchte.

Lächelnd blickten die Eltern einander an, leise nickte die Mutter, und heimlich sein Portemonnaie hervorziehend und etwas von seinem Inhalt herausnehmend, sagte der Vater scherzend auf des Töchterleins letzte Worte: „Ach so, das heißt so viel als: Wenn Hildegard diese Erlaubnis erhalten, könnten meine Eltern

wohl auch so gut sein, sie mir zu erteilen! — Ist es nicht so, Mathilde?"

Das Mädchen errötete: „Nein, nein," stotterte sie verlegen, „das wollte ich gewiß nicht sagen. Ich weiß wohl, daß es viel kostet, dahin zu gehen. Aber schön darf ich es doch immer finden, so schön, daß ich noch lange, lange daran denken werde!"

„Weißt Du denn, was der Eintritt kostet?" fragte der Vater abermals.

„Einen Gulden, meinte die Tante!" lautete die Erwiderung.

„Nun, so sieh' einmal nach, was sich in Deinem Schürzchen findet!" sagte Herr von D. — und aufjauchzend hing Mathilde an seinem Halse.

Ein Gulden lag in ihrer Schürze und mit ihm lachte ihr die Erfüllung ihres so sehnlich gehegten Wunsches entgegen. O dieses Glück, diese Wonne! Jubelnd tanzte die Kleine im Zimmer umher, immer von neuem den lieben teuren Eltern dankend, und als sie endlich in ihrem Bettchen Ruhe finden sollte, da umgaukelten tausend rosige Bilder ihren Schlummer, — bis zum lichten Morgen träumte sie von nichts als Elfen und Feen in lichten, sternenbesäten Gewändern und beim Erwachen war ihr erster Gedanke: „Wenn doch der Tag erst wieder zu Ende, wenn es doch erst Abend wäre!"

Darüber hätte sie sogar fast ihr Morgengebet vergessen, was ihr bis dahin, soviel sie sich zu erinnern wußte, doch noch nie geschehen war. — Denn Mathilde war nicht etwa ein Kind, das nur das Vergnügen liebte, alles Höhere aber darüber vergaß, o nein, ihr reines frommes Herz wußte sehr wohl, daß alles Gute, dessen wir hienieden genießen, uns nur von Gott, unserem allgütigen und allweisen Vater, kommt, und mit kindlich vertrauendem Gemüt dankte sie ihm täglich in einem

innigen Gebete dafür, das ihr die Mutter gelehrt, als sie noch ein ganz kleines Mädchen war.

Heute aber hätte sie über das Vergnügen beinahe den mächtigen Geber desselben vergessen. Sie war noch nicht ganz angekleidet, da gedachte sie noch der bis dahin versäumten Pflicht, und indem sie beschämt die Hände faltete, dieselbe eiligst nachzuholen, fiel ihr auch ein, daß es heute Sonntag sei, an welchem ein wahrhaft frommes Kind mit gesammeltem Geiste dem Gottesdienste in der Kirche beiwohnt.

Diese Erinnerung verfehlte auch jetzt ihre Wirkung nicht auf Mathildens Gemüt. Alle zu weltlichen Gedanken mit festem Willen von sich verbannend, kleidete sie sich rasch vollkommen an, und vor zehn Uhr, wie die Glocken feierlich zu dem frommen Gange ermahnten, sah man sie ruhig und ernst der nahen Sankt Thomaskirche zuschreiten, wohin sie sich heute allein begeben mußte, da die Mutter einer heftigen Erkältung wegen bereits seit mehreren Tagen das Haus hüten mußte.

Dort angelangt, ließ sie sich sittsam auf einer der vordersten Bänke nieder, schlug dann in ihrem Andachtsbüchlein das Lied auf, welches vor der Predigt unter Begleitung der Orgel gesungen zu werden pflegt.

Der Geistliche, welcher diesmal den Vortrag zu halten hatte, war unbestreitbar einer der besten Prediger der Stadt; und manches von Kummer und Not gebeugte Herz hatte aus seinen Reden schon Trost und Zuversicht geschöpft, — manches in frevelndem Unglauben verhärtete Gemüt sich zu wahrer Andacht erhoben durch die Macht seiner Worte, die so schlicht und einfach und doch so warm und eindringlich seinen Lippen entströmten, daß sie selten ihren Eindruck auf den Geist eines seiner Zuhörer verfehlten, sondern alle sich gleichsam durchdrungen fanden von der göttlichen Wahrheit, die

so milde und verheißungsvoll und doch wieder so gebietend und strafend aus ihnen sprach.

Auch heute hing alles in lautloser Stille an seinem Munde. — „Geben ist seliger, denn Nehmen" (Apostelgeschichte 20, 35.) — war der Text, den er sich zu seinem Vortrage erwählt und inmitten der ganzen Versammlung folgte Mathilde ebenfalls mit aufmerksamster Spannung dieser Rede, die vom Herzen kommend, ihren Weg zum Herzen nicht verfehlen konnte, die ihr Thränen der aufrichtigsten Rührung in die Augen trieb und ihr Herz mit tiefem, innigem Mitleid für diejenigen ihrer Mitmenschen erfüllte, die arm und hilflos im Elend schmachteten, während es für andere der Freude und des Genusses so viel auf dieser Welt gab. Und als schon lange der Prediger die Kanzel verlassen, dachte sie noch immer an das, was sie soeben gehört.

Nach vollendetem Hochamte erhob sie sich eine der letzten endlich von ihrem Platze, um die Kirche zu verlassen. — „Was ihr dem geringsten meiner Brüder thut, das thut ihr mir, euerem Heiland und Herrn!" (Matth. 25, 40.) — tönte es noch nach in ihrem Innern, als die Schlußworte der Predigt, wie sie langsam die hohe Säulenreihe entlang ging, welche rechts am Schiffe der Kirche hinunterläuft. — Da fiel ihr Blick plötzlich auf eine Frau, die, ein Kind im Arm, nebst einer eleganten, vornehmen Dame allein in einer der Seitenkapellen kniete, und unwillkürlich hemmte sie ihre Schritte, um dieselbe länger zu betrachten. Denn ein vollständigeres Bild des Jammers, als diese Frau, glaubte sie nie gesehen zu haben. Bleich und abgezehrt, die Augen vom vielen Weinen noch angeschwollen, in dem ärmsten, unscheinbarsten Gewande lag sie eifrig betend da, während Thränen unaufhörlich ihre eingefallenen Wangen überfluteten, und ihre kraftlosen Arme nur mit Mühe das Kind an ihrer Brust zu halten vermochten.

Mit Recht schaute Mathilde daher voll der innigsten Teilnahme auf diese Unglückliche, deren grenzenloses Elend ihre junge Seele vielleicht kaum zur Hälfte zu fassen wußte und deren erregte Züge und bebenden Lippen deutlich verrieten, wie ihr Geist schwer von einem harten Kampfe bewegt sei, den sie ohne Gottes Beistand nicht auszufechten wage.

Da erhob sich rauschend die vornehme Dame, die seitwärts von ihr auf einem Stuhle gekniet hatte. Mit majestätischer Haltung und stolz gehobenem Kopfe, um an ihr vorüber dem Ausgange zuzueilen, nahte sie der armen Beterin, die bei dem Geräusch, das sie verursachte, plötzlich wie von einem jähen Schmerze berührt in die Höhe schreckte. Tiefste Scham, düstere Entschlossenheit wechselten dabei blitzschnell in ihren Mienen, — jetzt war die Fortgehende in ihrer unmittelbaren Nähe, — ein Blick noch auf ihr bleiches, schlafendes Kind, und bittend streckte sie die Hand der reichen Dame entgegen, zum ersten Male im Leben ein Almosen zu erflehen.

Doch verächtlich stieß die vornehme Reiche sie zur Seite: „Unverschämtes Gesindel! Selbst in der Kirche kann man nicht mehr sicher sein vor ihrer zudringlichen Bettelei!" flüsterte sie ergrimmt, indem sie sich schleunigst entfernte, während die Zurückgewiesene mit dem Ausdrucke der unendlichsten Seelenqual wortlos das Haupt senkte und verzweifelnd vor sich niederstarrte.

Bei diesem Anblick vermochte Mathilde nicht länger an sich zu halten. Hingerissen von ihrem weichen, mitleidigen Herzen, legte sie das einzige Geldstück, welches sie bei sich trug, ihren lieben Gulden, auf den sie so viele Hoffnungen gebaut und von dem sie in ihrer kindlichen Wonne sich selbst auf dem Kirchgange nicht hatte trennen können, leise in die Hand der Armen; und ehe diese noch ein Wort des Dankes über

ihre Lippen bringen konnte, war sie auch schon, leichtfüßig wie ein Reh, aus der Kirche verschwunden, um sich nach wenigen Minuten zu Hause zu befinden.

Hier traf sie bei der Mutter bereits die Cousine Hildegard an, und wie natürlich drehte sich die Unterredung der beiden Mädchen sehr bald um die Freude des gestrigen Nachmittags. Anstatt jedoch, wie Frau von D. es erwartete, dabei nun der Freundin sogleich in froher Hast zu erzählen, wie glücklich sie der Vater gestern abend durch sein Geschenk gemacht, schwieg Mathilde nicht allein gänzlich davon, sondern suchte auch durch allerlei Wendungen zu vermeiden, daß das Gespräch öfters und länger als einen Augenblick bei den Kunstreitern verweilte.

Dieses Benehmen befremdete die aufmerksame Mutter: „Was mag das Kind nur haben?“ dachte sie verwundert. „Laß doch sehen, irgend etwas muß da nicht in Ordnung sein!“ — — Und sich an Mathilde wendend, fragte sie halb vorwurfsvoll: „Nun, und Du vergißt noch immer, Hildegard zu erzählen, daß Du sie heute abend zu den Kunstreitern begleiten darfst?“

Jetzt geriet das Mädchen in so sichtbare Verwirrung, und die wenigen Worte, welche sie abgebrochen hervorstammelte, klangen so verlegen und ängstlich, daß in Frau von D. sogleich eine bestimmte Vermutung aufstieg. „Du hast doch nicht etwa den Gulden verloren, Kind?“ fragte sie in einem Ton, der kein ferneres Ausweichen zuließ.

Mathilde errötete. Sie hatte bei ihrem Benehmen allerdings ihre besonderen Gründe, weshalb sie eine Aufklärung gern so lange vermieden hätte, bis sie wenigstens allein mit der Mutter gewesen wäre. Als einer davon hatte sich ihr nämlich auf dem Heimwege plötzlich die Frage aufgedrängt, ob sie denn aber

auch ein Recht gehabt, den Gulden in so eigenmächtiger Weise ohne Erlaubnis der Eltern zu verschenken? Um so mehr, da der Vater sehr oft davon gesprochen, wie thöricht es sei, aus schlecht verstandenem Mitleid stets all den Armen, die unsere Barmherzigkeit in Anspruch nehmen, sogleich ohne vorhergegangene Prüfung zu geben, weil man dadurch sehr leicht an Unwürdige vergeude, was man nachher Würdigeren entziehen müsse. Und der andere war der: Aus der heutigen Predigt waren ihr noch einige Worte im Gedächtnis geblieben, die ihre Seele besonders lebhaft berührt: „So ihr jedoch den Armen geben wollt," — hatte der Geistliche gesprochen, — „so gebt ihnen nicht mit Gepränge und offener Schaustellung, um euerer Eitelkeit zu fröhnen und anderer Lob zu ernten, sondern gedenkt der Worte unseres Heilandes und lasset euere Linke nicht wissen, was euere Rechte thut."

Der Mutter hätte sie nun zwar, wie schon gesagt, ihre Mildthätigkeit wohl eingestehen mögen, aber es vor Hildegard zu thun, die so gern spottete und sie nicht selten schon der Eitelkeit geziehen hatte, — nein, lieber senkte sie, ihr Geheimnis nun ganz verschweigend, das Köpfchen vor den zürnenden Worten der Mutter, die diese an sie richtete, als sie in ihrem Benehmen die Bejahung ihrer Frage gefunden zu haben glaubte.

Hildegard suchte indessen die Cousine mit der Versicherung zu trösten, daß auch sie diesen Abend noch nicht in den Cirkus gehen würden, weil die Mutter befürchte, es möge am Sonntage dort allzuvoll von Besuch werden. Weshalb es sich dann vielleicht doch noch machen könne, daß Mathilde sie später begleiten dürfe.

Es sollte aber heute nicht das einzige Mal sein, wo Frau von D. sich von dem Benehmen ihres sonst so guten, offenen Kindes seltsam berührt fühlen mußte.

Bei Tische durfte dem Vater natürlich der erlittene Verlust ebenfalls nicht verschwiegen bleiben, allein, wie Hildegard richtig vorausgesehen, nach einigen Vorwürfen über ihren unbegreiflichen Leichtsinn vermochte er dem traurigen Gesichte seines etwas verhätschelten Lieblings nicht länger zu widerstehen. Noch einmal wurde das Portemonnaie hervorgezogen und in verschiedenen Geldmünzen hielt Mathilde bald wieder die gleiche Summe, wie die verschenkte, in der Hand.

Als die Mutter ihr aber dann den Vorschlag machte, dieselbe zur größeren Sicherheit lieber so lange, bis sie Gebrauch davon machen wolle, in der silbernen Sparbüchse zu bewahren, welche ihre gesamten Schätze barg, so schien es ihr plötzlich, als lasse die Kleine, indem sie sich scheinbar mit ihren Ersparnissen beschäftigte, nach einigem Zögern vorsichtig einige Stücke davon in ihre Tasche gleiten, anstatt sie, wie es sich gehörte, in die Sparbüchse zurückzuwerfen. Auf das höchste erstaunt, sah Frau von D. diesem heimlichen Treiben zu. Es war ihr bereits aufgefallen, daß Mathilde sich ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit bei den heute vernommenen Vorwürfen sehr wenig betrübt gezeigt. Was wollte sie nun mit dem eben genommenen Gelde? — Sollte das etwa auf irgend eine Weise mit dem verlorengesagten Gulden zusammenhängen und sie gar in betreff dieses eine Lüge gesagt haben? So fragte sich die Mutter bekümmerten Herzens, denn mit einer solchen Heimlichkeit konnte doch schwerlich etwas Gutes verbunden sein, und um die volle Wahrheit zu erforschen, beschloß sie, Mathilde für jetzt noch nichts von ihren Bemerkungen zu sagen, sondern sie einstweilen nur auf das schärfste zu beobachten.

Mathilde handelte da in der That sehr unrecht; doch entsprang ihre Schuld keineswegs aus einem bösen Willen, sondern lediglich aus Mangel an richtiger Er-

kenntnis. — Sie bedachte nämlich nicht, daß, indem sie in ihrem frommen Eifer den von dem Geistlichen heute morgen gerügten Fehler der Eitelkeit zu sorgfältig zu vermeiden suchte, sie dadurch bereits in einen anderen eben so rügenswerten gefallen war, den des Mangels an Vertrauen gegen ihre guten, liebevollen Eltern.

In der Überzeugung, nur das beste zu thun, übersah sie nun auch die Verstimmung der Mutter gänzlich. Sie war so froh, so glücklich, morgen die arme Frau aufs neue beschenken zu können, daß alles andere darüber in den Hintergrund trat; und als sie dieselbe am nächsten Morgen wirklich wieder in der Kirche traf und aus ihrem Munde Worte vernahm, wie sie nur die tiefste Erkenntlichkeit zu sprechen vermag, da verstand sie klar, wie Geben seliger ist, denn Nehmen, und das einzige Leid in ihrem Glücke war nur, daß sie nicht mehr, viel mehr zu geben hatte.

Strahlend vor Freude kam sie nach Hause, die ganze Welt lachte ihr im rosigsten Lichte, niemals waren ihr Vater und Mutter zärtlicher und gütiger erschienen, als eben heute, und selbst die alte Brigitte, die sonst wohl zu Zeiten schmälte, wenn die Kleine sich allzu ungerufen in ihrem Revier, der Küche, zeigte, sie war an diesem Tage von einer Liebenswürdigkeit, wie Mathilde sie nie gesehen.

Daß dieses indessen einen sehr triftigen Grund hatte, ahnte sie nicht. —

Getreu ihrem Vorhaben, hatte Frau von D. ihr Töchterchen seit gestern abend nicht mehr aus den Augen verloren und da sie selbst nicht ausgehen durfte, der alten Brigitte den Auftrag gegeben, der Kleinen auf ihrem Wege zur Kirche zu folgen und wohl acht auf alles zu haben, was sie etwa beginnen würde. — Kaum war daher Mathilde wieder aus der Kirche verschwunden, als auch schon Brigitte, welcher keine

ihrer Bewegungen entgangen war, sich ebenfalls und zwar mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens an die arme Frau wandte, die sie soeben verlassen.

„Bist Du es denn wirklich, Therese, oder täusche ich mich? — Was in aller Welt ist Dir nur geschehen? Du bist ja fast nicht zum Wiedererkennen? — Vor zwei Jahren, da ich zum Besuch bei meinem Bruder hier in der Stadt war, sahst Du frisch und blühend aus wie die Gesundheit und das Glück selbst, und jetzt sollte man kaum glauben, daß Du es seist!" —

„Das glaube ich Dir gern, gute Brigitte!" antwortete schmerzlich die Frau. — „Doch komme hinaus auf die Straße, da will ich Dir alles erzählen. Der Herr hat mich schwer geprüft! — Ich, die ich in jugendlicher Fröhlichkeit und leichtem Übermut damals fast nicht meinte, daß es ein ernstliches Unglück in der Welt gäbe, ich habe erfahren, daß es nur eines Windhauches bedarf, um all unser Glück davonzutragen.

Du weißt, daß ich mich gerade vor zwei Jahren mit einem wackeren Zimmermann, Namens Jakob Huber, verheiratet hatte, und während mein Mann untertags seiner Arbeit nachging, ich ebenfalls die meinige als Nähterin in den Häusern meiner verschiedenen Kunden fortsetzte. — Nachdem uns der Himmel jedoch ein Kind geschenkt, konnte ich natürlich nicht mehr, wie bis dahin, von Haus abwesend sein, und mußte also den größten Teil meiner Kunden bitten, ihre Arbeit fortan zu mir schicken zu wollen, was die meisten von ihnen auch bereitwilligst thaten, da ich allgemein beliebt war, und wegen meiner Ehrlichkeit nicht der mindeste Zweifel sein konnte.

So erging es uns also noch längere Zeit recht gut; das Kind gedieh, unsere kleinen Einnahmen reichten vollkommen, wir hatten uns herzlich lieb, — was

wollten wir daher mehr? — Da aber brachten sie mir eines Tages meinen Mann mit zerschmettertem Fuße heim und nun begann der Jammer und das Elend! — Jakob verdiente nichts mehr, Doktor und Medizin dagegen kosteten viel, und ich, der ich zugleich bei ihm und bei dem Kinde wachen mußte, vermochte ebenfalls meine Arbeit nicht mehr so pünktlich zu versehen, wie meine Kunden es verlangten. Von Tag zu Tag stand es deshalb mißlicher mit uns; schon hatten wir unsere bisherige Wohnung verlassen müssen, um mit einem elenden Dachstübchen fürlieb zu nehmen, — war alles Beste von unserem Hausgerät verkauft, — da traf mich noch der härteste Schlag! —

Eines Abends wurde ich zu der Frau Baronin von Heimhausen beschieden, um ihr aus prachtvollen, echten Spitzen, die nur erst kurze Zeit zur Verzierung eines Kleides gedient hatten, eine Mantille zu verfertigen. Nachdem ich mit der gnädigen Frau das Nähere besprochen, erhielt ich von der Kammerjungfer alles zu meiner Arbeit Nötige in einem Karton, und begab mich mit demselben wieder nach Hause. Zufällig durch andere Beschäftigungen verhindert, sah ich mich jedoch genötigt, diese neuerhaltene noch um einen Tag zu verschieben, und als ich sie am Morgen darauf beginnen wollte, so fehlten an den teuren, kostbaren Spitzen nicht weniger als volle vier Ellen.

Da ich indes seit meiner Zurückkunft von der Frau Baronin das Haus nicht wieder verlassen und außer dem Doktor niemand unser Stübchen betreten hatte, so tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß das Fehlende unmöglich bei mir abhanden gekommen sein könne, sondern wahrscheinlich durch ein Versehen der Kammerjungfer nicht mit in den Karton gelegt sein würde. Ziemlich ruhig begab ich mich also zu derselben, um sogleich die nötige Nachfrage zu halten. Doch denke Dir meine

Bestürzung, meine Herzensangst, als sie nicht allein hoch und teuer versichert, mir die Spitzen alle eigenhändig übergeben zu haben, sondern auch sogleich das ganze Haus zusammenruft, um den Vorfall zu erzählen und dadurch den schändlichsten Verdacht auf mich zu werfen!

Ich war ja nur eine arme Arbeiterin, die sich ohnehin schon seit einiger Zeit im drückendsten Elend befand, was war also natürlicher, als daß ich die Spitzen verkauft hatte, um Brot dafür zu erhandeln. — Und genug, trotzdem man mir nicht das geringste beweisen konnte, wurde ich mit Schimpf und Schande aus dem Hause gewiesen, und verlor so die letzte Hoffnung, die mir noch auf einen sicheren Erwerb geblieben, indem sich nach Bekanntwerden des Vorfalls natürlich alle meine Kunden von mir zurückzogen.

Was weiter folgte, kannst Du Dir denken, Brigitte, wenn Du mich, wenn Du dieses unglückliche Kind hier ansiehst und einen Blick in unsere elende Behausung wirfst, wo mein Mann noch immer auf seinem Schmerzenslager hinsiecht, weil es ihm an hinlänglicher Nahrung gebricht, um wieder zu Kräften und Gesundheit zu gelangen. Und selbst unser Obdach waren wir in Gefahr zu verlieren, hätte sich nicht gestern ein Engel meiner erbarmt, der auch heute wieder erschienen, — ein Engel," — —

„Aha, Du meinst das junge Mädchen, mit dem Du vorhin in der Kirche sprachst?" — unterbrach Brigitte die dankbare Therese Huber. „Ja, ja, sie sah recht nett und gutmütig aus! — Aber nun sage mir vor allem, wo Du zu finden bist; denn höre ich Dir jetzt noch länger zu, so laufe ich Gefahr, alles verbrennen zu lassen, was daheim auf dem Feuer steht, und damit möchte meine gnädige Frau übel zufrieden sein. — Heute abend komme ich dann noch zu Dir

und gewiß nicht mit leeren Händen. Man ist ja unter seinesgleichen doch auch Hilfe und Unterstützung schuldig. — Also wo wohnst Du?“ —

Therese nannte eines der entlegensten Häuser der Vorstadt und nach einem herzlichen Händedruck schied die alte Brigitte von ihr.

Daß Frau von D. nun nicht mehr lange im unklaren blieb, wozu Mathilde das angeblich verlorene und das aus der Sparbüchse behaltene Geld verwendet, versteht sich wohl von selbst. Und wenn die letztere ihre Eltern heute besonders freundlich und liebevoll glaubte, so fand das darin ebenfalls seine genügende Erklärung.

Einstweilen ahnte sie jedoch noch nicht im geringsten, daß ihre Verschwiegenheit entdeckt sei. Froh und arglos verbrachte sie die Zeit und als der Nachmittag kam und mit ihm Hildegard, um ihr anzuzeigen, daß sie heute abend zu den Kunstreitern gehen würden, so hüpfte sie seelenvergnügt zu dem eben heimkehrenden Vater, ihm schnell diese Neuigkeit mitzuteilen. Wie erstaunte sie aber, als Herr von D. sie als Antwort darauf mit strenger Miene und kaltem Tone fragte: „Sage doch, Mathilde, was verdient wohl ein Kind, das seinen Eltern für das, was sie ihm an Liebe und Güte thun, mit Lüge und Undank lohnt?“

Betroffen blickte die Kleine vor sich hin, ohne eine Antwort zu geben.

„Nun,“ wiederholte der Vater, „hast Du meine Frage nicht verstanden, oder willst Du noch immer behaupten, den Gulden von gestern verloren zu haben? — Pfui, Mathilde, so zu lügen, wer hätte das von Dir gedacht!“ —

Das war zu viel für die Arme! In Thränen ausbrechend und die Arme fest um den Hals des Zürnenden schlingend, schluchzte sie kläglich: „— Es war

ja nicht um zu lügen, gewiß nicht, bester Vater! — Nur weil ich fürchtete, Du möchtest zürnen, und weil der Geistliche gestern in der Predigt gesagt hat: Laßt euere Linke nicht wissen, was euere Rechte thut!" —

„Und dadurch glaubtest Du ein Recht zu haben, Dich gegen Deine Eltern zu vergehen, die Dich so herzlich lieb haben? — O Kind, Kind, wie konntest Du nur denken, daß es Gott wohlgefällig sei, wenn Du, um ihm zu dienen, Dich durch Mangel an Vertrauen gegen die versündigst, die Du nach ihm am höchsten ehren und achten sollst und die sich Dir gewiß nie hart und unbarmherzig zeigten?" — erwiderte der Vater in mildem Tone, so daß das Töchterchen wieder hoffnungsvoll zu ihm aufzublicken wagte.

„Und weißt Du, wem Du durch Deinen falsch verstandenen Eifer beinahe am meisten geschadet hättest? Gerade der, welcher Du Gutes erweisen wolltest!" — Und der armen Therese Huber Geschichte erzählend, fuhr er fort: „Denn so viel Freude und Hilfe ihr auch Deine Gaben gebracht, Deine Eltern vermögen ihr doch jetzt ein weit wertvolleres Geschenk zu machen — die Herstellung ihres guten Namens, die Rechtfertigung von jenem Verdacht, der sie zuletzt noch ins tiefste Elend gestürzt! — welche Du ihr vielleicht für immer entzogen hättest, wenn Deine Heimlichkeit gelungen, indem ich dann wahrscheinlich niemals ihre Geschichte erfahren und zu Frau von Heimhausen gegangen sein würde, um von ihr zu hören, daß sie bereits seit längerer Zeit vergebens nach jener armen Nähterin hat suchen lassen, um ihr zu sagen, daß die Spitzen sich dennoch bei ihr gefunden, und sie deshalb gern bereit sei, ihr jede Rechtfertigung und Entschädigung zu gewähren, die sie irgend verlangen könne. —

Siehst Du das ein, Mathildchen?" fragte er

dann freundlich, das krause Haar der Kleinen liebkosend streichelnd.

Mathilde schmiegte sich fester an seine Brust: „Und bist Du mir nicht mehr böse, liebes Väterchen?“ — schmeichelte sie zärtlich.

Ein inniger Kuß war die Antwort, worauf sie leise sagte: „Und die arme Therese Huber?“ —

„Heute abend noch wird unser Arzt ihren Mann besuchen und von morgen an werden Frau von Heimhausen und Deine Mutter dafür sorgen, daß es seinem Weibe einstweilen nicht an der nötigen Unterstützung und später an hinreichender Arbeit ermangeln wird!“ erwiderte Herr von D. — „Doch, nun kleide Dich schnell an, da Hildegard sonst ungeduldig werden möchte. — Und was wirst Du nun der Mutter sagen?“

„Daß ihr die besten, liebsten, nachsichtigsten Eltern von der Welt seid, und daß ich fortan, auch in der besten Absicht, gewiß nie mehr etwas thun werde, was euch einen Grund geben könnte, mir wegen Mangel an Vertrauen zu zürnen!“ —

Die Torte.

„Der Hunger ist der beste Koch!“
Hört' ich oft meine Mutter sagen:
„Dann schmeckt Dir Brot weit besser noch
Als Torte bei verdorb'nem Magen!“
Das wollte mir zwar nicht zu Sinn,
Ich dachte her, ich dachte hin,
Doch glaubt' ich scheinbar ihrem Worte
Und aß mein Brot, als wär' es Torte.

Still war's bei uns jahrein jahraus
Und selten gab es hohe Feste,
Doch kam es eines Tags zum Schmaus
Man briet und buk und sott das Beste.
Von Fleisch, Pasteten und von Fisch
Beladen knackte fast der Tisch,
Da gab's der Weine beste Sorten,
Und freundlich winkten mir die Torten.

Doch solcher Dinge Augenlust
War's nicht allein, die mich ergötzte,
Die Gierde sprengte fast die Brust,
Bis man zu Tisch sich niedersetzte;
Nun, dacht' ich, wollen wir doch seh'n
Was besser wird hinuntergeh'n,
Ob nach der Mutter strengem Worte
Das trock'ne Brot, ob diese Torte.

Das Mahl begann. Ich langte zu,
Als hätt' ich wochenlang gefastet.
Den Zähnen ließ ich selten Ruh', —
Und ward bisweilen auch gerastet,
War's nur, wie mir die Klugheit riet,
Um zu erhöh'n den Appetit,
Denn immer noch am alten Orte
Stand unversehrt die schöne Torte.

Als nun erschien der Augenblick,
Wo man die Köstliche zerlegte,
Wählt' ich von fern mir schon das Stück,
Wonach sich meine Sehnsucht regte,
Schon streckt' ich meine flücht'ge Hand
Hin nach der Schüssel breitem Rand,
Da sprach die Mutter leis die Worte:
„Iß dies Brot hier statt der Torte!"

Ich hielt dies anfangs bloß für Scherz
Und glaubt', sie wollte mich nur necken,
Doch nach und nach begann der Schmerz
Im Auge Thränen zu erwecken;
Denn hin war jeglicher Genuß,
Hin Eingemachtes, Zuckerguß!
Ich eilte still hinaus zur Pforte
Und weinte laut um Wein und Torte.

Doch später hat sich's kundgethan,
Wie gut die Mutter damals dachte,
Wie sie mein Glück von Jugend an,
Wie immer, so auch hier bewachte;
Denn was dies Mahl im kleinen war,
Das bot die Welt mir oft schon dar,
Schon lächelte an manchem Orte
Mir hold das Glück wie einst die Torte.

Jetzt greif' ich nicht mit wilder Gier
Nach dieser Göttin reichem Schimmer;
Drum bleibt, zeigt sie den Rücken mir,
Mein freud'ger Mut mir darum immer,
Denn wenn das Schicksal mir entriß,
Was ich für nah' hielt und gewiß,
Dann denk' ich an der Mutter Worte
Und stets an die verlor'ne Torte.

Aurelie von Lajolais, ein Muster kindlicher Liebe.

Nachdem Napoleon I. den Kaiserthron in Frankreich bestiegen hatte, kam sehr bald eine Zeit, wo dieser mächtige und gefürchtete Herrscher die Säulen seines Thrones infolge der im Lande entstandenen Parteiungen in ihrem Fundamente nicht mehr sicher glaubte. In der That fing auch in der Hauptstadt, dem Herde aller Revolutionen, der Geist des Aufruhrs und der Empörung allmählich zu spuken an, was ihn bewog, auf seine Sicherheit mehr als je bedacht zu sein. Es wurden nicht selten des Nachts auf den Straßen wilde Stimmen laut, die zu Gunsten der vertriebenen und zum Teil ermordeten Bourbonen begeisterte Lieder sangen, aufrührerische Reden hielten und die Gemüter des Volkes zur Unzufriedenheit anzufachen suchten. Kein Wunder, daß nach solchen Bedenken erregenden Vorgängen die Sicherheitsmaßregeln verstärkt und die Behörden mehr als je zur Wachsamkeit angetrieben wurden. Den Wünschen des Kaisers zufolge wurden sogar Spione in Sold genommen, die, durch glänzende Versprechungen gelockt, ihr niedriges Gewerbe in unverschämter Weise trieben. Sie lauschten jedem Gespräch, verfuhren oft ganz willkürlich auf bloßen Verdacht hin gegen ganz unschuldige Personen und erhoben mit Scheingründen die Klage des Hochverrates gegen sie, was gewöhnlich eine langwierige Kerkerhaft, ja nicht selten den Tod durch Henkershand zur Folge hatte. Ein Opfer dieses Treibens wurde nebst anderen schuldlosen Familien die Familie Lajolais. Das Haupt

dieser Familie, Herr von Lajolais, ehemaliger General unter König Ludwig XVI., war in jeder Beziehung ein würdiger und anspruchsloser Mann, der, obgleich ein warmer Anhänger seines unglücklichen Königs, dennoch still und ruhig den blutigen Regierungswechseln zugesehen und in allen Lagen seines vielbewegten Lebens einen seltenen Gleichmut an den Tag gelegt hatte. Doch jetzt war er des Hochverrats gegen den Kaiser angeklagt. Ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, ihm erst die Gründe darzulegen, ward er unversehens seiner Freiheit beraubt und in einen finsteren Kerker geworfen, wo ihm nicht lange darauf das Todesurteil eröffnet wurde. Mit männlicher Fassung vernahm er dasselbe; er klagte nicht über die Lieblosigkeit und Härte des gegen ihn eingeschlagenen Verfahrens, sondern fügte sich mit bewunderungswürdiger Gelassenheit in sein Schicksal, obschon er sich keiner strafwürdigen Handlung gegen den Kaiser, noch viel weniger eines Attentats auf das Leben desselben bewußt war, dessen man ihn fälschlicherweise beschuldigt hatte. Darum blickte er, ohne zu zittern, mutig der verhängnisvollen Stunde entgegen, in welcher er der Welt und seiner Familie ein letztes Lebewohl zurufen sollte. Was ihn schmerzte und sein Herz mit tiefem Kummer erfüllte, war das Schicksal seiner Gattin und seiner vierzehnjährigen Tochter Aurelie, die beide, wie er erfahren, ebenfalls im Gefängnisse schmachteten, ohne vielleicht zu ahnen, was für ein Los ihrem Gatten und Vater in kurzem bevorstand. Er hatte zwar nicht unterlassen, seinen geblendeten Richtern seine Unschuld darzulegen; er hatte nicht verschmäht, um seiner Lieben willen bei dem Kaiser um Gnade zu flehen, aber umsonst, sein Flehen wurde nicht gehört. Selbst die Bittschrift, in welcher der edle Mann um Gnade und Freiheit für die Seinigen gebeten, blieb unbe-

achtet; man war sogar so grausam, ihm das Gesuch, vor seinem Tode seine Gattin und Tochter noch einmal sehen und sprechen zu dürfen, rund abzuschlagen. Dies hatte er freilich nicht erwartet; es war ein harter Schlag für das Herz eines liebenden, gefühlvollen Gatten und Vaters, doch wußte er als Christ auch hier sich zu trösten. „Nun,“ rief er mit einem Seufzer, „wenn auch nicht hier, so sehe ich dort sie sicher wieder!“ Bei diesen Worten warf er einen seelenvollen Blick gen Himmel und sank erschöpft in den armseligen Sessel.

Während von Lajolais sich christlich fromm zum Tode vorbereitete und darauf gefaßt war, den Kopf unter das scharfe Messer der Guillotine zu beugen, hatten die Seinen, um sein Schicksal zu erfahren, nichts unversucht gelassen, das sie sicher zum Ziele führen mußte. Untröstlich über die verzweiflungsvolle Nachricht des unvermeidlichen Todes ihres Vaters, hatte Aurelie Gelegenheit gefunden, aus ihrem Gefängnis zu entfliehen. Gebeugt von Schmerz eilte sie durch die langen Straßen von Paris nach der Gegend der Tuilerien und war entschlossen, bis in den Salon der Kaiserin Josephine vorzudringen, die sie immer als eine gutmütige und mitleidsvolle Dame hatte preisen hören. Leider aber sah sie sich in der Erwartung, die Kaiserin zu sprechen, getäuscht, indem sie nicht nur durch die vor dem Schlosse aufgestellte Schildwache barsch zurückgewiesen, sondern sie auch der Hoffnung beraubt wurde, jemals diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Ihr Herz blutete über die trostlose Zurückweisung, doch konnte sie nicht des jungen Mädchens Mut beugen.

„Du sollst und darfst nicht sterben, geliebter Vater!“ rief sie. „Ich werde nichts unversucht lassen, um Dein Leben zu retten, selbst wenn ich es mit dem meinigen erkaufen sollte!“

Bei diesen voll zuversichtlicher Hoffnung ausgesprochenen Worten stand Aurelie regungslos, scheinbar alles Lebens beraubt, unfern des kaiserlichen Schlosses und schien über das Unglück ihres Vaters wie über die Mittel zu seiner Rettung ernstlich nachzudenken, während auf ihrem blassen, ausdrucksvollen Angesichte deutlich der Kampf zu lesen war, den sie im Innern mit sich selbst zu kämpfen schien. Endlich störte sie das Rasseln eines Wagens, sie erwachte aus ihrer dumpfen Betäubung und blickte nach ihm hin; sie überzeugte sich, daß es der Wagen der Kaiserin war.

Sie lächelte, ihr Entschluß schien gefaßt, augenblicklich richtete sie ihre gebeugte Gestalt empor, warf einen bittenden Blick gen Himmel und eilte hinweg. Nicht achtend ihr junges Leben, warf sie sich im Nu vor dem mit sechs mutigen Pferden bespannten Wagen nieder und rief mit einer an Verzweiflung grenzenden Stimme:

„Ich muß die Kaiserin sprechen, habt Erbarmen!"

Man hielt an, war äußerst bestürzt und staunte über die kalte Todesverachtung des jungen Mädchens. Die Kaiserin befahl mit sanft lächelnder Miene, sie zu ihr zu bringen, hieß hierauf die edelmütige Tochter in ihren Wagen steigen, und im Fluge jagten nun die Pferde dem kaiserlichen Schlosse zu. Aurelie von Lajolais, die bisher von tiefem Schmerz durchdrungen der Kaiserin Josephine und der Prinzessin Hortensie stumm gegenüber gesessen hatte, wurde beim Aussteigen von der Kaiserin aufgefordert, ihr zu folgen. Beim Eintritt in den prächtig drapierten Salon wurde sie bestürzt und verlegen, indes suchte sie sich zu fassen und stürzte der Kaiserin zu Füßen.

„Gnade, gnädigste Kaiserin, Gnade für meinen armen, unglücklichen Vater!" stammelte sie mit wehmutsvoller, durch Schluchzen unterbrochener Stimme. „Man

hat ihn mir entrissen und will ihn dem Tode überliefern! Auch meine Mutter und ich wurden in dunkeln Kerker geworfen, ohne zu wissen, warum. Ach, haben Sie Gnade! haben Sie Erbarmen! Ich liebe meinen Vater so sehr und meine Mutter! Ach, schenken Sie sie mir wieder!"

Als sie diese Worte gesprochen, senkte sie, von schmerzlichen Gefühlen überwältigt, den Kopf auf ihre Brust und weinte bittere Thränen. Sie war unfähig, noch ein Wort für die Rettung ihres Vaters hinzuzufügen. Der heroische Entschluß des Mädchens ward von allen Anwesenden bewundert; ihr kindliches Flehen konnte das gefühlvolle Herz der Kaiserin nicht ungerührt lassen; sie war entschlossen, zu helfen und dem armen Kinde den Vater wieder zu geben, ob auch der Kaiser zürnen mochte.

„Wer bist Du und wie heißt Dein Vater, liebe Kleine?" fragte nicht ohne innere Bewegung Josephine.

„Mein Name ist Aurelie, und mein Vater heißt General Lajolais," lispelte mit gepreßtem Herzen die Gefragte.

Josephine stand einen Augenblick, wie es schien, in tiefes Nachdenken versunken, indem sie mühsam die Thränen zu verbergen suchte, die diese Scene ihren Augen entlockt hatte. Dann trat sie näher zu Aurelie Lajolais, faßte sie bei der Hand und sprach mit sanfter Stimme:

„Ein Vater, der eine so gute Tochter hat, kann nicht schuldig sein; er sei daher frei! Und Du selbst, mein liebes Kind, die Du ihm mit Aufopferung Deines eigenen Lebens Gnade erwirkt hast, magst ihm diese Botschaft überbringen."

Bei dieser edlen, hochherzigen That bedachte die Kaiserin nicht, daß der plötzliche Übergang vom tiefsten

Schmerz zur höchsten Freude auf das junge Gemüt einen so mächtigen Einfluß üben würde.

Kaum hatte der Mund der Kaiserin die beglückenden Worte ausgesprochen, so überzog sich das Gesicht des Mädchens mit fahler Leichenblässe, sie stürzte zusammen, wälzte sich von konvulsivischen Zuckungen gepeinigt, stöhnend am Fußboden, und fiel endlich in eine lange, tiefe Ohnmacht. Alle waren bestürzt, aber auch zugleich bemüht, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen, was endlich der gütigen, eifrigen Fürsorge der Kaiserin, der Prinzessin Hortensie und ihrer Damen auch gelang. Aurelie Lajolais schlug die Augen auf, sie irrten unstät umher.

„Vater, mein Vater!" lispelte sie, sobald sie der Sprache wieder mächtig wurde, „mein Vater! o daß ich die erste bin, Dir Deine Begnadigung anzukündigen!"

Und indem sie sich erhob, wollte sie den Armen, die sie zurückhielten, entschlüpfen; aber zu schwach für so viel verschiedenartige Bewegung sank sie kraftlos in dieselben zurück.

„Nichts drückt Sie jetzt, Fräulein!" sagte eine der Damen; „gönnen Sie sich ein wenig Ruhe und Nahrung; Sie gehen eine Stunde später."

„Eine Stunde später!" rief Aurelie heftig; „glauben Sie, daß ich einen Menschen, der zum Tode verurteilt ist, die Anzeige seiner Begnadigung um eine Stunde später bringen könne, wenn überdies derselbe mein Vater ist? O Madame," fügte sie hinzu, indem sie sich an die Kaiserin wandte, „lassen Sie mich gehen, ich bitte Sie um Gottes willen — Gnade! denken Sie, daß es mein Vater ist, der begnadigt worden ist, ohne daß er es noch weiß!"

„Es sei, mein Kind, hinterbringe Deinem Vater die Nachricht von seiner Begnadigung!" entgegnete die men-

schenfreundliche Josephine; „allein Du kannst nicht allein in das Gefängnis gehen.“

„Ich bin ja allein nach ihrem Schloß gekommen!“ antwortete sie lebhaft.

„Wenn Ihre Majestät uns erlauben, Fräulein Lajolais zu begleiten?“ fragten auf einmal mehrere Offiziere und Generaladjutanten des Kaisers, welche die Handlung der Aurelie Lajolais mit Bewunderung erfüllt hatte.

„Herr von Lavalette wird mir diesen Dienst erzeigen,“ nahm die Kaiserin das Wort, indem sie einem von ihnen mit eigentümlicher Würde zulächelte, „und auch Sie, mein Herr,“ indem sie auf einen dienstthuenden Generaladjutanten deutete, „Sie werden sich eines meiner Wagen bedienen; nun, meine Herren, ich vertraue ihnen Fräulein von Lajolais an.“

Obschon erschöpft von dem Ohnmachtsanfall, von Not und Aufregung, verschmähte es Aurelie doch, sich einige Nahrung und Ruhe zu gönnen. Sie wollte selbst die Pferde anspannen sehen, die Leute zur Eile antreiben, und hatte nicht eher Ruhe, als bis sie mit ihren Begleitern im Wagen saß.

Der Wagen flog sozusagen durch die Straßen von Paris. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit war die Strecke zwischen den Tuilerien und dem Gefängnisse zurückgelegt. Während der ganzen Fahrt hielt Aurelie unbeweglich ihre Augen auf den Weg gerichtet, den sie noch zurückzulegen hatte, fast schien ihr Blick den Zwischenraum verschlingen zu wollen, ihre Brust keuchte, als ob sie, und nicht die Rosse, den Wagen zöge; dabei war sie so blaß, daß sich ihre Begleiter zwei- bis dreimal in dieser Beziehung an sie wendeten, aber vergebens, sie hörte nicht.

Als der Wagen hielt, sprang sie, wie neu belebt, auf den Tritt, ehe noch Herr von Lavalette Zeit

hatte, ihr die Hand zum Aussteigen zu reichen, und so lief sie, ohne ein anderes Wort herausbringen zu können, als: „Geschwind, geschwind!" durch die langen düsteren Gänge des Gefängnisses, immer dem Kerkermeister und ihren Begleitern voraus, nur fort und fort ausrufend: „Geschwind, geschwind!"

An der Gefängnisthüre angekommen, mußte sie voll Ungeduld warten, bis der Kerkermeister aufgeschlossen und die beiden gewaltigen Riegel hinweggeschoben hatte; aber kaum war die Thüre geöffnet, so stürzte sie wie wahnsinnig hinein, fiel in die Arme ihres Vaters und schrie:

„Vater! — die Kaiserin — das Leben — Gna—" sie konnte nicht vollenden, was sie sagen wollte, ihre Stimme wurde zum einem unartikulierten Schreien, jedes Wort durch einen Seufzer unterbrochen.

Der General Lajolais glaubte im ersten Augenblicke, daß man gekommen, um ihn zu holen und zum Tode führen zu wollen, seine Tochter aber die Wachsamkeit der Wachen getäuscht und allem Trotz geboten habe, um von ihm Abschied zu nehmen.

Aber Herr von Lavalette, da er sah, daß Aurelie vor heftiger Gemütsbewegung kaum ein verständliches Wort hervorzubringen vermochte, enttäuschte ihn sogleich und sprach:

„Die Kaiserin hat auf ihre Verantwortlichkeit Sie begnadigt, Herr General, und Sie verdanken dies dem Mute und der zärtlichen Liebe Ihrer Tochter."

Hierauf erzählte er dem General Lajolais mit einer Rührung, die er nicht zurückhalten konnte, alles, was seine Tochter für ihn gethan hatte.

Inmitten dieser Scene hatte das junge Mädchen ihre Arme um des Vaters Nacken geschlungen und drückte ihn fest an ihre Brust. O wie glücklich war

sie, daß sie seine Freiheit erwirkt und sein Leben gerettet hatte! In diesem Augenblicke schien ein Himmel voll Wonne sich in ihre Brust gesenkt zu haben. Es schien, als hätte sie die Welt und alle Leiden vergessen, die sie kurz vorher erlitten hatte. Sie schwelgte im Entzücken beim Anblicke ihres Vaters, der sie freudig in seine Arme schloß, ihr Gesicht mit Küssen und Thränen benetzte und sie seine Tochter, seine Retterin nannte.

Als der Wonnerausch des Wiedersehens etwas verflogen war, dachte man an Frau von Lajolais. Aber die edelmütige Prinzessin Hortensie hatte sie nicht vergessen. Durch die Vermittlung der Kaiserin, ihrer Mutter, hatte sie auch die Begnadigung und Freiheit der Frau von Lajolais, die des Landes verwiesen werden sollte, erhalten.

Es mußte für Aurelie ein erhabener Augenblick sein, sich durch ihren Mut und ihre Beharrlichkeit mit ihrem Vater und ihrer Mutter wieder vereinigt zu sehen! Man muß wie sie gelitten haben, wie sie von den geliebten teuren Eltern getrennt gewesen sein und für ihr Leben gezittert haben, um die heilige Wonne dieser Wiedervereinigung begreifen zu können!

Der Blumenmarkt in Mailand.

„Rede, was Du willst, aber einen Rosmarin- und Nelkenstock kaufe ich mir dieses Jahr noch ohne weiteres. Mache kein finsteres Gesicht dazu, lieber Joseph, und versage mir diese kleine Freude nicht. Ich habe, Du weißt es, die Blumen von jeher leidenschaftlich

geliebt, und bevor noch die beklagenswerten Unfälle über uns hereinstürzten, hatten wir, wie Du Dich zu erinnern wissen wirst, immer ein Gärtchen am Hause, und als wir zuletzt genötigt wurden, hier im vierten Stockwerke zu wohnen, habe ich mich, was Du ebenfalls weißt, mit einem Gestelle von zehn bis zwölf Blumentöpfen vor dem Fenster zu begnügen gelernt. Oder soll ich diese auch nacheinander bis auf zwei oder drei Stöcke eingehen lassen?"

„Ganz recht, liebe Angela, allein in unserer dermaligen so beschränkten Lage siehst Du doch ein, daß wir jede unnötige Auslage vermeiden müssen. Die zwei Töpfe, welche Du kaufen möchtest, werden wenigstens vierundzwanzig bis dreißig Kreuzer kosten, und Du weißt, das Brot wird von Tag zu Tag teuerer, und mein Verdienst geringer, und in kurzem werde ich mir nicht mehr zu raten wissen."

„Gott wird uns ferner helfen. Du hast ja hier alle diese Bücher für Herrn Contin, diese da für den Professor und jene für den jungen klapperdürren Herrn einzubinden, der allemal bar bezahlt. Überdies hege ich noch immer die beste Hoffnung, daß unser armer Karl wieder kommt, um dann . . .

„Daß Du Dir noch immer mit solchen leeren Hoffnungen schmeichelst! Wäre er in Rußland nicht gestorben, so wäre er schon lange wieder zurück und bei uns."

„Hast Du aber nicht eben noch vorgestern von unserem Hausherrn erzählen gehört, daß ein gewisser Lieutenant Veliti vor einigen Wochen von dort heimgekommen ist? Ich meinerseits gebe die Hoffnung durchaus nicht auf, sie ist unsere Stütze bis zur letzten Stunde. Indessen stelle das Arbeiten ein, nimm Deinen Hut und gehe mit mir, den Blumenmarkt zu besehen. Er wird dieses Jahr auf dem Kastellplatze gehalten und

wird sich da um so schöner ausnehmen. Mache, daß wir fortkommen! Es dürfte später das Gedränge zu groß werden."

Der gute Joseph fügte sich in den Wunsch seiner Gattin und begleitete sie. Dieses liebenswürdige Ehepaar hatte sich vormals in weit besseren Umständen befunden. Joseph Belgrano war einst im Besitze eines bedeutenden Buchhandels, dessen Ertrag ihm ein sehr behagliches Leben gewährte. Aber ungünstige Zeitverhältnisse und das Falliment eines seiner Korrespondenten, für den er sich für eine hohe Summe verbürgt hatte, hatten ihn beinahe zu Grunde gerichtet. Er hatte drei Söhne gehabt, zwei von ihnen traf das Los für den Militärstand, der eine fiel in Spanien unter den Mauern von Saragossa, der andere mußte in die rauhen Gefilde Rußlands, ward auf dem Schlachtfelde zum Kapitän befördert und ließ seitdem nichts von sich hören; der älteste als die einzige Stütze seines herannahenden Alters starb den Tag zuvor, als er eben im Begriffe war, sich mit einem liebenswürdigen Mädchen zu verbinden. Durch so viele Widerwärtigkeiten tief erschüttert, war der arme Joseph nicht mehr imstande, sein Geschäft weiter fortzusetzen, er mußte seinen Buchladen schließen, und verlegte sich, um nicht ohne Erwerb zu sein, auf die Buchbinderei. Da indessen der arme Mann in diesem Fache nicht zu den Geschicktesten zählte, auch nicht besonders glücklich war, so konnte er kaum so viel verdienen, als er bedurfte, um sich und sein Weib zu ernähren. Zum Glücke war Angela ein herzensgutes Geschöpf, von froher friedlicher Gemütsart, übertrug die Beschwerlichkeiten der Armut mit großer Hingebung und war unablässig bemüht, ihrem Manne jede mögliche Erleichterung zu verschaffen.

Diese wackeren Eheleute, welche nach einem dreißigjährigen Ehestande einander noch immer mit aller

Zärtlichkeit liebten, begaben sich also nach dem Kastellplatze, um den Blumenmarkt zu besehen. Es war am Morgen des 4. Oktober 1815 bei der angenehmsten Witterung, wo die herbstliche Sonne am heiteren Himmel ihr mildes, reines Licht und sanfte Wärme über die Gegend ergoß. Die Neuheit des Platzes, auf welchem der Blumenmarkt diesmal abgehalten ward, hatte eine ungemein große Menge von Besuchenden herbeigelockt. Längs der ganzen Häuserreihe, welche sich von der Marienkirche des Kastells über die Johannesstraße erstreckt, sowie auch der ganzen Breite des Platzes nach der Kirche und noch weiterhin waren Gerüste und Stufengestelle angebracht, worauf eine unendliche Menge von mannigfaltigen Blumen und seltenen Gewächsen aus allen Weltteilen die Augen der Schaulustigen auf sich zog und ergötzte. Keine gerunzelte Stirn, kein trüber Blick war in den Gesichtern der hier zahllos Versammelten ersichtlich; es schien, als hätte der liebliche Anblick von den hier ausgestellten Kindern der Flora mit zauberischer Gewalt jede Stirn geglättet und über alle Anwesenden gemütliche Heiterkeit und frohes Lächeln ausgegossen.

Unsere beiden Eheleute durchstrichen den Markt, und bei dem Anblicke des fröhlichen Gewimmels ward auch der arme Joseph zur Heiterkeit gestimmt und teilte allgemach die sorgenfreie Zufriedenheit seiner Lebensgefährtin, welche hoch vergnügt war, als sie einen Rosmarin- und Nelkenstock für ein geringes Geld an sich gekauft hatte.

Sie waren schon auf dem Rückwege nach Hause, als Angela auf einmal einen lauten Schrei ausstieß und den einen ihrer Töpfe beinahe aus den Händen fallen ließ. — „Was fehlt Dir?" fragte sie teilnehmend der besorgte Mann . . . „was ist Dir zugestoßen?" — „Komm', komm'," antwortete sie, „laß uns an diese

Bank dort mit den schönen Rosenstöcken hineilen, ich habe einen jungen Mann gesehen, ganz so wie unser Karl." —

„Was fällt Dir ein?" erwiderte Joseph, und wollte noch weiter reden, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern machte sich mit aller Kraft und Gewandtheit Bahn durch das Menschengewühl und eilte der bezeichneten Bank zu; allein derjenige, den sie suchte, war nicht mehr an diesem Orte und durch das Gedränge der Menschen anderswohin getrieben worden.

„Du hast falsch gesehen," sagte Joseph, infolge des angestrengten Laufens keuchend, „das war sicherlich wieder nichts anderes, als einer von Deinen gewöhnlichen Träumen."

„Ei ja, ich habe nicht falsch gesehen; es war richtig sein Gesicht, sein Gang, und er blickte um sich her mit den Augen, wie einer, der jemand sucht. Ich habe ihn gesehen; er ist es, er ist es sicher!"

„Wenn ich Dir aber sage, es ist ein Traum. Du weißt doch, daß Dir so was nicht zum ersten Male begegnet ist! Du siehst ihn allerwärts, und mir ist es auch so begegnet, als ich noch Hoffnung hatte, daß er wieder kommen würde, aber jetzt . . ." —

„Laß uns nach Hause gehen," unterbrach ihn sein Weib; „mein Herz sagt mir, daß wir ihn dort finden werden."

Der gute Joseph hatte nicht den Mut, sein Weib in ihrer angenehmen Einbildung zu stören, und schien zuletzt ihre schmeichelhafte Vorstellung sogar zu teilen. Zu Hause angelangt, hörten sie von einer Nachbarin, daß ein junger Herr nach ihnen gefragt habe; sie habe ihm gesagt, daß sie auf den Blumenmarkt gegangen und bald wieder zurückkehren würden. Da Angela sich seine Person vollständig beschreiben ließ, rief sie

voll Entzücken aus: „Er ist es, ja, er ist es, ohne Zweifel! Einen solchen habe ich gesehen; ebenso war er gekleidet; ein stattlicher junger Mann, etwas braun, groß, mit schwarzen Augen, kastanienbraunen Haaren. Ist es nicht so, Frau Marianne?"

Und Frau Marianne bejahte es, und der gute Joseph war ganz betroffen, im Zustande eines Menschen, der nicht weiß, ob er einer schmeichelhaften Hoffnung Raum geben darf, und Angela lachte und weinte zu gleicher Zeit und rief aus: „Mein Karl ist zurückgekehrt, mein lieber guter Karl!"

„Nun, so gehen wir ihn aufsuchen!" sprach endlich Joseph aufspringend. Die Zuversicht seines Weibes hatte sich auch seiner bemächtigt, und er fühlte sich ganz von väterlicher Unruhe durchdrungen. — „Gehen wir mitsammen! Doch nein, es wird besser sein, wenn ich allein gehe, und Du zu Hause bleibst, um ihn zu empfangen, wenn er unterdessen etwa käme."

Hiermit ging er fort und ließ sein Weib in Gesellschaft der Nachbarin.

Wer vermöchte die zagende Ängstlichkeit dieser zärtlichen Mutter zu beschreiben! Sie befragte fort und fort die Frau Marianne über die Gestalt und Haltung des jungen Mannes, hielt sich jetzt vollkommen versichert, daß der Beschriebene ihr Sohn sei, schwankte dann wieder und zitterte bei dem Gedanken, daß sie sich geirrt haben könnte. Ihre Nachbarin war redlich bemüht, sie zu beruhigen, hörte mit größter Teilnahme alles an, was diese ihr von den ausgestandenen Mühsalen ihres Sohnes und über die Hoffnung seines Wiedersehens zu sagen hatte. Endlich ließen sich menschliche Fußtritte auf der Treppe vernehmen. Angela eilte sofort vor die Thüre hinaus und erblickte einen jungen Mann, der ihr mit einer wohlgebildeten Dame entgegenkam. Sie stieß einen Schrei aus; der junge Mann

fiel ihr um den Hals, herzte und küßte sie. Die gute Mutter hielt ihren Karl, ihren lieben Sohn in den Armen.

„Endlich sehe ich meine liebe gute Mutter wieder! O, drücke mich noch einmal an Dein treues Herz! O glückseliger Augenblick! Aber wo ist mein Vater, wo sind meine Brüder?"

„Dein Vater ist eben ausgegangen, Dich zu suchen."

„Mich zu suchen? Wußtet ihr denn, daß ich angekommen bin?"

„Ja, eine innere Stimme sagte mir, daß Du derjenige warst, welcher hier nach uns fragte. Aber Deine Brüder! — O Gott, die sind tot, alle beide tot! O, wüßtest Du, was für Unfälle . . . Doch ich vergesse alles, weil mir der Herr die Gnade geschenkt hat, wenigstens Dich wiederzusehen . . . Wer ist denn aber diese Dame?"

„Mein Schutzengel, meine Retterin, mein treues Weib! — Sophie, umarme die beste der Mütter!"

„Kommen Sie an mein Herz! Wie sollte ich die nicht herzlich willkommen heißen, die meinen lieben Karl gerettet hat!"

„Liebe Mutter! — erlauben Sie auch mir diesen süßen Namen — auch wir haben Gott — ach, wie oft — um die Gnade gebeten, Sie zu sehen. Aber ich bin außer stande, alles das mit Worten auszudrücken, was mein Herz in diesem Augenblicke empfindet!"

Während dieser rührenden Scene durchlief der arme Joseph die Straßen von Mailand, um seinen Sohn zu suchen. Nachdem er lange auf dem Blumenmarkte und in den benachbarten Gassen herumgestrichen war, kam er äußerst niedergeschlagen und voll schwerer Gedanken nach Hause. Da überlegte er, an die Hausthüre gelehnt, wie er seinem Weibe, um sie nicht zu sehr zu betrüben, den unglücklichen Erfolg seiner Nachforschungen auf die beste Art mitteilen könnte. Endlich stieg er die Treppe

hinauf. Als er aber in seine Wohnung treten wollte, hörte er eine ihm wohlbekannte Stimme ausrufen: „Wir wollen ihm entgegengehen, beeilen wir uns, daß wir sobald als möglich die Freude haben, unseren guten Vater zu sehen!“ — Wie ihm bei Anhörung dieser Worte war, läßt sich besser denken als beschreiben. Er trat ein, fiel freudetrunken in die Arme seines Karl, welcher ihn schluchzend an sein Herz drückte und ausrief: „Ich bin da, lieber Vater, der einzige, der Dir übrig geblieben! ich will nun Dein Trost sein; ich will Deine und meiner teuren Mutter Stütze im Alter sein. Ich und mein liebes Weib hier, welches so lange sich sehnte, Dich zu sehen, und um Deinen Segen bittet.“

Nach wiederholten Herzensergießungen kam endlich Karl zur Erzählung seiner Schicksale. Er hatte großen Anteil an den Kämpfen der italienischen Truppen in Rußland gehabt, und war auch Mitgenosse ihrer nachherigen Unfälle gewesen. Er hatte auf dem Rückzuge überall mitgefochten, und ward endlich in der blutigen Schlacht bei Malajoroslawetz schwer verwundet. Für tot gehalten blieb er lange verlassen auf dem Schlachtfelde liegen. Erst nach unsäglichen Mühseligkeiten hatte er das Glück, im Hause eines reichen italienischen Baumeisters, der in Petersburg angestellt war, Unterkommen zu finden, woselbst er auf das sorgfältigste und liebreichste verpflegt ward. Sein einnehmendes Betragen, seine edlen Gesinnungen und seine Unglücksfälle gewannen ihm das Herz seines wackeren Landsmannes, welcher sich seiner wie eines seiner nächsten Blutsverwandten annahm und ihn großmütig unterstützte. Dieser Baumeister hatte eine einzige Tochter, die ehrsame, fromme Sophie, welche in kurzem eine tiefe Herzensneigung zu dem unglücklichen Krieger faßte. Karl fühlte nicht weniger Liebe für die edle Tochter seines Wohlthäters. Von ihr hatte er ja insbesondere so viele Beweise von

zarter Pflege und Fürsorge empfangen, daß er ihr fast seine Erhaltung verdankte. Der rechtschaffene Baumeister billigte die Liebe der beiden jungen Leute, und nachdem der Friede von 1814 jedes Hindernis gehoben hatte, gab er gern zu der Eheschließung seinen Segen.

Mehrere Male und dann später vor und nach der Hochzeit hatte Karl seinen Eltern geschrieben; allein seine Briefe waren entweder fehlgegangen oder konnten wegen der unterdessen rücksichtlich des Aufenthaltes seiner Eltern eingetretenen Veränderung nicht an ihre Bestimmung gelangen. Nach einiger Zeit starb Sophiens Vater, die jungen Leute nahmen seine Verlassenschaft in Besitz, und da kein festes Band sie an Rußland kettete, so entschlossen sie sich um so eher, dieses Reich zu verlassen und nach Italien zu ziehen.

Das war Karls Geschichte, welche seine Eltern mit lebhafter Teilnahme anhörten.

Wie leicht zu vermuten ist, trat nun mit ihrer Lage in kurzem eine große Veränderung ein. Joseph gab die Buchbinderei auf, und seine Frau konnte wieder ihr Gärtchen am Hause haben. In der Folge ward die Ehe der jungen Eheleute mit drei lieben hübschen Kindern gesegnet, denen die Großmutter ihre Vorliebe für die Blumen sorgsam einzuflößen suchte. Es bedarf keiner Erwähnung, daß der Jahrestag der Rückkehr des lieben Karl von dieser guten Familie jährlich als der fröhlichste Tag gefeiert und allemal mit auserlesenen neuen Blumen verherrlicht wurde.

Die goldene Kette.

Erzählung.

„Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin!". Mit bedenklichem Kopfschütteln las Ottilie Heidler diesen Ausruf froher Genügsamkeit, der ihr ins Auge fiel, als sie gerade beschäftigt war, unter den Musikalien ihres Vaters einige leichte Sachen für ihre kleinen Schülerinnen auszuwählen. „Das weiß der Himmel!" rief sie endlich, „wenn ich das als meines eigenen Herzens Meinung sagte, so spräch' ich ein traurig unwahres Wort. Erst muß ich haben Geld und Gut, eh' ich zufrieden bin! so könnt' es eher bei mir heißen." — So lautete Ottiliens Selbstgespräch und freilich wenigen möchte eine volle Börse in diesem Augenblicke dienlicher gewesen sein als ihr. Ihrem armen Vater war schon seit acht Wochen die Hand von Gicht gelähmt: sein Erwerb hörte auf, und was seine Tochter verdiente, reichte kaum zum dürftigen Leben hin; zu seiner Erquickung blieb gar nichts übrig.

Und nun war gestern auch die Hauswirtin da gewesen, die Miete zu fordern, die freilich schon vor mehreren Wochen hätte bezahlt werden sollen. Heut' am Abend wollte sie wiederkommen, sie abzuholen; noch hatte Ottilie keinen Heller dazu im Hause! Sonst ging sie zum Vater, wenn sie in Geldverlegenheit war, und ob die guten Menschen gleich niemals viel hatten, so wußte er doch immer Hilfe zu schaffen. Jetzt aber wär' es ja vergeblich gewesen, ihn zu beunruhigen; er konnte doch nicht wie früher mit seiner freundlichen Stimme den Trost geben: „Sei nur ruhig, Ottilie!

ich will schon dazu Anstalt machen." „Nun, so will ich denn zu Dir meine Zuflucht nehmen, lieber, gütiger Vater im Himmel," rief nach dieser traurigen Gedankenreihe das betrübte Mädchen. „Sieh', ich bin in dieser großen Not; o, laß sie vorübergehen ohne Verdruß für den armen Leidenden, der ja ohnehin so viel zu ertragen hat! Gern will ich so manches entbehren; erhalt' uns nur ein friedliches, von harten, feindlichen Worten unangefochtenes Leben! Dir ist es ja leicht, zu helfen; ach, laß Hilfe für mich kommen vor dem Abend!"

Sie fühlte sich beruhigt durch diese kindliche Bitte, rollte schnell ihre Noten zusammen und — da schlug schon die Rathausuhr neun.

Nun war kein Augenblick mehr übrig, um noch zu rechter Zeit das Haus des reichen Kaufmanns Weißing zu erreichen, dessen Tochter sie Musikunterricht gab; und ohne auch nur dem Vater ein Abschiedswörtchen zu sagen, mußte sie fort. —

Es mochte doch wohl, ihr unbewußt, in ihrem Gesichte noch eine kleine Spur der trüben Gedanken zurückgeblieben sein, mit denen sie in der Frühe des Morgens gekämpft hatte; denn kaum war sie zu ihrer Schülerin in das Zimmer gekommen, als ihr diese mit der angelegentlichen Frage entgegenkam: „Was fehlt Ihnen? Sie sehen so traurig aus." — „Was mir fehlt?" antwortete Ottilie mit einem wehmütigen Lächeln. „Ach, liebe Luise, mir fehlt etwas, dessen Mangel Sie nicht kennen und wohl nie in Ihrem Leben kennen lernen werden. Ich bin sehr arm, und in Ihrem Hause ist ja alles in Fülle!" —

„Ach, mir giebt der Vater darum doch kein Geld!" rief die Kleine mißmutig — und sie mochte wohl ziemlich buchstäblich die Wahrheit sagen; denn ökonomischer konnte man nicht sein, als Herr Weißing ungeachtet

aller seiner Reichtümer es war. — „Aber," fuhr die kleine Plauderin fort, indem sie schmeichelnd das blonde Köpfchen an Ottiliens Schultern lehnte — „ein schönes Zweiguldenstück habe ich doch. Ich habe es mir einmal statt anderer Gaben zum Weihnachtsgeschenk erbeten, und wie gern gebe ich es her, wenn Ihnen damit geholfen ist, und Sie es nur nicht verschmähen." — „Liebe, liebe Luise," antwortete Ottilie gerührt, ihr die blühende Wange streichelnd, — „ich nähme Ihr Geschenk, ich nähme es auch gern, denn man soll ja gern von dem nehmen, der so gern und freundlich giebt wie Sie. Aber ach, ich brauche mehr, liebe Luise! Ihre gutgemeinte Gabe würde nicht ausreichen. Indessen" — setzte sie im inneren Kampfe zögernd hinzu, „wenn Sie Ihren Vater bitten wollten, mir unsere Stunden auf zwei Monate vorauszubezahlen, dann könnten Sie mir doch vielleicht helfen und brauchten Ihren kleinen Schatz nicht einzubüßen." — „Fünfzehn Gulden auf zwei Monate," lachte die Kleine, „wie viel Zinsen macht das? O, wenn ich gut rechnen kann, so ist das ja sehr wenig! nun, da denk' ich, wird es der Vater wohl thun. Ausgeben muß er das Geld ja doch einmal! Lassen Sie mich nur jetzt geschwind hinaufgehen; mich dünkt, ich hör' ihn noch auf seinem Zimmer. Da bring' ich Ihnen vielleicht schon gleich die blanken Guldenstücke." — So sprechend, hüpfte sie voll froher Hoffnung aus dem Zimmer.

Bald aber kam sie traurigen Blickes mit der Antwort zurück, der Vater habe erklärt, er bezahle pünktlich, sobald der Monat zu Ende sei, eher aber auch um keine einzige Stunde. So sei es in der Ordnung, und Ordnung sei in allen Dingen das Beste. — „Er sah so finster dabei aus," klagte sie, „und war so kurz angebunden, daß ich gar nicht wagte, noch etwas darüber zu sagen." — „Es ist schon gut, Liebe, ich danke

Ihnen," antwortete Ottilie abbrechend. „Ich will mir schon auf andere Weise zu helfen suchen. Kommen Sie jetzt nur zum Klavier! Sie haben schon viel Zeit um meinetwillen verloren."

Bis nach der Stunde gewann die Kleine es über sich, ruhig zu bleiben; dann aber konnte sie sich nicht enthalten, noch einmal auf die Verlegenheit der Lehrerin zurückzukommen, an welcher sie so treuherzigen Anteil nahm. Zu Mittag bei Tische, meinte sie, sei der Vater oft weit besser gelaunt, und verlangte dringend, daß ihr vergönnt sein möge, noch einmal ihr Glück bei ihm zu versuchen. Doch Ottilie erwiderte, sie wolle noch vor zwei Uhr wieder kommen, wenn sich ihr bis dahin kein anderer Ausweg zeige; so lange aber möge sie, wenn sie ihr gut sei, der Sache nicht weiter erwähnen. — Sie dachte mit widerstrebendem Herzen an einen zweiten Versuch; und überhaupt schien es ihr in diesem Augenblicke leichter, von anderen, als gerade von ihren Schülerinnen zu borgen. Um eine solche Anleihe bei anderen Bekannten wollte sie sich nun noch in der Zwischenzeit bis Mittag bemühen; doch überredete sie sich, daß es am besten sei, dies erst spät zu thun, um, wenn es mißlinge, sich dann gleich zum zweiten Male an Luise zu wenden. Und gern wollen wir ihr den kleinen Selbstbetrug gönnen, mit welchem sie sich so, wenigstens noch auf einige Stunden, von dem ihr so peinlichen und drückenden Geschäft des Borgens befreite.

Als die junge, freundliche Lehrerin — so ward Ottilie vorzugsweise von der musikübenden Jugend ihrer Vaterstadt genannt — raschen Schrittes ihre Wohnung erreicht hatte, da fanden sich dort für sie der kleinen häuslichen Beschäftigungen so viele, daß die Zeit ihr dadurch über ihre Erwartung und auch sehr über ihre Wünsche schnell verging. Zu ihrem Schrecken

ertönte von der Turmuhr schon der Glockenschlag zwölf, als sie ihn noch weit entfernt glaubte. Sie fing jetzt an, sich darein zu ergeben, daß der Gang, welchen sie so sehr scheute, wohl nicht mehr zu vermeiden sei, und suchte sich Mut einzusprechen durch den Gedanken, daß es ihr vielleicht gelinge, dadurch viel Unangenehmes abzuwenden. Allein statt des Mutes kam immer nur Wehmut in ihre Seele; traurig lehnte sie sich aus dem Fenster ihres Stübchens hinaus in den Garten voll heiteren Sonnenlichts, als wolle sie in der stärkenden Lenzluft auch Stärkung suchen für ihr zagendes Herz. „Ach, wer jetzt schenken könnte, statt zu borgen!“ so seufzte sie leise und blickte mit einer Thräne im Auge auf den grünen Rasen hinab. Siehe, da kam von der unteren Pforte des Gartens ein Wanderer herauf, der, wie es schien, etwas zu kaufen anbot.

Wenigstens trug er unter dem Arm ein in Wachsleinwand gehülltes Paket, welches er von Zeit zu Zeit gegen sie emporhob, und dabei einige Worte sprach, die ihr aber der großen Entfernung wegen noch unverständlich waren. Schnell eilte sie hinab an die Thür, welche zum Garten führte, um zu sehen, was der Fremde, der auf so ungewohntem Wege dem Hause zuschritt, denn eigentlich bringe. Als sie sie erreicht hatte, war jener auch schon nahe und redete sie höflich an: „Ach, nehmen Sie mir es nicht übel, Fräulein, ich komme wohl von der unrechten Seite in Ihre Wohnung. Sehen Sie, hier habe ich ein schönes Stück Leinwand zu verkaufen; und da ich nun unten von der Pforte aus eine feine Jungfrau am Fenster sah, so dacht' ich, es wäre vielleicht ein Geschäft zu machen.“ — „Ach, guter Freund, da haben Sie sich sehr geirrt!“ antwortete Ottilie, ein wenig zurücktretend. „Ich habe gar kein Geld zu irgend einem Einkaufe übrig und möchte lieber selbst etwas verkaufen.“ — „O, schauen

Sie nur das Gewebe einmal an!" rief jener, die schwarze Hülle von dem Paket ablösend, „es ist wirklich sehr fein und schön. Ich habe die Ware von einem unbekannten hausierenden Handelsmann spottwohlfeil gekauft; und so will ich sie auch um ein Billiges wieder hingeben; denn mich lange damit herumzutragen, wird mir nur beschwerlich. Hören Sie einen vernünftigen Vorschlag! Dort unten hat mir ein kleiner Knabe gesagt, der Vater des Fräuleins am Fenster sei ein Musikus; das bin ich gerade auch, aber leider für jetzt nur ein wandernder. Nun habe ich eben einige Musikalien sehr nötig und meine Kasse ist schlecht bestellt. Wenn Sie mir daher etwas von der Art für die Leinwand überlassen könnten, so würden wir vielleicht auch ohne Geld des Handels einig."

Der Vorschlag dünkte Ottilie doch gar zu anlockend. Schnell eilte sie zu ihrem Vater, um dessen Meinung darüber zu hören; und dieser, der trotz seinem Schmerz über die echte Mädchenfreude an der schönen Leinwand lächeln mußte, erlaubte ihr einige ihm entbehrliche Noten dafür hinzugeben. Sehr vergnügt brachte sie sie herbei; der Fremde durchblätterte sie, war mit ihnen zufrieden und reichte Ottilie die Leinwand dafür zum Tausche hin.

„Sie bekommen sie eigentlich zu wohlfeil," sagte er, „doch ich denke, einer schmucken Jungfrau gegenüber muß man es so genau nicht nehmen. Eines aber will ich mir doch noch ausbedingen. In etwa drei Wochen komme ich wieder; dann müssen Sie mir noch ein Frühstück in den Kauf geben, und ein feines Tuch von der Leinwand, das Sie selbst genäht haben." — „Sie scherzen wohl?" antwortete Ottilie lächelnd. „Doch meinethalben! wenn es auch Ihr Ernst wäre. Sie sollen das Frühstück haben und das Tuch dazu." — „Ja, ja!" es ist auch mein Ernst; darauf können Sie

sich verlassen!" erwiderte jener. „In drei Wochen bin ich wieder hier. Leben Sie wohl indessen! Mich freut's, wenn Ihnen die Leinwand eine vergnügte Stunde macht." — So sprechend ging er mit freundlichem Gruße des nämlichen Weges wieder zurück, auf welchem er gekommen war.

Langsamen Schrittes trug Ottilie das ziemlich schwere Paket die Treppe hinan in ihr Stübchen; doch kaum hatte sie sich dort von der Last befreit, als sie desto rascher und fröhlicher an den Schrank eilte, das schon lange ungebrauchte Meter herbeizuholen, um den eigentlichen Wert ihres Einkaufes zu ermessen. So viel hatte sie indes schon ohne weitere Berechnung bloß an der Güte der Leinwand erkannt, daß dieser Wert vollkommen hinreichend sei, die für den Abend gefürchtete Mahnerin als Unterpfand künftiger Bezahlung zufrieden zu stellen. Für diesmal also war sie noch durch ein freundlich Geschick des ihr in der Seele verhaßten Borgens überhoben; und so blieb ihr ja vor Tische noch Zeit genug übrig, den so zur guten Stunde gekommenen Schatz nach Herzenslust auszumessen.

Das that sie denn auch mit emsigem Fleiße, weiter und weiter rollend, bis sich ein hoher Leinwandhaufen in ihrem Stübchen auftürmte, und dagegen das ansehnliche Paket beinahe völlig verschwunden war. Jetzt wollte sie noch den letzten Rest auseinander wickeln, doch plötzlich fühlte sie sich durch etwas gehemmt.

Sie hob die schmale noch übrige Rolle vom Boden in die Höhe, und siehe, ein kleines goldenes Häckchen schimmerte daraus hervor und hatte die Stockung verursacht. Verwundert schob sie es zurück, löste dann vorsichtig mit der Hand den Rest der Leinwand auseinander und — wie groß war jetzt ihr Erstaunen, als jetzt der letzte Zipfel sich öffnete und eine zierliche goldene Kette hell und glänzend vor ihren Augen dalag. —

Noch betrachtete sie aufmerksam und sorgfältig den reichen Schmuck, der, wie sie vermutete, wohl zu einer schlimmen Stunde vor der Raublust goldgieriger Soldaten in der Leinwand versteckt worden sein mochte und doch der Raubgier nicht hatte entgehen können, als eine alte, sehr wortreiche Verwandte zu ihr ins Zimmer trat, welche sich von Zeit zu Zeit nach ihres Vaters Befinden zu erkundigen pflegte. Mit weit offenen Augen und übereinander geschlagenen Armen blieb sie einen Augenblick in sprachloser Verwunderung an der Thüre stehen, als sie das glänzende Kleinod in Ottiliens Hand erblickte; doch bald gewann die gewohnte Weise wieder ihr Recht und mit beredten Fragen und Ausrufungen begehrte sie Aufschluß, auf welche Weise denn dieser Schatz hier unter dies ärmliche Dach gekommen sei. — Das durch ihren Besuch selten sehr erfreute Mühmchen erzählte ihr nun so kurz als möglich, was vorgefallen war; worauf sie denn im eigentlichsten Verstand redselig sich über alle Vorteile des glücklichen Ereignisses verbreitete, eifrig berechnend, was alles für den Ertrag der Kette angeschafft, verbessert und wieder instand gesetzt werden könnte. Dieser anziehende Stoff würde sie wahrscheinlich sehr lange beschäftigt haben, wenn nicht, zum Glück für Ottilie, der Gedanke ihr noch anziehender gewesen wäre, zuerst die merkwürdige Nachricht einigen Bekannten und Freundinnen mitzuteilen. Jetzt, dies als den höheren Genuß erkennend, nahm sie ziemlich bald wieder Abschied und eilte, den Herrn Onkel und die Erkundigung nach seinem Befinden für den Augenblick völlig vergessend, so schnell sie konnte, an das ihrer wartende angenehme Geschäft.

„Also für unser entschiedenes, rechtmäßiges Eigentum hält sie die Kette?“ so überlegte Ottilie, als sie wieder Ruhe zur ungestörten Überlegung hatte. „Aber

ist sie denn das auch wirklich? Gehört sie nicht eigentlich dem, der mir die Leinwand verkaufte? Er kennt nach allem, was er mir beim Kaufantrage mitteilte, den rechtmäßigen Eigentümer nicht, und kann ihn vielleicht gar nicht ausfindig machen und sie also nicht zurückgeben, ich aber weiß, wem sie vor mir gehörte. Alles, was wir hoffen können, ist doch nur, daß, wenn all sein Forschen nach dem rechtmäßigen Eigentümer erfolglos bleibt, und er billig ist, er uns vielleicht einen Teil des Gewinnes zukommen läßt. — Der Vater muß darüber entscheiden!" rief sie aus, und wollte schon eilen, ihn zu Rate zu ziehen; doch plötzlich besann sie sich, daß Kranke es gern sehen, wenn man das rasche Leben der Außenwelt, in welchem sie nicht mehr heimisch sind, in etwas gemilderten Farben vor ihnen erscheinen läßt. So trug sie denn still geschäftig den Tisch mit dem dürftigen Mittagsmahle an des Leidenden Ruhebett und erzählte nun während der Mahlzeit ruhig und heiter, was sich zugetragen hatte.

Ohne Zögern erklärte der Vater, ganz ihrer Meinung beistimmend, daß die Kette dem Fremden von diesem Morgen zunächst gehöre, und entschied, daß sie in dem Schranke, welcher seine liebsten Musikalien und seine echte Cremoneser Geige — seine einzigen Schätze — enthielt, bis zu dessen Rückkehr aufbewahrt werden solle. —

Jetzt, da Ottilie dem Übel abzuhelfen wußte, erzählte sie auch, daß die Hauswirtin sie wegen des Mietzinses gemahnt habe, und bat um Zustimmung, die Leinwand als Pfand bei der Ungeduldigen einsetzen zu dürfen. Ein freundliches Nicken des Vaters war seine Antwort, und — schon wieder von den Nachmittagsstunden abgerufen — eilte nun die beruhigte Tochter geflügelten Schrittes die Treppe hinab.

O, wie viel leichteren Herzens ging sie jetzt an

ihr ermüdendes Geschäft, als am Morgen. Mit wie heiterem, neugestärktem Vertrauen blickte sie zum Himmel empor! des festen Vorsatzes, nie wieder den Mut zu verlieren und in jedem Augenblick der Sorge des heutigen Tages zu gedenken. — Und als sie nun in der Abenddämmerung heimkehrte und jetzt auch die gefürchtete Hausbesitzerin befriedigt hatte, da ward bei ihr das Sprichwort wahr, daß ein Glück, wie ein Unglück selten allein kommt; denn der Arzt, welcher seit mehreren Tagen ausgeblieben war, erschien wieder, fand ihren Vater um vieles besser und gab Aussicht, daß er nun mit dem nahenden Sommer Kraft und Gesundheit wieder erlangen werde.

Froher Hoffnungen voll, wie sie es lange nicht gewesen war, brachte nun Ottilie den übrigen Abend hin. Ihre leicht erregte Phantasie reihte ein heiteres Gebilde nach dem anderen für die Zukunft zusammen, und das nämliche Auge, welches heute erwachend mit Thränen schmerzlicher Wehmut den wolkigen Morgen begrüßte, schlummerte nun, nach inbrünstigem Abendgebete, noch feucht vom Tau reiner kindlicher Freude im sanften Mondenlichte ein.

Der Arzt hatte nicht zu viel gesagt. Noch ehe drei Wochen vergingen, war Ottiliens Vater beinahe völlig wiederhergestellt, und mit um so lebhafterer Erwartung sahen nun beide der Rückkunft des Fremden entgegen. Manches Bedürfnis war indessen noch für den Genesenden herbeizuschaffen gewesen, manche kleine Verlegenheit war wieder gekommen, in welcher sie gern die Kette zu Hilfe genommen hätten, hätte es sich nur mit Recht und Pflicht vereinen lassen. Allein da dies nun einmal nicht der Fall war, so verstand es sich auch bei ihnen schon völlig von selbst, daß sie ganz ruhig und unberührt in dem kleinen Wandschranke liegen blieb.

Die Zeit, die der Fremde zu seiner Rückkehr bestimmt hatte, war schon vorüber und noch immer ließ er sich nicht wieder sehen, so daß Ottiliens Vater, welchem gerade jetzt zu sehr gelegener Zeit eine kleine Summe für musikalische Arbeiten einging, im Scherz von der Tochter begehrte, sie solle am nächsten Tage ein Frühstück, wie man es Gästen vorsetzen könne, für den Erwarteten bereiten; dann werde er zum Dank für die Aufmerksamkeit wohl erscheinen. Lachend verhieß sie den Versuch, und siehe, der Zufall wollte, daß gerade am folgenden Morgen — es war ein schöner, heiterer Sonntag — als sie eben unten im Hause beschäftigt war, der Fremde wirklich wie gerufen von der Straße zu ihr hintrat.

Er war heute weit besser und sorgfältiger gekleidet, als das erste Mal; und fast schien es der etwas verlegenen Jungfrau, als habe sie ihn damals zu nachlässig behandelt. Höflich führte sie ihn jetzt sogleich zu ihrem Vater in den Garten, den er mit Erlaubnis der Eigentümerin zu seiner Erholung benützte, und erzählte ihm schon im Gehen von der so seltsamerweise gefundenen Kette. Doch der Fremde wollte ihr nicht glauben und erwiderte lachend, sie wolle nur ihren Scherz mit ihm treiben; er sei aber sehr zu Zweifeln geneigt und werde sich hier wohl schwerlich eher überzeugen, als bis er selbst sehe. — „Das sollen Sie auch, mein Herr," erwiderte Ottilie. „Ich gehe doch gleich wieder ins Haus, dann will ich die Kette mitbringen." — Indessen hatten sie die schattige Laube im Garten erreicht; freundlich ward der Fremde dem Vater vorgestellt, von ihm als ein Kunstgenosse mit Gruß und Händedruck empfangen und nun ging Ottilie, die Kette zu holen. Als sie sie wirklich brachte, war des Fremden Erstaunen sehr groß, er nahm sie in die Hände und betrachtete sie genau; dann erklärte er aufs

bestimmteste, er werde dafür Sorge tragen, daß von dem rechtmäßigen Eigentümer wenigstens die Hälfte des Wertes dem Fräulein ausgezahlt werde. Ihr Vater, der nach Künstlerweise das Geld gering achtete, sobald er es nur nicht gerade für den Augenblick entbehrte, machte zwar einige Einwendungen dagegen und äußerte scherzend, er wisse aus der Erfahrung, daß es den jüngeren Künstlern oft weit leichter werde, Geld auszugeben, als welches zu erwerben; der Herr möge für eine mögliche Ebbe in der Kasse nur die Kette ganz oder wenigstens den größeren Teil des Erlöses behalten, für den Fall, wenn die Nachforschung nach dem Eigentümer erfolglos sein sollte. Doch sein Rat fand wenig Eingang; und mit einem leichten Erröten erwiderte der Herr: „Ach! was meine Künstlerschaft betrifft, so habe ich noch ein Geständnis abzulegen. Ein redlich Wort ist des anderen wert, und Sie gehen in jeder Rücksicht so gerade und offen mit mir um, daß es mir unmöglich ist, länger, sei es auch nur in einer Kleinigkeit, hinter dem Berge zu halten. Ich bin gar kein Musikus, wie ich dem holden Fräulein hier sagte, sondern ein Kaufmann aus D., der sich erst kürzlich in hiesiger Stadt niedergelassen hat. Zufällig war ich gerade eines Geschäftes wegen bei Herrn Weißing, als dessen Tochter zu ihm kam, um eine kleine Anleihe für ihre Lehrerin zu bitten, die sie so liebenswürdig und ihre Verlegenheit so groß schilderte, daß meine wärmste Teilnahme rege ward. Der alte Herr schlug trocken den gewünschten Vorschuß ab; das verdroß mich und ich sann hin und her, wie ich, ohne seine gefüllte Kasse und ohne das Recht, Ihnen auf irgend eine Weise etwas anzubieten, Hilfe schaffen möchte. Als ich wegging, begegnete mir unten im Hause die kleine Zurückgewiesene; sorgfältig erkundigte ich mich noch bei ihr nach dem Namen und der Wohnung ihrer Lehrerin,

und nun war mein Plan bald gemacht. Ich hatte wirklich, so wie ich's Ihnen, liebes Fräulein, erzählte, um sehr geringen Preis von einem hausierenden Handelsmanne ein Stück gar feine Leinwand gekauft, doch vor mehreren Jahren, als meine gute Frau — Gott hab' sie selig! — noch lebte. Die Leinwand hatte ich bei einem guten Freunde dahier eingelegt und so kam ich auf den Einfall, sie Ihnen in die Hände zu spielen, indem ich sie selbst auf wenig beachteten Wegen in Ihre Wohnung trüge und mich als einen durchreisenden Künstler bei Ihnen einführte, der sie gern für einige Musikalien umtauschen wolle. Es ging nach Wunsch, und wenn sie Ihnen zu statten gekommen ist, so soll die kleine Lüge mich nicht gereuen. Doch jetzt darf ich auch die Wahrheit offen sagen, die Ihnen doch sehr leicht durch irgend einen Zufall verraten werden konnte; denn, sollten Sie es durchaus verschmähen, die Kleinigkeit, die ich vorläufig kaum zu benutzen weiß, von mir anzunehmen, so können wir ja bei unserer Abrechnung das mit in den Anschlag bringen, was ich für die Leinwand bezahlte. — Aber nun, liebes Fräulein, daß ich, als ich mit Ihnen einmal verkehrt hatte, lebhaft wünschte, Sie und Ihren Herrn Vater näher kennen zu lernen, und mir, um wieder kommen zu dürfen, einen kleinen Nachtrag zu meiner Bezahlung von Ihnen ausbedingte, — werden Sie das auch wohl dem Unbekannten verzeihen? Ich bin hier noch ziemlich fremd und sehnte mich, guten Menschen näher zu treten. Auch würde ich schwerlich meine Zurückkunft so lange hinausgeschoben haben, hätte ich nicht gewußt, daß ich indessen eine Geschäftsreise machen müsse. Allein jetzt — wollen Sie mir denn auch halten, was Sie mir versprachen? Soll denn das von Ihnen selbst genähte Tuch nun mein sein, und ein freundlich gegebenes Frühstück dazu?" — Lächelnd reichte ihm Ot-

tilie das Tuch, und da gerade das bereitete Frühstück noch in der Küche harrte, weil der Vater, dem es schon hatte gebracht werden sollen, damit zu warten begehrte, bis er's im Garten verzehren könne, so konnte sie auch den zweiten Teil ihres Versprechens ohne alle Schwierigkeit erfüllen.

Mehr als eine Stunde brachte Hochberger — so hieß der Kaufmann — mit den heiteren einfachen Menschen, die er hier gefunden hatte, in traulichem Gespräche hin; denn es erging ihm, wie es öfter etwas verschlossenen Gemütern zu gehen pflegt.

Wenn ein solcher einmal jemand traf, dem sich zu nähern ihm leicht ward, dann ward es ihm auch, als würden alle Riegel seiner Brust mit einem Male zurückgeschoben. — Endlich mahnte ihn das Geläute der Kirchenglocken, daß es Zeit sei zu gehen, um nicht den Gottesdienst zu versäumen, und nach seinem Hut sich umsehend, sprach er gerührt: „Ach, wer nur öfter hier im Freien einen schönen Morgen mit Ihnen zubringen dürfte, um sich vom Rechnen und Zählen der Woche zu erholen. Würden Sie mir wohl vergönnen, am nächsten Sonntag nach dem Gottesdienste wieder zu kommen? Ich blase so ziemlich leidlich die Flöte, und wenn es Ihnen nicht zuwider wäre, könnten wir dann miteinander ein wenig Musik machen."

Die Bitte ward ihm gern gewährt und sehr vergnügt darüber, trat er nun auch noch mit der zweiten hervor, daß die Kette nicht in Geld umgesetzt, sondern ihm als Eigentum erhalten werden möge. Ein Sachverständiger solle ihren Wert bestimmen und er denke in kurzer Zeit die Hälfte desselben als ein solider Kaufmann auf das pünktlichste abzutragen. Ohne eine Antwort abzuwarten, empfahl er sich beiderseits verbindlichst.

Als Hochberger nach acht Tagen wiederkam und

seine Flöte mitbrachte, die er sehr gut blies, da verging die Zeit noch viel schneller, als das erste Mal. Die freundlich heitere Umgebung, das offene, unbefangene Wohlwollen, mit welchem er hier aufgenommen ward, erfreute und belebte ihn so, daß dem Glücklichen keine Stunde schlug. Der Mittag kam heran, ohne daß er die geringste Miene zum Aufbruch machte, bis endlich der Vater lächelnd gestand, so lieb ihm Musik und auch des neuen Freundes Gesellschaft sei, so komme ihm, dem kaum Genesenen, für den Augenblick doch ein stärkendes Mittagsmahl fast noch wünschenswerter vor; wenn aber jener mit seiner einfachen Kost vorlieb nehmen wolle, so solle er ihm von ganzem Herzen dabei willkommen sein. — Zu seinem großen Verdruß mußte Hochberger dies ablehnen, da er schon von anderer Seite geladen war; doch fügte er sogleich hinzu, wenn er in acht Tagen wieder kommen und auch zu Mittag bleiben dürfe, so werde er sich wohl hüten, eine andere Einladung anzunehmen; nur möge es ihm gestattet sein, sein zehnjähriges Töchterchen mitbringen zu dürfen. — „Ein Wort, ein Mann! wir erwarten Sie mit Ihrem Mariechen!“ rief der Vater mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, und Ottilie drückte ihre besondere Freude darüber aus, daß sie Gelegenheit haben werde, seine Tochter kennen zu lernen. Und nun brach Hochberger ohne längeren Aufenthalt auf, damit der noch etwas Angegriffene volle Freiheit erhalte, sich zu pflegen.

Am folgenden Sonntage ordnete Ottilie mit munterer Geschäftigkeit ein etwas besser als gewöhnlich bereitetes Mahl.

Und noch hatte die Mittagsstunde nicht geschlagen, als Hochberger, an der Hand sein Töchterchen führend, erschien. Ottilie sprang sogleich auf das etwas schüchterne Mädchen zu, herzte und küßte es,

führte es dann in den Garten, wo der Vater in der Laube die Gäste schon erwartete.

Während und nach der Mahlzeit unterhielt sich Ottilie fast ausschließlich mit Marie, welche alsbald ihre Schüchternheit ablegte und ganz zutraulich plauderte, was ihr Vater mit besonderem Wohlgefallen bemerkte. Nach einiger Zeit ergriff dieser das Wort, indem er sich an Ottilie wendete:

„Ich bin Ihnen beiden noch schuldig, Aufschluß über die Kette zu geben, welche Sie, Fräulein, in der Leinwand zu finden so glücklich waren. Dieselbe war der Brautschmuck meiner verstorbenen Frau, wie ich und auch der Goldarbeiter, der sie gefertigt hat, bei näherer Besichtigung erkannt haben. Wie sie in die Leinwand gekommen ist, weiß ich wohl nicht mit Bestimmtheit zu sagen, doch ist es mehr als wahrscheinlich, daß meine Frau zur Zeit, als der Krieg ausbrach und die feindlichen Truppen immer näher dem Orte rückten, wo ich damals, wie ich bereits mitgeteilt habe, ansäßig war, dieselbe durch das Verstecken in die Leinwand vor den beutegierigen Kriegern zu sichern glaubte, ohne mir noch irgend jemand davon etwas zu sagen. Noch ehe der Feind sich aus der Umgebung von D. zurückzog, erkrankte meine gute Frau am Typhus, der sie nur selten zum Bewußtsein kommen ließ und ihr in kurzem den Tod brachte. An die Kette wurde nicht sobald gedacht und als später nach ihr, aber vergeblich gesucht wurde, fiel der Verdacht, sie entwendet zn haben, auf eine von mir wegen einiger Veruntreuungen entlassene Magd, von der man nicht erfahren konnte, wohin sie sich nach ihrer Entlassung gewendet habe. Sie werden nun leicht einsehen, daß die so glücklich wiedergefundene Kette meiner Tochter Marie als der natürlichen Erbin gehöre und daher nicht veräußert werden könne.“ „O, das sei ferne, dieser teure Schmuck muß

dem lieben Mariechen aufbewahrt werden," riefen Ottilie und ihr Vater einstimmig, und der letztere setzte hinzu: „Für jetzt braucht Ottilie gar kein Geld, und nur, wenn wir einmal wieder in Verlegenheit kommen sollten, erlauben Sie uns wohl, einer kleinen Anleihe wegen uns an Ihre Güte zu wenden?" — „Wie können Sie nur glauben," entgegnete Hochberger, „daß ich meinem gegebenen Worte untreu werden und dem Fräulein Ottilie die Hälfte des Schätzungswertes vorenthalten wolle? Ich habe die Kette bereits abschätzen lassen." Er zog ein Beutelchen mit Geld aus seiner Rocktasche und überreichte es Ottilie mit den Worten: „Nehmen Sie denn in Empfang, was Ihnen gebührt!" „Das sei ferne," erwiderte diese. „Die uns halb geschenkte Leinwand hat uns schon zu Ihren Schuldnern gemacht. Wie könnte ich noch Geld annehmen!"

„Wenn Sie das Geld durchaus nicht annehmen, so wollen Sie doch gefällig bestimmen, was damit geschehen soll; denn zurücknehmen kann ich es nicht!"

„Zu bestimmen habe ich hier nicht," erwiderte Ottilie; „ich erlaube mir aber den Vorschlag zu machen, dasselbe zur Unterstützung der in dem benachbarten Dorfe N. durch Brand Verunglückten, von denen viele ihren Besitzstand nicht versichert hatten, zu verwenden."

„Vollkommen einverstanden; ich werde es unverweilt in Ihrem Namen denselben übermitteln."

„Ich muß bitten, in meinem Namen es nicht zu thun; denn das Geld kommt nicht von mir."

„Nun gut, es soll ohne Namen den Unglücklichen überreicht werden; unser Heiland sagt ja: die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut. Ehe ich jedoch diesem Geschäfte nachkomme, kann ich nicht umhin, Ihnen, liebes Fräulein, zu sagen, daß ich ein großes Anliegen an Sie habe."

„Und das wäre?"

„Es betrifft meine Tochter Marie. Meine Bitte geht dahin, daß Sie ihren Unterricht in weiblichen Dingen, der immer nur mündlich, ja, in den meisten Fällen sogar stumm, nämlich bloßes Beispiel, bloßes Benehmen sein soll, übernehmen. Alles, was ich hier gesehen und erfahren habe, hat mich zu der Überzeugung geführt, daß sie unter Ihrer Aufsicht und Leitung ihrer Bestimmung gemäß ausgebildet werde. Gestatten Sie demnach, daß sie schon jetzt ihre schulfreien Stunden bei Ihnen zubringe und allmählich lerne, was für das Leben notthut. Die Person, welche mein Hauswesen besorgt, kann ihr einen solchen Unterricht nicht geben, als sie bei Ihnen genießen wird."

„Herr Hochberger denken vielleicht doch zu günstig von mir. Wenn Sie indes keine zu hohen Ansprüche machen, so will ich gern willfahren und mir es angelegen sein lassen, Ihr ehrenvolles Vertrauen zu rechtfertigen."

„Nehmen Sie denn für diese Willfährigkeit meinen wärmsten Dank entgegen. Sie haben mir damit eine große Sorge vom Herzen genommen. Mit getrostem Mute gehe ich wieder an meine Geschäfte. Vor allem soll aber das von Ihnen verschmähte Geld dem edlen Zwecke zugeführt werden, den Sie angedeutet haben. Meine Marie mag mich auf diesem Gange begleiten, damit sie jetzt schon von Ihnen lerne, Barmherzigkeit zu üben."

Es dauerte nicht lange, so hing Marie mit kindlicher Liebe an Ottilie und machte zusehends Fortschritte. Ihr Vater unterließ aber auch nicht, sich dankbar zu beweisen. Immer inniger wurde das Band der Freundschaft zwischen den beiden Familien und dauerte nach dem Tode der Väter fort zwischen den Kindern.

Tante Watt.

„Nein, James,[1]) das ist nicht auszusteh'n,
Solch träumerischem Jungen,
Wie Du, ward, seit die Welt mag steh'n,
Kein Wiegenlied gesungen!
Seit einer Stunde hockt der Tropf
Schon wieder überm Theekochtopf
Und schaut, wie mit dem Dampfe
Der Deckel liegt im Kampfe."

„Ei, Tantchen, das verstehst Du nicht,
Bleib' Du bei Deinem Besen!"
Die Tante hält's für ihre Pflicht,
Ihm scharf den Text zu lesen.
„Die Watt's, sie waren allezeit
Geschickte, fleiß'ge Ehrenleut';
Du aber wirst auf Erden
Ein Taugenichts nur werden!

Sieh' mich, sieh' Dein' Geschwister an!
Sieh', wie sie emsig ringen,
Ein jedes auf erprobter Bahn,
Was Gutes zu vollbringen!

---

[1]) James Watt wird wohl erst als „zweiter Erfinder" der Dampfmaschine genannt. Aber immerhin ist seine „zweite Erfindung" — dieselbe beruht auf der entschiedenen Verbesserung seiner Vorläufer, daß er die Verdichtung des Dampfes in einem besonderen Gefäße bewerkstelligte — von so einschneidender umwälzender Bedeutung, daß das ganze neuere Dampfmaschinenwesen mit Recht auf ihn zurückgeführt werden darf.

So war's mein Lebtag bei den Watts;
Nur Du bist, träumerischer Ratz,
Dem Himmel muß ich's klagen,
Ganz aus der Art geschlagen!"

So schmält und eifert Tag für Tag
Miß Watt, die gute Tante;
So oft der Knab' am Theetopf lag,
Weissagt den Watts sie Schande.
Der Knabe thut, als hört' er's nicht,
Wenn er mit forschendem Gesicht
Des Dampfes Art und Wesen
Lebendig sucht zu lesen.

Manch Jahr, manch langes Jahr entschwand,
Der Knab' ist Mann geworden;
Da wird James Watt im Brittenland
Gepriesen aller Orten.
Was er am Theetopf einst bedacht,
Mit Glanz hat er's ans Licht gebracht!
Des Dampfes flücht'ge Geister
Gehorchen ihm als Meister.

Gehorchen ihm und staunend sieht
Die Welt ihr Riesenwalten.
's ist eine Kraft, die Glied für Glied
An ihr muß umgestalten.
Sie bricht sich Bahn von Stadt zu Stadt
Und wirkt und schafft — auch Tante Watt
Mit Staunen und mit Grauen,
Muß bald das Wunder schauen.

Sie steht und schaut, schaut mit Bedacht
Und faltet ihre Hände:
„Mein Gott, wer hätte das gedacht!"
So denkt sie — doch behende

Besinnt sie besser sich und spricht:
„Gottlob! so ist der kleine Wicht,
Dank meiner Scheltenworten,
Doch noch was Rechts geworden!"

Der Tanten, wie Miß Watt sich zeigt,
Giebt's viel noch auf der Erde,
Und zwar der bärtigen vielleicht
Noch mehr als ohne Bärte,
Die nie den Genius versteh'n,
Ihn hemmen, schelten und verschmäh'n,
Und siegt er doch, sich loben,
Sie hätten ihn gehoben.

Der musizierende Invalide und sein Kollege.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eben ein großer öffentlicher Park, voll herrlicher Bäume, und ist der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volks strömte hinaus und jung und alt, vornehm und gering freuten sich dort ihres Lebens, auch fanden sich dort viele Fremde ein, die sich an der Volksgunst erfreuten.

Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist.

So waren auch hier eine Menge Bettler, Drehorgelmänner, Harfenisten, die sich ihre Kreuzer zu verdienen suchten. In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Gratifikation nicht ausreichte. Betteln

mochte er nicht, er griff daher zur Violine, deren Spiel er von seinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme war. Er spielte unter einem Baume im Prater und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß er vor ihm saß und seines Herrn Hut mit dem Maule hielt, in welchen die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten. Heute stand er auch da und fiedelte, und der Pudel saß vor ihm und hielt den Hut, aber die Leute gingen vorüber und der Hut blieb leer. Hätten ihn nur die Leute einmal angesehen, sie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen. Dünnes, weißes Haar deckte kaum seinen Scheitel; ein alter fadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nötig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen; eine Kartätschenkugel hatte die zwei anderen bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für sein letztes Geld Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine alten Märsche und Tänze. Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Wie ein Stachel drang es bei ihrer überlauten Fröhlichkeit in seine Seele — heute abends mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der That besser daran, er fand doch vielleicht einen Knochen unter einem Gußsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte. Schon war es ziemlich spät am Nachmittage, und seine Hoffnung war so nahe am Untergange, wie die Sonne; denn schon kehrten Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf sein wetterhartes, vernarbtes Gesicht.

Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tiefempfindenden Mitleids betrachtete.

Als endlich alles fruchtlos blieb, und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein und stützte die Stirn in die hohle Hand, und die Erde saugte einige heimliche Thränen ein, und sie sagte es nicht weiter. Der Herr aber, der dort am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Thränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sehe. Es war aber, als wenn die Thränen wie siedend heiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären, so rasch trat er herzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Euere Geige ein Stündchen!" Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging, wie er mit der Geige. Sie war nun so schlecht nicht, nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Er stimmte sie glockenrein, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege, nun nehmet Ihr das Geld und ich spiele." Er fing nun wirklich zu spielen an, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr, denn der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war es, als jubilierten Engelstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Töne schweren Leides aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen, und sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; jedermann sah es, der Mann geigte für den Armen, aber niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer, selbst die Kutschen der Vornehmen

hielten an. Und was die Hauptsache war, jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremdling beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem das Herz war. Der Pudel knurrte, war es Vergnügen oder Ärger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter!“ riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!“ Der Alte that dies, und richtig! er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo über das andere erschallte. Alle Welt war davon entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Kaiserliedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser! ꝛc.“ über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen, denn die Österreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz von ganzem Herzen und er verdiente es auch. Allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er die Geige in des glücklichen Invaliden Schoß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war das?“ rief das Volk.

Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl, es war der ausgezeichnete Violinist Alexander Bouché, welcher hier seine Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen!“

Dieser Herr hielt seinen Hut hin und aufs neue flogen Geldstücke in den Hut dessen, der ihn diesmal für den Invaliden aufhob. Alles gab, und als der Herr abermals das Geld in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: „Bouché lebe hoch!“

„Hoch! hoch! hoch!“ rief das Volk.

Und der Invalide faltete die Hände und betete: „Herr, belohne Du es ihm reichlich!“ Und ich glaube, es gab an diesem Abend zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der nun für lange Zeit einer Not enthoben war, und der andere war Bouché, dem sein Herz ein Zeugnis gab, um das man ihn beneiden möge.

Inhalt.

Würfel, Adolf

Unterhaltungsbuch am häuslichen Herde für Jung und Alt

Regensburg 1886